Friedrich Schlögl's

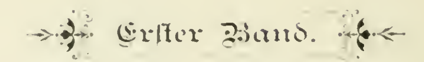
Gesammelte Werke.

Wiener-Blut.

Wiener Blut.

Friedrich Schlögl's

Gesammelte Schriften.



Erster Band.

Wiener Blut.



Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.

Wiener Blut.

Kleine Culturbilder

aus dem

Volksleben der alten Kaiserstadt an der Donau.

Von

Friedrich Schlögl.



Wien. Pest. Leipzig.

A. Hartleben's Verlag.

Druckerei „Leykam", Graz.

Die Wiener haben einen großen Vorzug vor den Norddeutschen, sie sind keine Philister.

Glaßbrenner (1836).

Ach, das muß ja prächtig sein, dort möcht' ich hin:
's gibt nur ein' Kaiserstadt, 's gibt nur ein Wien!

Bäuerle („Aline" 1820).

O Wien, o Wien, du märchenvoller Klang!
Dem Sinnenden, der dir in's Herz gesehen.

Karl Beck (1838).

Alleweil fidel, fidel!

Fürst (1870).

Inhalt.



Friedrich Schlögl.

Einleitung.

Friedrich Schlögl wurde am 7. December 1821 zu Wien, in der Vorstadt Mariahilf, geboren. Er war das Aelteste unter vierzehn Kindern, deren Erziehung den blutarmen Eltern — der Vater war Hutmacher — manche Hartsal bereitete. Friedrich, ein Knabe von lebhaftem Temperamente und bewegtem Geiste, lernbegierig und empfänglich, wurde, nicht ohne einen Aufwand von Opfern, in's Gymnasium geschickt, wo er zum ersten Mal an den „Brüsten der Wissenschaft" zu saugen begann. Wichtiger aber als der Schulunterricht waren für ihn die poetischen Anregungen, die er im Vaterhause empfing. Wie eng die Familienstube auch war, sie hatte gastlichen Raumes genug, um den Musen und Grazien Platz zu gewähren. Nach des Tages Müh' und Arbeit oblag der Vater der edlen Beschäftigung, aus entliehenen Büchern die schönsten Balladen Bürger's und Schiller's abzuschreiben, um sie nach der „dürftigsten Einbrennsuppe" und dem „Kartoffel-Souper" den Seinen vorzulesen. Er las, wie Schlögl in seiner Lebensskizze im „biographischen Lexikon des Kaiserthums Oesterreich" von Wurzbach und in einem mir vorliegenden kleinen „Curriculum vitae" mittheilt, gut und mit ergreifender Wärme; denn er hatte seine natürliche Anlage an den besten Vorbildern der damaligen Glanzepoche des Theaters an der Wien geschult. Mit angehaltenem Athem lauschte die kleine Zuhörerschaft, Friedrich insbesondere, der in den Genüssen und Wonnen der Poesie schwelgte; und spät im Alter noch, wenn er von seiner kümmerlichen Jugend erzählte, gedachte er gern und

dankbar des unermeßlichen Einflusses, den jene schlichte und urwüchsige „Bildungsschule" auf die Entwickelung seines Geistes und Gemüthes ausgeübt hatte. Er wurde warm und weich bei solchen in traumhafter Ferne liegenden Erinnerungen. Im Uebrigen erging es ihm wie anderen begabten und phantasievollen Kindern: er besaß einen unstillbaren Lesehunger und verschlang alles Gedruckte, das ihm ein freundlicher Zufall in die Hände spielte. In seinem siebenten und achten Jahre waren es jene holden Büchlein, deren mancher von uns als trauter Kindheitsgenossen treu gedenkt und sich ihrer bis auf's Einzelne, bis auf Druck, Papier und Umschlagsfarbe erinnert, waren es die Schriften von Christoph Schmid, Chimani, Campe und Anderen, welche ihm Genuß und nachhaltigen Eindruck gewährten. Rührende Erzählungen und Geschichten, wie „Die Ostereier", „Rosa von Tannenburg", „Der gute Fridolin und der böse Dietrich", die er vor Olim's Zeiten im Vereine mit seinen Geschwistern, bei kärglichem Lampenlicht und dürftig geheiztem Ofen, zu lesen bekommen hatte, vergaß er nicht bis in sein hohes Alter. Sie hoben ihn, den Knaben, über das häusliche Elend hinweg; er litt und freute sich mit den Helden und Heldinnen, deren Schicksale er auf geringem Löschpapier verzeichnet und mit grellfarbigen Bildern illustrirt fand; und er sprach später die Vermuthung aus, ob sich nicht diese viellieben Sächelchen durch ihre Einfachheit und Einfalt und wegen ihres sittlichen Gehaltes in Herz und Seele bleibend einprägten und die Grundlage bildeten für den künftigen Lebensgang. Bei zunehmender Reife kamen als mit Begier aufgenommene Lesebücher die damals eben auftauchenden „Heller und Pfennig Magazine" an die Reihe, ferner „Die Welt in Bildern" von Comenius, Raffs „Naturgeschichte" und Fenelon's unsterblicher „Telemach". Aber die Krone des Ganzen war, die höchste Begeisterung erregte das Buch der Kinderbücher, Robinson Crusoe, und nach ihm die Märchen von „Tausend und eine Nacht". Diese unerschöpfliche Reihe wunderbarer Bilder zog die jugendliche Einbildungskraft auf das Lebendigste an, erschloß neue Welten, rüttelte das Denkvermögen auf und beschäftigte es unablässig.

Einen erhöhten Reiz bot dem sachte Heranreifenden der ästhetische und dramatische Unterricht, den seine Tante, die einstmals berühmte Schauspielerin Josefine Gottdank, ihren zahlreichen Zöglingen ertheilte und dem er als stummer Zuhörer beiwohnen durfte. So hörte er allenthalben um sich den kastalischen Quell rauschen und trank aus ihm mit vollen Zügen.

Leider zwang ihn die Nothlage der Eltern, die Gymnasialstudien zu unterbrechen und eine Anstellung zu suchen. Er fand sie im Jahre 1840 in einer Militär-Rechnungskanzlei. Nachdem die Leidenszeit eines unbesoldeten Praktikanten um war, ging er ruckweise in die Rangsclasse der Honorirten über. Nach neunjähriger Dienstesfrohne betrug sein Monatsgehalt vierzehn Gulden. Die Beschäftigung erdrückte den Geist und lähmte den Flügelschlag der Seele. Er war, wie es in dem erwähnten Artikel bei Wurzbach heißt, im rauschenden Lenz der Jugend verurtheilt, bei der trockenen Arbeit einer „Achtel- und Hundertel-Kreuzer-Verrechnung" und der Erlernung der Geheimnisse des nichts weniger als classischen „halbbrüchigen" Bureaustyls geistig fortzuvegetiren. Nach einer langen Kette von Geduldproben und Entbehrungen wurde er endlich zur Hofkriegsbuchhaltung übersetzt, wo er den Genuß hatte, neue Variationen der amtlichen Leiden kennen zu lernen. Mühsam auf den Stufen der endlosen Leiter des Anciennitäts-Avancements emporklimmend, trat er, in seinen Hoffnungen erschöpft, von schwerer Krankheit heimgesucht, im Jahre 1870, nach mehr als dreißigjähriger Dienstzeit, in Pension. Aber die Bezüge waren für den Subalternbeamten nicht glänzend bemessen.

Schlögl wurde allzeit ernst und traurig, wenn er auf seine Bureauzeit zu sprechen kam, wenn er erzählte von der Qual des Actendienstes, von dem Uebermuth der Aemter, von der despotischen Willkür der Vorgesetzten, die bei der geringsten Insubordination, bei der dürftigsten Regung irgend eines männlichen und menschlichen Stolzes mit „Vernichtung" drohten, und oft meinte er, er könnte über das Beamtenthum im ehemaligen Oesterreich eine Komödie schreiben, aber keine göttliche.

Mit Energie und festem Willen ausgerüstet, überwand er sich und die Verhältnisse, Trost suchend und findend in der innigsten Beschäftigung mit der Literatur. Wie er als Kind war, so blieb er als Mann: er las alle Bücher, die die Zeit beschäftigten und erregten, mit besonderer Freude jene, die mit dem bevormundenden Geiste eines veralternden Systemes brachen und muthig eintraten für das Recht und die Freiheit des menschlichen Denkens und Empfindens. Er ließ sich keine Mühe verdrießen, um Lieblingsgedichte aus Zeitungen und Büchern herauszuschreiben, und zeigte nicht ohne Stolz sein altes Heft, in welchem sie schön geschrieben zu lesen waren. In den letzten Dreißiger Jahren überfiel ihn der Drang zu eigener Production. Die ersten Versuche entsprachen im lammfrommen Vormärz den genügsamen Anforderungen der zahmen belletristischen Provinz- und Wiener-Blätter, zumal man derlei poetische Anfängereien nicht zu honoriren pflegte. So entstanden denn vorerst die üblichen lyrischen Schwärmereien, die obligaten Liebesgedichte, sogenannte „Gedankenspäne", dann kleine Humoresken, kurze topographische Schilderungen nach jeweiligen Ausflügen und Landpartien in die schöne Umgebung Wiens und ähnliche Stylübungen und fanden ihre Lagerplätze in Taschenbüchern, Almanachen, illustrirten Kalendern, in gemeinnützigen und gangbaren Unterhaltungszeitschriften, bis das Sturmjahr 1848 hereinbrach, welches den Empfindungen und damit auch den schriftstellerischen Arbeiten eine andere und ernstere Richtung gab. Nun galt es in „Politik" zu machen, den sich überhastenden Tagesereignissen und der wechselnden Tagesströmung zu folgen und in populärer Weise in den fast stündlich auftauchenden Volksblättern das Heil der Menschheit zu predigen — natürlich honorarlos. Den großen Tag des Umsturzes und der Neubildung hatte Schlögl, gleich unzähligen Anderen, mit Freude und Begeisterung begrüßt. Eine morsche Welt war zerfallen, und Jedermann hatte das Gefühl, daß aus dem Schutte etwas Neues entstehen müsse, aber Niemand wußte, welches Antlitz dies Neue tragen werde. Es lockte und reizte, denn der Wunsch nach Reformen war mächtig geworden in allen Herzen und die daran sich knüpfenden Hoffnungen waren von dem schönsten Grün,

sie brachten die Menschen enger und herzlicher aneinander, als dies in ruhigen Zeitläuften der Fall zu sein pflegt, und erhielten sie in erwartungsvoller Spannung und Erregung. Schlögl lauschte mit feinem Ohr dem Pulsschlage der Zeit; er nahm, innerlich bewegt und ergriffen, den lebhaftesten Antheil an den stürmenden Ereignissen, doch irgendwie activ betheiligte er sich an denselben nicht und konnte es nicht. Er war kaiserlicher Beamter und hatte sich zudem gerade im Jahre 1848 einen eigenen Herd gegründet, von dem die erwärmendste Flamme für ihn ausgehen sollte. Er war mit Anna Wild vermählt, einer durch Herzensbildung ausgezeichneten, schönen Frau, die ihren Gatten mit allen seinen Besonderheiten verstand und ihn baß zu behandeln wußte. Zwei Söhne gingen aus der Ehe hervor; ein dritter starb in zarter Kindheit. —

Indessen verrauschten die Wogen der Revolution. Altes Gerölle hatten sie hinweggerissen und ein neues zurückgelassen. Andere Zeiten kamen und andere Menschen. Vieles war besser geworden, manches schlechter. Das nächste Ergebniß war eine grimme Reaction mit all ihrem denunciatorischen Zubehör. Mit Schlögl's literarischer Thätigkeit auf politischem Gebiete nahm es ein- für allemal ein Ende. Wieder hieß es, sich andere, minder gefährliche Stoffe zu wählen. Zu seinem Heil fand er bald das seiner Eigenart entsprechende Gebiet, auf dem er ein Meister wurde. Zunächst holte er sich Freude und Freunde unter seinen geliebten Büchern, die er mit einem Sammeleifer, dem freilich seine kärglichen Mittel nicht entsprachen, auf dem Tandelmarkt und in allen möglichen Antiquarbuden aufstöberte und oft um wenige Kreuzer erwarb. Wenn er zur Zeit, als er noch im „Flügelkleide schwärmte", sich für sentimentale und thränenvolle Poesien begeisterte, für Schiller's Gedichte „An Laura" und Schulze's „Bezauberte Rose", später für den Titanismus der deutschen Sturm- und Drangperiode, für Stilling's „Jugend", ein Buch, das er Nachts unter sein Kopfkissen steckte, für die „Räuber", „Fiesco", Klinger's „Zwillinge", Gerstenberg's „Ugolino", so griff er jetzt in seiner Rüstkammer der Bildung nach solchen Lieblingen, die der Reife

der Jahre entsprachen und die ihre Werke nicht aus idyllischen Traumzuständen schöpften, sondern aus dem rastlosen Borne der Zeit. Schlögl schaute gerne hin zum Morgenroth. Und er selbst langte wieder nach der Feder.

Sein Freund Karl Sitter gründete nach überstandenem Martyrium im Jahre 1857, unter der Patronanz der Firma Waldheim, das heute noch bestehende humoristische Wochenblatt „Figaro", das später durch das Beiblatt „Wiener Luft" bereichert wurde. Für dieses neue Unternehmen nun begann Schlögl zu schreiben und erhielt in dem genannten Jahre sein erstes Honorar. Durch mehr als zwanzig Jahre war er Sitter's ständiger Mitarbeiter, die „Wiener Luft" enthielt in den ersten Jahrgängen die meisten Beiträge aus seiner Feder. Inzwischen war er auch in hervorragender Weise bei den politischen Blättern „Wanderer", „Neues Wiener Tagblatt" und „Deutsche Zeitung" als Feuilletonist thätig. Er verfaßte biographische Artikel und Reiseberichte, theils von seinen häufigen Kreuz- und Quergängen und Fahrten durch die Alpenländer Oesterreichs, theils von weiter her, von Paris und Aegypten. Aber seine bedeutendsten und originellsten Arbeiten waren die Skizzen aus dem Wiener Volksleben. Sie machten ihn beliebt und berühmt und sie sind sein Vermächtniß an sein Volk. Außer an den schon erwähnten Zeitungen betheiligte er sich als Mitarbeiter noch an der Wiener „Heimat", an der „Neuen Illustrirten Zeitung" und an Rosegger's, seines lieben Freundes, „Heimgarten". Nach und nach erschienen seine Schriften gesammelt in Buchform. Es sind: „Wiener Blut." (Sammlung der kleinen Culturbilder aus dem Wiener Volksleben.) Wien, 1873. 4. Auflage. 1876. — „Wiener Luft." (Neue Folge des Vorigen.) Wien, 1875. 2. Auflage. 1876. — „Wienerisches." (Dritte Folge.) Wien und Teschen, 1883. 2. Auflage. 1884. — „Alte und neue Historien von Wiener Weinkellern." Wien und Pest, 1875. — „Das curiose Buch." (Von Sammlern.) Mit Illustrationen. Ebenda, 1882. — „Aus Alt und Neu Wien." (Vortrag.) Wien, 1882. — „Vom Wiener Volkstheater." Wien und Teschen, 1884. — „Ferdinand Sauter."

(Vortrag.) Wien, 1882. — „Wien." (Sammt Führer.) Mit Illustrationen. (Europäische Städtebilder.) Zürich, 1886 und 1887. — „Von den besten Büchern." Wien, 2. Auflage. 1889.

Die drei erst genannten Bücher, „Wiener Blut", „Wiener Luft" und „Wienerisches", enthalten die Quintessenz seines Schaffens und werden nicht vergessen werden, solange es eine Wiener Chronik gibt. Als Culturhistoriker seiner Vaterstadt eroberte er sich ein weites Feld, das zwar vor ihm schon bebaut wurde, z. B. von dem trefflichen alten Pezzl, dessen Schriften Schlögl selbst sehr hoch hielt, von keinem aber mit so viel Talent und so starker Liebe wie von ihm, dem diese Zeilen gelten. Seine Aufsätze über Wien und die Wiener sind der Ausfluß einer durchaus eigenartigen, auf sich selbst ruhenden und in sich gefestigten, charaktervollen Persönlichkeit, und ganz in ihrem vollen Werthe kann sie vielleicht nur Derjenige würdigen und schätzen, dem diese Persönlichkeit bis auf ihren innersten Kern vertraut und sympathisch war.

Darum sei es nicht mit Ungunst vermerkt, wenn ich an dieser Stelle einige wenige persönliche Bemerkungen einflechte, die mir zur Charakterisirung des Merkwürdigen und Vortrefflichen unerläßlich scheinen. Seit acht Jahren stand ich zu ihm in den engsten freundschaftlichen Beziehungen, Freud und Leid hatten wir gemeinsam und mit innigster gegenseitiger Theilnahme durchlebt. Er, der zwar eine Unzahl von Bekannten, aber doch nur wenige engere Freunde besaß, die er seines vollen Vertrauens würdigte, schloß seine verriegelte Brust in Lieb' und Treue vor mir auf, die für mich, den viel Jüngeren, oft rührend war, und er besprach mit mir ohne Rückhalt, was ihn bewegte und erfüllte, wenn wir lustwandelten in Stadt und Land oder des Abends gemüthlich hinter dem Kruge saßen, was mitunter nach längeren Pausen, zu Zeiten auch mehrmals die Woche geschah, immer aber genußreich war: denn, trotz allem Einwand, er war einer der unterhaltendsten, erfahrensten und gescheidtesten Männer Wiens. So ward es mir vergönnt, ihn in der vollen Originalität seines Wesens kennen zu lernen; und nicht allein seine Außenseite, welche,

da sie sehr stachelig sein konnte, manchen, besonders einen Solchen, der sich in seiner Haut nicht ganz sicher fühlte, zurückstieß, sondern den tiefsten Grund seines Gemüthes, wo zarte und warme Empfindungen wohnten: Treue, Güte, Theilnahme, Hilfsbereitschaft, ein ganzes, kräftig pulsirendes, deutsches Manneshherz. Die Redensart von der rauhen Schale mit dem guten Kerne ist in den meisten Fällen eine leere, nichtsnutzige Phrase, in Bezug auf Schlögl war sie eine Wahrheit. Er besaß ein heißes Blut und ein leidenschaftliches Temperament, das auch zu den Regungen und Aeußerungen heftigen Zornes geneigt war. Vieles an Menschen und Dingen war ihm nicht recht, und was er tadelnswerth fand, tadelte er offen und unumwunden. Der Zug, den schon der alte Schulmeister Schmeltzl an den Wienern hervorhob, daß sie „Schimpfere“ seien, war auch unserem Freunde eigen. Er hatte einen starken pädagogischen und moralisirenden Trieb und betrachtete es als seine Aufgabe, zu kritisiren, zu bessern und zu helfen. Sein scharf blickendes, sein beobachtendes Auge war auf die Fehler und Gebrechen der Menschen, zumal seiner Landsleute, trefflich geschult. Er besprach und bemängelte sie muthig, ohne selbstsüchtigen Nebenzweck, ohne nach gemeinen Vortheilen auszuspähen, aus seinem sittlichen Bewußtsein heraus und in der lauteren Absicht, Abhilfe zu schaffen. Er war ein Raisonneur oder, wie er bisweilen ironisch selbst sagte, „ein Raunzer“, wie auch Grillparzer einer genannt wurde. Die Schule des Lebens war für ihn hart, an Entbehrungen und Schicksalsschlagen reich. Darum bemächtigte sich seiner jene einem empfindlichen Seelenleben entspringende moralische Verbitterung, jene pessimistische Stimmung, an der es gerade den hervorragendsten Geistern in dem „heiteren“, „lebenslustigen“, „gemuthlichen“ Wien nur selten gefehlt und die in den Werken eines Grillparzer, Raimund und Nestroy ihren deutlichsten dichterischen Ausdruck erlangt hat — eine Verbitterung und Stimmung, die Schlogl streng machte gegen sich und gegen die Menschen. Aber sein weiches Gemuth, das sich zu einem energischen und bleibenden Nein irgend einem Ansuchen gegenuber nur selten fahig zeigte, glich Alles wieder aus und noch mehr sein Humor, der

seine Seele, der sein guter und unverwüstlicher Genius war bis an's Ende. Wenn er sich in der Aufwallung zu einer heftigen Bemerkung hinreißen ließ, begann es mit einem Male in seinem Gesichte zu zucken, und aus jeder Falte schien ein humoristisches Teufelchen kichernd herauszuschauen. Er sagte einen Witz, ein Scherzwort, und die entente cordiale war wieder hergestellt. Jede Arglist, jeder Winkelzug war ihm verhaßt. Er war eine in allen Stücken offene und gerade Kernnatur, wahr bis zur Schonungslosigkeit, aufrichtig — bis zur Grobheit. Niemals jedoch beleidigte er Jemanden vorsätzlich oder in übelwollender Absicht. Seine Freunde vertheidigte er gegen Angriffe oder gar gegen Verleumdungen, dieses ärgste Teufelszeug, bis auf's Messer, oft mit elementarer Berserkerwuth, und für Personen, deren öffentliches Wirken, sei es auf politischem oder literarischem Gebiete, ihm sympathisch war, trat er mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Wesens in die Schranken, ohne Zugeständnisse zu machen, ohne leisetretende Vorsicht, mitunter auch ohne Rücksicht für die Ueberzeugungen und Empfindungen Anderer. Neid war ihm eine völlig fremde Sache. Mit Recht durfte er sagen, daß er nie im Leben irgend einen Menschen beneidet habe. Pünktlich war er wie ein König, genau auch in der Ausübung der geringsten Obliegenheiten, zuverlässig und gewissenhaft in der Erfüllung seiner Versprechungen und Pflichten. Darum war er, nicht in seinen äußeren, oft klobigen Umgangsformen, sondern in seinem inneren Wesen eine in höherem Sinne vornehme Natur.

Diese gediegenen und achtunggebietenden Charaktereigenschaften, die selten in dieser gebrechlichen Welt sind und von manchem minder Festen und minder Gediegenen als unbequem empfunden wurden, finden sich wieder in seinen Schriften. Der Mensch und der Schriftsteller waren bei ihm eins und dasselbe. Wie er dachte, so sprach er, und wie er sprach, so schrieb er: urwüchsig und kraftvoll, aus dem eigenen Herzen und dem Herzen des Wiener Volksthums schöpfend. Seine Schilderung ist drastisch und drollig, voll von sarkastischen und humoristischen Lichtern. Er sagte nicht, wie etwas war oder ist, er zeigte es; er redete nicht, er bildete. Und das

ist nicht ein und dasselbe; ebensowenig als es ein und dasselbe ist, ob ein Lehrer der Botanik dem Schüler eine Pflanze bloß beschreibt oder ihm dieselbe zu unmittelbarer Anschauung darreicht. Unerschöpflich war er an schlagenden und kaustischen Wendungen, an bezeichnenden Attributen, an köstlichen, deutlich veranschaulichenden Bildern und Vergleichen. Fremdwörter gebrauchte er gern und häufig. Aber sie stören bei ihm nicht, sondern dienen im Gegentheil zur schärferen Charakteristik des Wienerischen. Es ist nämlich eine Eigenthümlichkeit des Wiener Dialectes, daß er eine Menge fremdsprachlicher Ausdrücke, zumeist corrumpirt, in sich aufgenommen hat: italienische, französische, spanische, czechische. Die wienerische Mundart ist gleichsam ein Symbol Oesterreichs, dieser bunten Musterkarte aller möglichen Völkerschaften, und sie weist hin auf die mannigfachen Berührungen, Zusammenstöße und Kriege der Wiener mit anderen Nationen, also auf den geschichtlichen Werdeproceß Oesterreichs.

Im Gebrauche des Dialectes war Schlögl sparsam. Mit richtiger Erkenntniß wendete er ihn nur bei den Gesprächen an, die er seinen Gestalten in den Mund legte, und bediente sich im Uebrigen der Schriftsprache, des stärksten und edelsten Bindemittels der deutschen Völkerschaften, derselben nur hin und wieder durch mundartliche Ausdrücke, die dem Gegenstande angemessen waren, Kraft und Fülle verleihend. Seine Schriften sind für den Dialectforscher eine Fundgrube. Sie sind eben so reich an saftigen und derben, als an zarten Worten und Wendungen, die in dem Mutterwitze und dem Volksgemüthe der Wiener ihre Quelle haben. Seine Sätze, meist lang gebaut, sind stramm wie Soldaten und hart wie Stahl. Oft aber bricht, wie aus einer Wolke die Sonne, aus seinen Bildern jene den Wiener Kindern zukommende Grazie, jene weiche, gemüthvolle Gelassenheit und Hingebung hervor, welche in den Walzern eines Strauß und Lanner ihren schönsten Ton und Klang gefunden hat. Alles in Allem kann man bei Schlögl von Stil in höherem Sinne sprechen, als von einer kennzeichnenden Architektonik des Geistes.

Er, der Urwiener, war den Wienern zugethan mit feuriger Liebe. Aber diese seine Liebe war nicht blind und nicht parteiisch. Wahrheit — so lautete sein oberster Grundsatz, Wahrheit um jeden Preis, unbekümmert um Haß und Gunst der Menschen und Parteien, um Richtung und Mode. Als Schilderer der Sitten und Unsitten Wiens und des Wiener Volkes durfte er sich rühmen, niemals etwas erfunden zu haben: er stellte dar, frisch und lebendig, scherzhaft und ernsthaft, Dasjenige, was er fand, schaute, hörte, erlebte, und er hielt Gericht streng und gerecht wie Rhadamanthus. Niemand hat die Fehler der Wiener mit so scharfen Ruthen gegeißelt wie er: ihre falsche Gemüthlichkeit, die oft mit Rohheit und Gewissenlosigkeit gleichbedeutend ist, ihren Leichtsinn, ihre Gedankenlosigkeit; kein Sarkasmus war beißender und keine Satire vernichtender, als die seine. Dabei wahrte er, der in den Ideen des Josefinismus aufgewachsen war, seine Unabhängigkeit nach oben und unten. Er war kein wilder Libertiner, aber er war ein Gegner jeder engherzigen, niederdrückenden Tyrannis, er trat für das Recht und die Würde der Persönlichkeit ein; er wurde kein Renegat, keiner, der als submissester Hofrath sein Dasein in Zerknirschung und Reue über volksliebende und freiheitliche Jugendverirrungen verbrachte. Schlögl wahrte sich bis an's Ende Freimuth und Unerschrockenheit nach allen Richtungen hin, er verschonte mit seinem strafenden Bakel keine Behörde und keine Instanz, er kannte keine vertuschende Rücksichtnahme den Fehlern und Gebrechen öffentlicher Einrichtungen gegenüber. Weder den Großen dieser Erde noch dem Volke hatte er jemals geschmeichelt. Er besaß nicht die niedrige Moral der modernen Streber und Utilitarier, die sich bei allen ihren Unternehmungen fragen: Was hab' ich davon?

Aus solchem Geiste heraus sind seine Schriften geschrieben. Es gab eine Zeit, wo seine Artikel über Wien förmlich verschlungen wurden und wo er das Gewissen war unserer Stadt. Seine Darstellungen reichen weit in die Geschichte Wiens zurück, bis zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia; er behandelte Zustände und Typen des Vormärz, der Reaction, ferner der liberalsten Zeit des wirthschaftlichen Aufschwunges in den Sechziger und

Siebziger Jahren, der Zeit der Gründer und Schwindler, wo, wie es heißt, die Millionen auf der Straße lagen, niemals aber von einem Rechtschaffenen gefunden wurden. Diese Epoche der Schlemmerei, der ausgelassensten Frivolität fand in ihm ihren gründlichen Naturhistoriker, und der culturgeschichtliche Wert seiner Erzählungen wird nicht schwinden in allem Wandel der Zeit.

Wer irgend einen alten Schriftsteller liest, der sich über Wien vernehmen ließ, sei es den staatsklugen Enea Silvio aus dem 15. Jahrhundert, sei es Lady Montague, die Scheherezade aus dem 18., oder den kühl verständigen Berliner Buchhändler Nicolai aus dem nämlichen Jahrhundert, der wird erfahren, daß in Wien nichts als geschmaust, gesungen und getanzt wurde, daß Wien die Stadt schäumender Lebenslust war. Schiller bezeichnete die Wiener bekanntlich als ein „Volk der Phäaken“, Grillparzer nannte seine Vaterstadt grollend ein „Capua der Geister“. Hauptsächlich von dieser Seite des Genusses betrachtete auch Schlögl seine Landsleute, deren einstige Lebensfreudigkeit und weltberühmte Lachlust freilich von dem Ernste und den Sorgen der Zeit erheblich herabgestimmt wurde. Die Helden Schlögl's gehören den mittleren und unteren Ständen an; er war der Photograph und Porträtist der sogenannten breiten Schichten der Bevölkerung, besonders der südwestlichen Bezirke. Ihre geistige und moralische Physiognomie zeigte er, ihre Leiden und Freuden veranschaulichte er. Den Armen und Unterdrückten war er ein beredter, herzenswarmer Anwalt, der moralischen Verkommenheit war er ein strenger, zürnender Richter. Bekannt sind seine Typen „Biz“ und „Grammerstadter“ geworden. Unter „Biz“ versteht man in Wien einen Menschen, der, im Besitze eines genügenden Vermögens, in ordinärem Genusse sein Leben vergeudet. Er ist wohl genährt, von unverwüstlicher Gesundheit und urwüchsigem Gleichgewichte der Seele. Er kleidet sich nach der Mode, besitzt einen gewissen vorstadtischen Chic, ist immer „fesch“, immer gut aufgelegt, immer voll „Hamur“ und hoch angesehen „am Grund“, d. h. im Kaffeehause, wo er seine Nachmittage, im Stammwirthshaus, wo er seine Abende ver-

bringt in Gesellschaft gleichgesinnter „Tulliähbrüder". Er versteht trefflich zu kutschiren, zu tanzen und zu jodeln und weiß auf die Frauen seiner Umgebung stark zu wirken. Jeder Ernst ist aus seiner Brust verbannt, er kümmert sich nicht um die leidige Politik, ist mit der Regierung immer zufrieden und schimpft auf sie nur dann, wenn durch neue Steuern ein Attentat auf seinen Säckel begangen wird, er liest keine Zeitung, kein Buch, besucht kein Theater, kein Concert und ist gefeierter Stammgast beim „Heurigen" und bei den Volkssängern. „Biz" ist der wohlbestallte Wiener, wie er im Vormärz auf dem „Diamantengrund" zu Hause war, ein Mann, wie ihn die damalige dumpfe Regierung liebte und großzog. Herr „Grammerstädter" steht zu ihm in verwandtschaftlichen Beziehungen. Ungestörtes materielles Genießen, d. h. Kartenspiel, Essen, Trinken, die „Hetz" ist auch seine Neigung, auch er verachtet Genüsse edlerer Art, auch er will von Gedankenarbeit nichts wissen, Wörter wie „Bildung", „Gesittung" und „Gesinnung" finden sich in seinem beschränkten Lexikon nicht. Die Angehörigen dieser entnervten Rasse toleriren einander, sehen sich ihre Fehler und Laster durch die Finger und streicheln sich schamlos gegenseitig den Bauch, der ihr Gott ist. Sie sind das, was man kurzweg Spieß-, Pfahl- und Schildbürger nennt. Solche Leute, gekennzeichnet durch Bornirtheit, Hochmuth, Indifferentismus und Aufschneiderei, hat wohl jede Stadt. Das Alterthum durfte auf sein Abdera hinweisen und das tiefsinnige mittelaltrige Lalenbuch erzählt, daß allenthalben im heiligen deutschen Reiche ein Abdera zu finden: im Braunschweigischen Schöppenstädt, in Hessen Schwarzenborn, in Westfalen Bockum, im jülicher Land Dülken u. s. w. Auch in Wien fand und findet sich ein Stück Abdera, und Schlögl wies mit strengem Finger darauf hin und schrieb sein Mene tekel an die Wand. Er war mehr als bloßer Sittenschilderer, er war Satiriker, und in vollem Maße bewahrheitete sich auch an ihm das Wort des Juvenal „difficile est satiram non scribere". Er malte mit sicherem Pinsel das Laster, aber er malte, wie es sich gebührt, auch den Teufel dazu. Trotz des Humors, der alle

seine Darstellungen wie ein silberner Faden durchzieht, fehlte ihm ein gewisser sentimentaler Zug nicht. Eine sorgende, selbstquälerische Angst durchzittert seine Bilder, Angst um die Wohlfahrt der Wiener, die er tadelte, weil er sie liebte, Mitleid mit Jenen, die an sich selbst und dem Unglück zu Grunde gehen müssen. Wohl gibt es Menschen, bei denen das Unglück gleich nach der Geburt, häufig sogar schon vor der Geburt beginnt. Aber von jedem Menschen kann man verlangen, daß er wenigstens den Versuch unternimmt, durch ethische Anstrengungen ein Gleichgewicht zwischen sich und den Verhältnissen herbeizuführen. Der Wiener macht ihn oft genug nicht aus feiger Schwäche — diese Mahnung und diesen Vorwurf kann man in den Schriften Schlögl's zwischen den Zeilen lesen. Neben dem Betrübenden und Demüthigenden findet sich auch des Erfreuenden und Erhebenden genug. Wir lernen in dieser belletristischen Ethnographie über Wien und die Wiener nicht allein die Tragödie des Leichtsinnes, der Zotengier, des Lustfrevels kennen, sondern auch die hellsten, freundlichsten und freudigsten Seiten des Volksgemüthes, der Volksgenügsamkeit und der Volksfröhlichkeit. Wir steigen in die Höhlen des Lasters hinab, aber wir betreten auch die Stuben der zufriedenen Arbeit und der mit stiller Heiterkeit und rührender Ergebung ertragenen Armuth. Die Herzlichkeit, die Anmuth, die Liebe, Alles, was schön ist im Menschen und das Leben erträglich macht, spielt in seinen goldensten Lichtern. Und so ward es Friedrich Schlögl gegeben, zu belehren, zu unterhalten, zu fesseln und nach verschiedenen Seiten hin anzuregen.

In seinen letzten Lebensjahren griff er nur selten zur Feder. Viele Erscheinungen der neuen Zeit verstimmten und verletzten ihn, der immer empfindlich und erregbar blieb, auf's Tiefste. Als Vorleser trat er wiederholt mit großem Erfolge öffentlich auf. Originell wie er selbst, war auch seine Art zu lesen. Kein Schauspieler hat ihn darin überboten. Die Natürlichkeit, die dramatische Lebendigkeit, sozusagen die Selbstverständlichkeit des Vortrages seiner Skizzen war meisterhaft. Im Uebrigen lebte er an der Seite seiner munterhaften Lebensgefährtin in einem alten Hause,

dem er mehr als vierzig Jahre als Miether angehörte, ziemlich einsam dahin, umgeben von Büchern und Zeitungen, deren eifriger Leser er war. Er las sie und ärgerte sich über ihre zahllosen Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten, denn er war auch ein Meister in der Kunst des Sich-Aergerns. Alle möglichen Artikel und Notizen über die Local-Chronik, wie über die Weltgeschichte, über Zeiten und Menschen schnitt er sorgfältig aus den Zeitungen heraus und sammelte sie, genau classificirt und rubricirt, in einem ungeheueren Wust von Fascikeln, der, als er seine kleinen Wohnräume erfüllt hatte, auf Böden und in Kellern aufgestapelt wurde. An dieser papierenen Welt hing er mit ängstlicher Treue und Liebe. Er schrieb ein drolliges Büchlein über Sammler und über vereinzelte Originale unter ihnen, über Viertel-, Halb- und Ganz-Narren, merkwürdige Käuze, stille Sonderlinge u. dgl., und er war selbst einer der unermüdlichsten Sammler, die Leiden und Freuden eines solchen bis zur Neige auskostend. Er schnitt mit der Scheere in bedruckten Papieren so lange herum, bis die Parze kam und seinen eigenen Lebensfaden entzwei schnitt.

Seit langer Zeit von Leiden geplagt, schloß der theuere Mann seine hell sehenden Augen am 7. October 1892. Als er, geistig frisch, doch körperlich vernichtet, nach seiner letzten Leidensnacht den grauenden Morgen bemerkte, sagte er: „Gott sei Dank, daß es wieder licht wird!“ Dann neigte er das Haupt und starb. Er hat das L i c h t immer geliebt. Nun leuchtet ihm das ewige — möge es ihm freundlicher sein, als ihm das irdische oft gewesen! In Purkersdorf bei Wien liegt er im eigenen Grabe, das er sich lange Jahre vor seinem Ende selbst gekauft hatte, begraben, umgeben von dem schönen Bergkranz des Wienerwaldes, den er so feurig geliebt.

Schlögl hatte viel erlebt und erlitten; aber er hatte sich auch oft gefreut und, wie pessimistisch er sein konnte, er lebte gern. Das wissen Diejenigen, denen er nahe stand. Im Kreise der Freunde, wie ging ihm das Herz auf; wie köstlich übersprudelnd war seine Laune; wie unermüdlich seine Lust, Schnurren zum Besten zu geben und aus dem unerschöpflichen Schatze seiner Erinnerungen

Anekdoten hervorzuholen; wie warm war sein Antheil an allem Menschlichen und wie trostvoll sein Rath und sein Zuspruch!

Nun ist er dahin und kommt nicht wieder. Er war ein ganzer Mann und ein deutscher Mann: das wollen wir nicht vergessen!

Zu seinen letzten Lebensplänen gehörte die Herausgabe seiner ausgewählten Schriften, die er selbst auf „Wiener Blut", „Wiener Luft" und „Wienerisches" zunächst beschränken wollte. Er sprach mit mir häufig darüber, mich gewissermaßen zu seinem literarischen Testamentsvollstrecker ernennend. Nun erscheinen, seinem Sinne entsprechend, die genannten Bücher wieder vor dem Publikum, unverändert und unverkürzt im Texte. Nur die Aufeinanderfolge der Aufsätze mußte aus technischen Gründen hin und wieder verschoben werden. Ich zweifle nicht, daß sich die Schriften Schlögl's Freunde auch in ferner Zukunft erwerben werden. Als Motto aber sollte man darüber schreiben: ihm galt kein Gesetz höher als das der Wahrheit.

Wien, im April 1893.

Fritz Lemmermayer.

Geleitsbrief.

Nachfolgende Skizzen erschienen großen Theils unter dem Titel „Kleine Culturbilder aus Wien“ im Feuilleton des „Neuen Wiener Tagblatt“ und waren mit der Chiffre „F. S.“ gezeichnet.

Die außerordentliche Popularität dieses publicistischen Organes kam meinen literarischen Versuchen insoferne trefflich zu Statten, als es mir durch die immense Verbreitung desselben vergönnt war, gleich vorwegs einen Leserkreis von solchem Umfange zu finden, wie er selbst den verdienstvollsten Productionen nur selten zu Theil wird, und somit zu einem Auditorium zu sprechen, das sich im Laufe der Jahre zu einem unabsehbaren gestaltete.

Dieser günstige Umstand, und nicht ein innerer schriftstellerischer Werth (welches Deficit ich selbst nur zu sehr vermisse), machte meine anspruchlosen Skizzen in weitesten Kreisen bekannt, und ich hätte mich mit dem erzielten Resultate eigentlich begnügen sollen, da auch noch irgend eine literarische Gloriole zu erreichen, diesen Arbeiten wohl jegliches Anrecht fehlt.

Aber nicht nur nachsichtige, auch gar freundliche Stimmen erschollen, welche meinen „Schilderungen des Wiener Volkslebens“ das Zeugniß gaben, daß sie mindestens getreue Porträts gewisser Schichten und Stände seien und namentlich die allmählich aussterbende Race des unvermischten „Urwieners“, des „Wiener Vollblut“, der typischen Specialitäten von den „entern Gründen“ — lebenswahr gezeichnet waren.

Viele solche wohlwollenden Urtheile vereinten sich endlich in dem mich ehrenden Wunsche, diese „Zeit- und Sittenbilder“ dem Lose der Tagesliteratur zu entreißen und sie,

sowohl als Chronik einer entschwindenden Epoche und ihrer markantesten Repräsentanten, wie auch als unverfälschten Ausdruck der unvermittelten, urwüchsigen, weltberühmten „Wiener Anschauung und Empfindung" zu erhalten.

Ein Wagestück ist es. Ich kenne nicht die Zahl der „Amateurs" dieses specifischen „Genres", und wenn ich sie kennte, weiß ich erst nicht, ob sie durch die einmalige Lectüre nicht schon hinlänglich gesättigt seien, oder ob ein volles Menu von solch — derber Kost, nach ein und derselben Façon bereitet, und ohne Beigabe stylistischer Delicatessen, dem Geschmacke des Lesers zusage.

Ist doch die gewählte Form meist — rüde. Denn, war ich auch bemüht, das etwas plumpe Instrument des heimatlichen Dialectes mit möglichster Behutsamkeit und aller schuldigen Rücksicht vor den zartfühligen Nerven meiner verehrten Leser und Leserinnen zu handhaben, so dürfte der unmelodische Ton hin und wieder manchem Ohre doch noch immer befremdend, um nicht zu sagen: verletzend klingen, und manches Auge sich erzürnt abwenden von der unnachsichtlichen Deutlichkeit der aufgerollten Bilder. Gefaßt auf solche fatale Wirkung, rechtfertige ich mich jedoch mit der, freilich subjectiven Meinung, daß gewisse Dinge eben genannt werden müssen, wie sie heißen, soll der Begriff nicht verloren gehen.

Ich meine den charakterisirenden Begriff von der innerlichen und äußerlichen Wesenheit einzelner, wenn auch nicht löblichen Urtypen der Gesellschaft; die richtige Anschauung von der originellen Organisation dieser oder jener Branche und Gattung, die nur an ganz besonderen Merkmalen zu erkennen, welche aber dem Zeichner von Bedeutung, wenn er die classischen Hauptacteurs drastischer Scenen zu porträtiren hat.

Kommt nun zu guter Letzt auch noch der klägerische Haupteinwurf, daß eine solche gewissenhafte Deutlichkeit überhaupt nicht nöthig; daß es kein allzu verdienstlich Unternehmen ist, Gestalten vorzuführen, deren sittlicher Mißwuchs oder sonstige ästhetische Gebresten an und für sich keine amusante Augenweide, so erlaube ich mir weiters zu erwidern, daß, wie der professionelle Naturforscher sich nicht nur mit zierlichen Schmetterlingen und ähnlichen Nippes der Schöpfung allein beschäftigen kann, sondern den un-

appetitlichsten Thierchen die gleiche anatomisirende Aufmerksamkeit angedeihen lassen muß, so auch der Chronist der Local- und Tagesgeschichte mit seinem Amte die Pflicht übernimmt, zeitweise in die unsaubersten Räume hinabzusteigen, um auch das gang und gäbe Ceremoniell der ungewaschensten Ignobilitÿ kennen zu lernen; die auf einsamen (oft waghalsigen) Wanderungen auftauchenden Helden (und Heldinnen) der verdächtigsten „Einschicht" kritisch zu analysiren, oder — im lustigsten Falle — die taumelnden Insassen räucherig-fuseliger Refugien bei ihren Debatten zu belauschen, um auch von dieser Sorte zweifelhafter „Ebenbilder Gottes" einen getreuen Bericht erstatten zu können. Die culturhistorische Beute, die sich auf solchen Rundgängen ergab, steckte ich denn gleichfalls in meine Sammelbüchse — wenn ich sie nun öffne, und die curiosen Varietäten classificire, mag ein verehrungswürdiges Publicum meinem Vortrage nicht unwillig horchen. —

Ich ambitionire just nicht den Ruf eines „Cuvier der Kneipen-Infusorien", aber wenn die krassesten Kirmeßbilder eines Ostade, Breughel, Brouwer und Teniers ihre . . . Verehrer fanden, so könnte es gestattet sein, auch die städtischen Repräsentanten der allerletzten Diätenclassen mit der Feder zu zeichnen, zumal die Boudoirs und Salons ihre Plutarche in erklecklicher Anzahl bereits besitzen, und es nachgerade vielleicht doch — ermüdend werden dürfte, unausgesetzt durch betäubend parfumirte Gemächer und auf wollüstig weichen Teppichen graziös umherzutrippeln . . . Und so erscheine ich denn in etwas derouter, oder doch saloper Toilette, ja zumal in massiven Holzschuhen und mit aufgestreckten Hemdärmeln und erzähle in ungeschminkter Weise — und wenn's Noth, in der Ursprache — von Leid und Freud der schwielen- und sorgenvollen misera plebs, von den dubiösen Heldenstücklein unserer Localherkulesse aus den ungepflasterten Bezirken, von dem eigenartigen „Hamur" meiner „engeren" Landsleute, von den olympischen Spielen der robustesten Athleten im Rayon der Roßauerlände und ihrer ehrgeizigen Rivalen, der „Thurybrückler" und des „Wiesener" Nachwuchses; ferner von den Zungen- und Faustgefechten der Welfen und Ghibellinen vom „Althan" und „Michelbeuern", von den Gaunerkniffen des Spelunkengesindels, von der unverwüstlichen Naivetät des Spießbürgers u. s. w. u. s. w.

Mein Versuch ging dahin, das Wiener Volksleben der letzten Decennien in einzelnen Partien zu schildern. Frühere Epochen fanden eine Legion Historiographen, davon heute noch die theils burlesken, theils schlicht-einfachen, gleichzeitigen Berichte eines Gewey, Richter, Perinet, Friedel, Rautenstrauch, de Luca und vor Allem des wackeren Pezzl als die trefflichsten Spiegelbilder des Josefinischen Wien gelten. — Das „Wien des Kaiser Franz“ fand in Hebenstreit, Kanne, Gleich, Gräffer, Castelli, Schimmer, Bäuerle, Realis u. s. w. u. s. w. seine ethnographischen (meist lobhudelnden) Zeichner, denen sich noch „ex offo“ eine ganze Schaar hyperserviler Skribler anschloß, um die unvergleichliche Glückseligkeit und Gemüthlichkeit der herrschenden Zustände in Heften, Brochuren und Bänden — für den Maculaturhändler nachzuweisen. — Während des stillen, dreizehnjährigen Interregnums Ferdinand's des Gütigen begann die Mode des Porträtirens einzelner „Volksfiguren“ und beschäftigte sich eine ansehnliche Reihe geachteter Schriftsteller — ich nenne nur Stelzhamer, Stifter, Sylv. Wagner, Reiberstorffer, L. Scheyrer, der farbenreiche Stylist Nordmann, R. v. Perger u. s. w. mit solch populären „Studien und Charakteristiken“. Ihrem Beispiele folgten später H. Adami, Märzroth, Levitschnigg, aber auch zahllose Andere, deren Namen und „Werke“ heute selbst ihren Zeitgenossen bereits mythisch erscheinen würden. Außer diesen eingeborenen Chronisten widmete jedoch auch der unaufhörliche Zuzug neugieriger, „Backhendl“ süchtiger Touristen der alten, vielbesungenen und noch mehr verleumdeten Kaiserstadt seine kritisirende Aufmerksamkeit. Wer vierzehn Tage Ferien hatte, kam „aus dem Reich“ in das lustige Phäakennest und schnupperte nach drastischen Typen. Wer ein Paar Löffel Suppe hier aß, einmal den Schönbrunner Garten, am nächsten Tage den Prater und das Leopoldstädter Theater besuchte, schrieb ein dickleibiges Buch über „Wien und die Wiener“. Glaßbrenner, der allzeit Witzige, persiflirte die dreiste Methode in kaustischer Weise, indem er seine (übrigens gediegenen und trotz ihres sechsunddreißigjährigen Alters heute noch werthvollen) „Bilder und Träume aus Wien“ mit den classischen Worten einleitete: „Ich habe Feder, Papier

und Tinte, warum sollte ich kein Buch über Wien schreiben?" Und so schrieben nach diesem pikanten Recepte denn wirklich auch Mathias Koch und selbst Großhoffinger (fürchterlichen Andenkens) — von den Lohnschreibern gewisser Pampheleten-Verleger gar nicht zu reden, über das arme Wien! — —

Als „unvermischter Wiener" erlaubte ich mir ebenfalls den „Wiener Boden" zu durchforschen, und, was ich hiervon der Schilderung werth hielt, einzusammeln und für ein Büchlein, eine Art „socialen Wegweiser" zurecht zu legen. Hier ist es: der Nachsicht meiner theuren Leser auf's Dringlichste empfohlen.

Und nun noch Eines: Ich bat oben des Langen und Breiten, mir die Ungeschlachtheit der Form zu verzeihen . . . ach! die vermeintlich grellsten Skizzen, die vor vier und fünf Jahren fertig, sind heute vielleicht schon „abgeblaßt", und was ich für derb halte, dünkt Manchem etwa zu zahm. Ein Rudel überbietender Nachtreter in gewissen Organen ist ja längst weit energischer in seinen Schilderungen — — ich lasse ihnen den Lorbeer.

Wien, im Weinlesemond 1872.

F. S.



I.

Stimmungsbilder.

Ein paar alte Leute.

(Eine einfache Geschichte zum Eingang.*)

Es war zu Ende der Neunziger Jahre. Ein junger Mediciner, der sich vorerst ein Weibchen nahm, ehe er Patienten hatte, war über diesen Einfall ganz außer sich und in dulci jubilo und lobte Gott den Herrn allstündlich ob des Glückes, das er gemacht. Sie hatten zwar nichts zu nagen und zu beißen, aber sie waren jung und liebten sich — und für das Andere werde schon der Himmel sorgen.

Und des Himmels Segen blieb auch nicht aus. Nach Jahresfrist gab's in dem Kämmerlein, welches das Pärchen in einer der südlichen Vorstädte Wiens bewohnte, plötzlich großes Geschrei. Ein Mägdlein lag an der Mutter Brust, und obwohl an Linnen und sonstigem Aufputz für das herzige Ding nicht allzuviel in Vorrath war, der glückliche Vater sprang dennoch deckenhoch und jubelte und bedeckte die selig lächelnde Mutter mit tausend heißen Küssen.

Nun kamen aber auch der Sorgen eine ernsthafte Zahl. Für Drei galt es zu schaffen und nebstbei gab's noch zu studiren: eine schwere Menge Bücher und Schriften lagen vor dem Lämpchen, das recht kümmerlich flackerte und dem eifrigen Leser das Geschäft mühselig genug machte. Dann und wann entrang sich wohl ein

*) Geschrieben am 20. November 1871.

leiser Seufzer der Brust des Vielgeplagten, aber ein Blick nach den beiden Schlummernden gab ihm neuen Muth und ließ ihn die Qual überdauern. Und endlich fanden sich sogar die ersten Patienten: Geld, wenn auch nur in kleinen Dosen, kam in's Haus, man konnte Holz kaufen und das Stübchen tagüber warm halten; ja ein paar glückliche Curen verschafften dem Namen des bisher Unbekannten in der ganzen Gasse einen Ruf — die Zukunft war geebnet . . . Da starb ihm sein gutes Weibchen. —

Nachbarsleute nahmen sich des Kindes an und pflegten es während des Tages, wenn den trostlosen Vater seine Berufspflicht nach auswärts rief. Kam er Abends heim, dann holte er sich das arme Wesen, das ihm die Händchen sehnsüchtig entgegenstreckte, herüber und herzte es und plauderte mit ihm von der Mutter, die verreist sei und bald wieder käme, und wenn die Kleine die schlafmüden Augen lächelnd schloß, da hielt er sie wohl noch stundenlang im Arme und schuf sich aus den holden Zügen das Bild der Mutter, die gewiß segnend über den Beiden wachte. Dann legte er die Schlummernde leise und behutsam zu Bette und sich daneben und horchte jedem Athemzuge, bis sich der Schlaf auf seine eigenen Wimpern senkte.

So ging es ein paar Jahre. Das „schwarze Lenchen", wie man das Mädchen im Hause hieß, gedieh zusehends, es wurde stark und machte sich zu schaffen, wo es nur möglich war. Das gefiel den Leuten und man lobte das wackere Kind, das, noch nicht volle acht Jahre alt, die, wenn auch überaus bescheidene und kleine Wirthschaft, aber dennoch ganz allein führte, und unausgesetzt scheuerte und fegte und alle Hände voll Arbeit nahm.

Dagegen wollte es leider mit dem Vater nicht recht vorwärts gehen — er kränkelte, er zehrte sich ab, und als sein Lenchen in's neunte Jahr ging, da — starb er. Das arme Kind stand nun allein in der weiten Welt.

Als aber die Verlassene und Vereinsamte, bitterlich weinend, hinter dem Sarge wankte, der ihr Alles umschloß, und als sie im Wahnsinn des Schmerzes dem Sarge nach, sich in die Grube stürzen wollte, da — wurde die Verzweifelnde von einer Frau, die sich als „Tante" zu erkennen gab, am Arme erfaßt und mit den Worten: „Keine Narrheiten! Du bleibst von nun an bei mir!" von der Fremden fortgeführt.

Und die Verwaiste blieb bei der „Tante“. Es war eine kalte, ernste, harte Frau, die die trockene Brotrinde und die „Liegerstatt“ keineswegs für Nichts gab, sondern tüchtigen Robot dafür verlangte. Sie entließ ihre Magd, und die neue „Kostgängerin“ mußte deren Dienste versehen. Das war nun allerdings kein kleines Stück Arbeit für ein neunjähriges, von Schmerz und Gram gepeinigtes Mädchen, das seiner „Wohlthäterin“ nichts zu Dank machen konnte, obwohl es sich die Hände wund rieb und vor Kummer die Augen roth weinte.

Aber ein Herz erbarmte sich doch der Gequälten. Vor dem Hause stand ein Brunnen, von dem auch Lenchen das Wasser holen mußte. Als nun eines Tages das Mädchen mit einem großen, schweren Schaffe sich recht abplagte, um es weiter zu bringen, und es doch nicht vermochte, da — lief aus der Werkstätte gegenüber ein vierzehnjähriger Bursche herbei, ergriff das volle Schaff mit nervigen Armen und trug es dem erstaunten Mädchen in das dritte Stockwerk. Das war ein echter und rechter Liebesdienst, so aus vollem, uneigennützigem Herzen und ganz unbewußt gethan, und obwohl sich das Kind ob seiner „Faulheit“ von der erzürnten Pflegemutter schelten lassen mußte, dankte es doch hellen Auges dem wackern Helfer. Ach, der gute Junge suchte sogar von nun an Gelegenheit, um dem armen Geschöpfe mit Rath und That zur Hand zu sein, das es gar nicht fassen konnte, wie ein wildfremder Mensch so liebreich sein sollte.

Das Alles ging eine Zeitlang seinen Werkeltagsgang ruhig weiter, bis der große Welt-Störefried Napoleon auch in diese kleinen Verhältnisse verwirrend eingriff. Der 11. Mai 1809 kam. Wien wurde bombardirt, Menschen wurden getödtet, Häuser in Brand gesteckt; Entsetzen erfüllte die Menge. Die Tante flüchtete in den Keller, mit ihr Lenchen. Der Junge von drüben stand mit seinem Vater und den übrigen Arbeitern auf den Bastionen. Auch dieses Intermezzo ging vorüber und man kehrte zu seinem Herde zurück. — Nicht lange, und auch die Tante starb, und Lenchen stand wieder allein und verlassen.

Sie hatte gesunde Arme und war die Arbeit gewohnt, so suchte sie denn frohen Muthes ein ehrbares Haus und bot ihre Dienste an. Sie fand es. Man gab sie ihres heiteren Temperamentes wegen zu Kindern und hielt sie selbst wie das Kind des eigenen Hauses.

Vorher aber nahm sie noch Abschied von ihrem Jugendfreunde. Mit dem Bündel in der Hand trat sie in die Werkstätte und bot dem Jungen, der schon gewaltig in die Höhe geschossen und eben mächtig in der Esse rührte, treuherzig ihre Rechte. Der wurde feuerroth und rief: „Ho! Ho! was soll's, was gibt's?“ — „Fort muß ich!“ war die gelassene Antwort. „Doch nicht etwa aus der Welt?“ — „Das wohl nicht. Ich trete in ein Haus, wo ich denke, daß ich's getroffen habe. Aber ehe ich von hier scheide, wollte ich Dir — wollte ich Euch noch einmal recht vom Grund meines Herzens danken, für . . .“ — „Für was? Du Närrin! daß ich Dir zuweilen ein volles Wasserschaff getragen, oder Holz. oder einen Sack Erdäpfel vom Wagen geholt habe, wie Du noch ein kleines Ding warst? Das sind weiter merkwürdige Geschichten! da hat's viel zu bedanken! — Nun, wenn's sein muß, so geh' halt in Gottes Namen, und denk' öfter an uns, hörst Du! Und wenn es Dir — was der Himmel verhüten möge, schlecht gehen sollte, so komm zu uns, hörst Du! Nicht wahr, Mutter!“ — wandte er sich zu der wackeren Frau, „nicht wahr Mutter, wenn es dem Lenchen schlecht gehen sollte, sie darf kommen und — es Dir sagen?“ — „Gewiß, gewiß!“ erwiderte diese, „und wenn wir helfen können, wollen wir's gerne thun! Und nun leb' wohl!“ — „Lebt wohl! . . .“

„Ein Blitzmädel das“, meinte der Vater, „steht so mutterseelenallein auf der Welt und verliert nicht die Courage. Wer die einmal zum Weibe bekommt, denk' ich, der hat nicht fehl geschossen!“ — Der Junge schien der letzten Worte nicht zu achten, er warf ein Scheit Holz in die prasselnden Flammen und pfiff sich ein lustig Liedl. —

Jahre vergingen. Lenchen wuchs zur blühenden Jungfrau heran und schaukelte die Kinder des Hauses auf ihren Knien und erzählte ihnen die staunenswerthen, unglaublichen Geschichten, die ihr Vater eine unabsehbare Menge zu erzählen wußte, und womit er in ihrer Kindheit Tagen ihr und sich selbst so manche bittere Stunde versüßte. Und die Kinder horchten ihr gerne und baten um neue und wieder neue Geschichten, und lachten hell auf über die tausend tollen Einfälle und riefen: „Nicht wahr, Du bleibst immer bei uns?“ — „Ja, liebe Engel, ich bleibe bei Euch!“

Die Frau des Hauses, voll Güte und Sanftmuth, lächelte zu diesen unschuldvollen Herzensbündnissen oder drohte nur liebevoll

mit dem Finger und sagte: „Du raubst mir noch die Kinder!" — „O, meine Mutter!" rief da die treue Hüterin der Kleinen und warf sich schluchzend der edelmüthigen Frau in die Arme.

Diese verstand den Schmerz der Verwaisten, küßte sie auf die Stirne, liebkoste ihre Kinder und rieth ihnen, bald zu Bette zu gehen. Die aber erhoben ein Zetergeschrei und verlangten dringend solch lustige Figürchen, wie sie „Madelaine" zu zeichnen verstand und die die kleinen Knirpse dann jubelnd nachkritzelten, bis der Schlaf sie überwältigte. Aus zweien dieser „Kritzler" wurden später Künstler von achtbarem Namen.

Und wieder vergingen Jahre. Da meldete sich eines Tages ein Mann bei der Frau des Hauses, mit dem Vorgeben, „Wichtiges" zu besprechen zu haben. Man ließ ihn ein. Es war ein junger, kräftiger, stattlicher Mann, im bürgerlichen Sonntagskleide, einfach und modest. Nur etwas verlegen that er und kämpfte sichtbar mit den Worten, um sein Anliegen vorzubringen. Endlich schien er den Anfang gefunden zu haben und platzte mit der Frage heraus: „Gnädige Frau, haben ja noch das Lenchen im Dienste?" — „Das Lenchen? Ja so, Sie meinen Madelaine; im Dienste? Je nun, wie Sie's eben nennen wollen, wir halten sie nicht wie eine Dienerin." — „Ich weiß, ich weiß!" war die rasche Antwort; „sie hat's hier gut, o — ich hab' mich schon erkundigt, ich hab' sie nicht aus den Augen gelassen, das heißt, Alles in Ehren — sie wußte nichts davon." — „Und was ist der Zweck Ihres Hierseins? Ueber was soll ich Ihnen noch Aufschluß geben?" — Aber das war zu viel auf einmal gefragt. Der Aermste hatte den Faden seines Conceptes nun vollends verloren, er drehte nur unablässig den frisch gebügelten Cylinder mechanisch zwischen den Händen, stand auf, rückte den Stuhl in die Ecke und murmelte: „Ich werde nächsten Sonntag mir nochmals die Freiheit nehmen, bitte jedoch vorläufig nichts zu erwähnen, daß Jemand . . ." Hier stockte er neuerdings.

In diesem für den „Redner" qualvollen Momente wurde die Thüre heftig aufgerissen. Ein bausbackiges Mädchen sprang herein, barg sich in den Schoß der Mutter und rief: „Du findest mich nicht! Du findest mich nicht!" Und ein Viertel Dutzend Kinder folgten und zerrten ein schlankes Frauenzimmer, welches eine Binde um die Augen hatte, herbei und klatschten in die Hände und schüttelten sich vor Lachen.

Und die Geblendete tastete und tastete; da streifte ihre Hand eine fremde Hand, sie fühlte sich von ihr kräftig erfaßt, die fremde Hand glühte . . . sie riß sich die Binde von der Stirne . . . ein Mann stand vor ihr . . . alles Blut wich aus ihrem Antlitze und drang zum Herzen, das zu zerspringen drohte: „Georg, sind Sie es?“ waren die einzigen Worte, die sie zu stammeln vermochte.

Die Frau des Hauses gebot den Kindern in das Nebenzimmer zu treten, welche es zögernd thaten, nicht ohne den fremden Mann scheu anzustarren. Als das ungestüme Quartett entfernt und die Drei allein waren, begann Georg, welcher plötzlich all seinen Muth wieder gefunden, also:

„Gnädige Frau, vor allem Anderen denken Sie von uns Beiden nichts Unrechtes! Dieses Mädchen hier kenne ich noch, als es ein Kind war. Als Kind sprach ich es zum letzten Male, als Kind schied es von uns. Ich vermied es seitdem, ihr unter die Augen zu kommen, weil — ich sie nicht hätte ziehen lassen sollen, als sie zu . . . fremden Leuten ging. O, die Mutter hätte sie schon behalten . . . Nun, ich sagte damals: wenn es Dir schlecht gehen sollte, komm zu uns! Lenchen! verzeihe mir, Gott straf' mich, im Stillen wünschte ich, Du kämest gleich des anderen Tages — Du kamst nicht wieder; das wurmte mich. Ich zog Erkundigungen ein, wie Du Dich ständest, was Du triebst und machtest und thatest. Jeden Deiner Schritte ließ ich bewachen, aber ich hörte nur — Untröstliches! das heißt: ich hörte, daß es Dir gut gehe, über die Maßen gut gehe, daß Du eine Mutter gefunden, und — — weil es Dir so gut ging, da vergaßest Du auf uns . . . .“

„Ich dachte alltäglich an Euch!“

„Nun, das ist schön, wenn's wahr ist; das ist schön, Lenchen! Aber höre weiter. Ich ließ Dich nicht aus den Augen! Du sahst mich nicht, aber ich sah Dich Sonntags in der Kirche. Wenn Du mit den Kleinen kamst, stand ich schon längst oben auf dem Chore, nun — wenn's da manchmal mit dem Tacte happerte, da warst eben Du Schuld daran; endlich warf ich die Geige auch weg, meine Hände wurden zu schwer — Du weißt, unsere Arbeit ist keine leichte. Aber verstohlen habe ich doch immer nach Dir geschaut. Und weil ich die ganzen Jahre nichts Uebles von Dir gehört —

und — weil ich nun mein Handwerk selbstständig ausüben will — so komm' ich, Dich zu fragen — — das heißt, Du mußt mich recht verstehen — 's sind schwere Zeiten — aber arbeiten will ich früh und spät, und wenn Du mit dem einfachen Loose Dich zufrieden geben willst, das ich Dir bieten kann, und die gnädige Frau es hier erlaubt, so möchte ich, daß Du — Ja sagtest und — —."

Weiter konnte er nicht. Die Frau des Hauses lachte und meinte, daß sie nichts zu erlauben hätte, aber Lenchen fiel ihr in's Wort und sagte:

„Gnädige Frau! Sie haben an mir gethan, wie eine Mutter nicht anders thun konnte; ich gebe Ihnen deshalb volle Gewalt über mich und werde nie einen Schritt ohne Ihre Einwilligung unternehmen. Was das Anliegen dieses Mannes betrifft, den ich heute das erste Mal wieder gesehen, so gestehe ich, daß mich sein Antrag überrascht und verwirrt. Als Kinder sprachen wir uns das letzte Mal . . . wohl dachte ich gar oft an das gute Herz des wackern Jungen — — aber — konnte ich ahnen, daß er des armen Mädchens noch gedenke, dem er einst in Jugendlaune half — Lasten tragen? Es ist edel — — daß er der armen Waise nicht vergessen — aber — ich bin auch heute noch nichts Anderes. Ich . . ."

„Lenchen, halt' ein! Ich weiß, was Du sagen willst. Aber ich muß ja Dich vorerst fragen, ob denn Du die sorgenlose Zufriedenheit, die Dich umgibt, je vertauschen könntest mit den trüben Tagen an der Seite eines armen Arbeiters? Ob, wenn unsere Pläne scheiterten, nie ein Ton der Klage, des Vorwurfs über Deine Lippen käme, ob nicht qualvolle Reue Dich folterte und —"

Sie sah ihn milde und freundlich an, ergriff seine Hand und drückte sie.

„Lenchen! Lenchen!" rief der Ueberglückliche. „Ach, Du weißt es ja, daß ich nicht von Dir lassen kann, aber daß Du siehst, daß ich's ehrlich meine und auch nicht in Dich stürmen will, so — lasse ich Dir ein volles Jahr Bedenkzeit. Leb' wohl! Ja oder Nein! Mag's kommen, wie es will, aber in einem Jahre siehst Du mich wieder!"

Damit eilte er davon. Er hielt Wort. Nach einem Jahre kam er wieder und — sechs Wochen später war Lenchen sein ehelich angetrautes Weib. —

* * *

Seitdem sind — fünfzig Jahre verflossen. Fünfzig lange Jahre mit ihren Nöthen und Trubel sind in's Land gegangen, fünfzig schwere Winter haben an Mark und Knochen gerüttelt, aber — das Pärchen lebt noch immer. Auf seinen Häuptern liegt der Schnee des Alters, aber in ihrem Gemüthe ist's Frühling geblieben; das Feuer der Augen ist wohl allmählich leise verglommen, aber im Herzen bewahren sie treu das Flämmchen zärtlicher Fürsorge; die Last der Jahre hat ihre Rücken wohl etwas gekrümmt, aber sie vermögen noch aufrecht den Blick zu erheben; in Kummer und Mühsal haben sie das Lachen wohl längst verlernt, aber das sanfte Lächeln innerer Glückseligkeit, der Seelenfreudigkeit spielt noch um ihre Lippen . . .

Fünfzig Jahre sind an ihnen vorübergezogen, aber sie zählten sie nicht und merkten's kaum, und erschraken fast, als sie inne geworden, daß der Herr so gnädig gewesen und sie so lange vereint gelassen. Ein halb Jahrhundert ist in's Grab der Zeiten gestiegen und eingesargt hat man vor ihren Augen Kinder und Kindeskinder und zahllose liebe Freunde und Genossen, sie aber selbst wandeln noch immer ungebrochenen Muthes auf der schönen Erde — die ihnen so wenig bot.

Ach, so wenig! — — Der Pfad, der sie durch's Leben führte, war nicht mit den Rosen des Glücks geschmückt; eine Dornenhecke von Mißgeschick umschlang ihre Wege, die nur von spärlichen Sonnenblicken erhellt wurden. Der eiserne Ring der Noth legte sich um ihre bescheidensten, kleinsten Wünsche; Mangel und Entbehrung wuchs aus all ihrem Mühen und Streben, und ihre genügsamsten Träume und Pläne erstickte der Gifthauch der — Ungunst ihres Schicksals. Sie blieben arm.

Sie blieben arm in bitterster Armuth. Sie konnten sich nichts erbeuten und erobern im schweren Kampfe des Lebens, als ein schuldlos Gewissen, die Liebe ihrer Kinder und die Achtung ihrer Mitmenschen. Sie blieben arm trotz unsäglichen Ringens, und ihr Stern stellte sie unter Jene, die der Bann getroffen: das Stück Brot im Schweiße des Angesichts zu verdienen.

Sie blieben arm. Aber kein Laut des Vorwurfes kam über ihre Lippen, kein unmuthsvoller Blick trübte das Band, das sie geknüpft. Sie harrten aus in Liebe und Treue und einträchtigem, unverdrossenem Zusammenhalten und unüberwindlichem Gottvertrauen und in der Hoffnung, auf eine bessere Zukunft.

Auf eine bessere Zukunft! Noch am Abende des Lebens verläßt sie der Glaube nicht! — Sie blicken nun lächelnd zurück auf den langen Weg, den sie miteinander gegangen, und wissen selbst nicht, wie sie's getragen, was der Herr ihnen Alles aufgebürdet . . .

Gestern war's Jahrestag, daß sie sich vor fünfzig Jahren die Hände zum Bündniß gereicht. Sie hatten Beide Wort gehalten und sind sich, Eins dem Andern, eine Stütze geblieben. Und wenn der Traum ihrer Jugend auch nicht in Allem in Erfüllung gegangen, ihr theuerster Wunsch ist doch zur Wahrheit geworden: Treue Liebe für's ganze Leben!

So feierten sie denn gestern, wie's der Gebrauch will, nochmals eine Hochzeit — die goldene. In derselben Kirche, wo sie einst — es sind bald achtzig Jahre — getauft, und wo sie vor fünfzig Jahren ehelich verbunden wurden, standen sie gestern noch einmal und horchten den mahnenden, tröstenden, liebevollen Worten des Priesters. Und als sie die Kirche verließen und neben einander dahertrippelten, da führte sie der Weg zu dem Brunnen, der heute noch auf demselben Flecke, und sie blieben einige Augenblicke vor ihm stehen. „Weißt Du noch", begann das Mütterchen-Braut mit zitternder Stimme, „wie Du hier einst dem armen Kinde hilfreich Deinen Arm geboten? Da lernte ich zuerst Dein gutes, edles Herz kennen und Dir vertrauen — ich habe mich nicht getäuscht in Dir — ich danke Dir nochmals für alle Liebe, die Du mir im Leben erwiesen."

Dann gingen sie weiter, in ihre kleine Behausung. Der Rest der Kinder, so ihnen geblieben — neun hatten sie im Laufe der Jahre bestattet — stand um das Jubelpaar, eine Schaar munterer Enkel sprang um die greisen Brautleute lustig herum. Das Fest selbst aber verlief still und geräuschlos.

Warum ich diese einfache Geschichte erzählte? Weil sie mir an's Herz gegangen. Ob ich die Leute genau kenne? — Gewiß, denn es sind — meine eigenen Eltern, die mir der Himmel noch lange erhalten möge!

Neujahr.

Irgend Einer von der Sorte der „gründlichen Forscher“ hat seinerzeit die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß niemand Anderer als die — „armen Leute“ das „Neujahrwünschen“ erfunden hätten, aber — und das ist des Pudels Kern: einzig und allein nur aus „schnöder“ Gewinnsucht.

Nun, wenn der erste Theile der Entdeckung begründet, dann ist es naturgemäß auch der zweite, denn ich sehe nicht ein, zu was Ende die „armen Leute“ Etwas erfinden sollten, wobei sie nichts profitiren, und da es in dieser verkehrten Welt schon so eingeführt ist, daß kein Mensch einem armen Teufel — sondern daß vielmehr Letzterer gerade den „Glücklichen der Erde“, den vom Schicksale Begünstigten, den irdischen Göttern, z. B. den Ministern und Hausherren, den Millionären und Hofräthen, den Rentiers und Maitressen, den ersten Tenoren und Verwaltungsräthen, den Primadonnen und Kirchenfürsten 2c. 2c. unaufhörlich in tiefster Ehrerbietigkeit noch alles übrige Beste im Leben und bei Gelegenheit ein „glücklich' Neujahr“ wünscht, es wohl kein himmelschreiendes Verbrechen ist, wenn dann der „arme Teufel“ für diese unleugbare Belästigung Fortunens sich nicht wenigstens ein paar Percent Disconto des jenseitigen Gewinnes herauszuschlagen die — Ambition und Tendenz hätte.

Schnöde Gewinnsucht! Wie unbillig! — Ich bitte nochmals, sich die Frage zu stellen und gefälligst gleich selbst zu beantworten: wer gratulirt und wem wird gratulirt? Es gratulirt Der, der nichts hat, Dem, der, wenn auch nicht Alles, so doch viel mehr hat, als er selber, und wenn Letzterer für einen solchen Pleonasmus der Begünstigung eine kleine Provision, eine Tantième von einem „Guldenstückl“ bewilligt, so ist das wahrlich keine Verschwendung und der großmuthige Geber braucht nicht zu befürchten, daß ihn die Behörde deshalb unter Curatel stelle. Aber die Besitzenden sind mitunter nicht nur knauserig, sondern auch pfiffig, und diese pfiffige Knauserei calculirte also: Wer weiß, ob der liebe Herrgott die Glückwünsche eines so armen Teufels berücksichtigt und in Vormerkung nimmt, und ob ich nicht etwa viel eher ein kleines Geschäft mache, wenn ich überhaupt auf derlei Gratulationen

Verzicht leiste, ja mich sogar durch eine mäßige „Gebühr" von der ganzen Schererei, die man von dem Verkehre mit armen Leuten hat, loskaufe? Und der Egoismus erfand die „Neujahrwunsch-Enthebungskarten". Wie unrühmlich, wie ... schmählich!

Ich setze meinen Kopf zum Pfande und wette, daß der Erfinder dieser, wenn auch hübsch und geschmackvoll lithographirten, aber dennoch brutalen Abwehr ein ... Glückspilz war. Kein Anderer hätte es ausgeklügelt, wie man sich des Anblicks der Armuth, wenn sie auch nur einmal im Jahre an unsere Thüre klopft, unter dem legalen Vorweis der erlegten „Taxe" erwehren kann. Und wenn die armen Leute das „Neujahrwünschen" erfunden haben, so erfanden nur die Reichen die „Neujahrwunsch-Enthebungskarten", den angenagelten Schreckschuß für alle abgeschabten schwarzen Fracks und ausgewaschenen Kattunkleider.

Es fällt mir natürlich nicht ein, den speculativen Faulenzern beiderlei Geschlechtes, die einige „Auserkorene" tributpflichtig machen, den Bedarf an Schnaps oder Kaffee für sie zu bestreiten, das Wort zu reden; ich schwärme ferners keinesfalls für die katzenbuckelige Kriecherei und Schönthuerei, die in grinsender Unterwürfigkeit dem „hochverehrten" Chef ihre in Demuth ersterbende Aufwartung macht und durch diese servile Staatsaction indirect Jene in ein schiefes Licht zu bringen weiß, deren Rückgrat nicht so biegsam und deren schwarzer Frack nicht für die obligate „Neujahrscour" zugeschnitten ist. Und schließlich lege ich auch keine Lanze ein für den unmotivirten Usus, Jedem, dem es als autonomen „Neujahrs-Wegelagerer" beliebt, mit einem gelallten Speech ein Attentat auf unser Portemonnaie auszuüben, dieses zur gefälligen Benützung zu überlassen. Ich meine überhaupt nicht den Troß der plärrenden Gratulanten, die in allen denkbaren Chargen und gänzlich unbekannt gebliebenen Dienstleistungen sich uns an diesem Tage präsentiren — ich nehme nur die wirkliche Dürftigkeit in Schutz, die sich Euch in Bescheidenheit und aufrichtiger Ergebenheit naht, deren Wünsche vielleicht doch herzlich gemeint und deren Dank für den Obulus, den Ihr spendet, ein gefühlter ist. Und da muß ich denn, um meine abnorme Fürsprache zu rechtfertigen in meine eigene Jugend zurückgreifen und ein Bild aus meinen Bubenjahren hervorsuchen.

Ich habe bereits angedeutet, daß es uns Geschwistern in der Kindheit nicht am besten ging und daß die freudigen Sonnenblicke in unseren ersten Lebensjahren so spärlich waren, wie die Fettaugen in der Armensuppe. Die Weihnachtszeit war triste genug, aber vor Neujahr gestaltete sich die Aussicht der Dinge freundlicher, das Präliminare, das wir entwarfen, gab zu den animirtesten Debatten Anlaß und die Discussionen über die Voranschläge, die wahrlich nicht zu den exorbitantesten gehörten, wurden oft Nachts im Finsteren von einem Bette in's andere hinübergeführt. Wie das Alles auf Kreuzer und Pfennige berechnet war, wie die Einnahms- und Ausgabsrubriken summirt und wieder summirt wurden, wie oft wir das Ordinarium und Extra-Ordinarium modificirten, und welche Mühe es kostete, bis wir, auch die Virements im Auge, endlich das ganze Budget fix und fertig mit 5 fl. 40 kr. aufgestellt hatten. Welche Freude, wenn dann, nachdem wir die currenten Ausgaben im Geiste bestritten, d. h. ein Paar Stiefel und ein Paar Schuhe als dringendstes Ausrüstungs-Erforderniß beantragt hatten, noch ein Rest von einem ganzen Zwanziger blieb, um den man ein Band oder sonst ein „Präsent" für die Mutter kaufen konnte. Welch selig kümmerliche Zeit!

Aber die präliminirte Freude war kostspielig, sie erforderte nämlich ein schweres Stück Arbeit: das Schreiben und Auswendiglernen der „Wünsche". O Gott! Heute noch schaudert mir bei der Erinnerung an jene Marterwochen, wenn ich bedenke, welche Seelenangst, welches Herzklopfen, welch Zittern am ganzen Leibe und welchen Schweiß uns diese Gratulationsprocedur kostete! Da hieß es zuerst bei den Nachbarsleuten einen passenden „Wunsch", natürlich in Versen, auftreiben. Dieser passende „Wunsch" paßte jedoch nie und nun galt es, Adaptirungen und stylistische, dem „Zwecke" angemessene Verbesserungen vorzunehmen. War diese Umdichtung, bei der es auf ein paar Füße mehr oder weniger nicht ankam, vollendet, dann ging's an das Memoriren, in welchem Geschäfte meine Schwester die Meisterin war. Und als wir den ganzen „Spruch" von circa 36 Zeilen (denn so viel mußte er mindestens haben, wollten wir nicht den Respect verletzen) bis auf's Jota auswendig wußten, dann kam erst die Höllentour des Abschreibens. Ich weiß nicht, wie viele „Wunschkarteln" ich damals

verdorben habe, ich weiß nur so viel, daß mich die (ungeheuerliche) Titulatur: „Hochschätzbarster Herr Onkel und Frau Tante!“ allein schon, wenn sie gelang, ein Meisterwerk dünkte, aber sie gelang selten und ich schrieb meist: „Hochschäßbarßte“ u. s. w. und das Malheur war fertig. Ach, wie viele Thränen kosteten mich dieser hochschätzbarste Herr Onkel und die Frau Tante!

Endlich nahte der heißersehnte, aber auch gefürchtete Tag. Wir machten uns auf den Weg. Dürftig gekleidet, marschirten wir in Sturm und Kälte, oft bis an die Knie im Schnee, wohl eine Stunde weit in die entlegenste Vorstadt. Da standen wir, zitternd vor Frost und Angst, unter dem Hausthore und erprobten, ob wir unserer Sache und des — Erfolges auch sicher seien. Dann ging's lautlos über die Stiege, zaghaft ergriffen wir die Klingel — man öffnete, wir schüttelten noch die Schneereste von uns, rieben uns die erstarrten Hände und wurden sodann in das „Allerheiligste“, in das Schlafzimmer der „hochschätzbarsten“ Frau Tante geführt. — Ach, wie prächtig es da war und wie lustig das Feuer im Kamine prasselte! Die hochschätzbarste Frau Tante war jedoch stets vollauf beschäftigt; sie fütterte den Papagei oder richtete die Maschen an dem blauseidenen Halsbande ihres Pintscher, oder sie kramte in einer Lade der Chiffonniere herum, und während dieser dringenden Arbeiten durften wir unsere Wünsche recitiren. Es geschah mit zitternder Stimme und pochender Brust. Dann wendete sich die Gefeierte um und gab uns Jedem das schon in Bereitschaft gehaltene Guldenstück, legte die mit einer Rosaschleife umwundenen Manuscripte, deren Text wir soeben „declamirten“, uneröffnet bei Seite und — wir konnten uns wieder trollen. Die arme Frau! Sie hatte nie ein Kind besessen, das Gefühl der Liebe für Kinder war ihr fremd und unbekannt — und wir hätten sie doch so geliebt, denn es war so schön und herrlich bei ihr und sie konnte auch freundlich sein, wir sahen es ja, wie sie den knurrenden Pintscher abhielt, daß er uns nicht zwischen die Füße fuhr und wie begütigend sie ihm schmeichelte, daß er sein keifendes Bellen endlich einstelle. — —

Dann starb die hochschätzbarste Frau Tante. Ihr Besitz ging in eine fremde Hand — und als wir wieder hinüberkamen in das hübsche Haus und der glücklichen Erbin, der plötzlichen Adoptivtochter, schon um zu zeigen, daß wir ihr trotz alledem

und alledem nicht gram seien, ebenfalls unsere kindlichen Wünsche zu Neujahr darbringen wollten, da — hatte sich eben Alles geändert. Der keifende Pintscher zwickte uns nicht mehr in die Beine, denn er war längst davongejagt, dafür war die neue Herrin eingezogen und die rief, als wir gemeldet wurden, in's Vorzimmer hinaus: „Das Neujahrwünschen ist aus der Mode!" Der Diener öffnete uns wieder schweigend das Gitter, schlug es hinter uns barsch zu und wir schlichen kleinlaut mit unseren so schön geschriebenen und perfect memorirten Neujahrswünschen nach Hause. Und wie kalt es damals gerade war, wie uns der eisige Nord die Finger steif und die Thränen in den Augen gefrieren machte ....

Heute würde ich natürlich nur lachen, wenn ich der hochschätzbarsten Frau Tante, ihrer heroischen Nachfolgerin und all der armseligen Kindergeschichten gedenke. Wenn ich aber auf der Straße den zwei und drei Schuh hohen Gratulanten begegne und sehe, wie hurtig sie, die gerollten „Wünsche" in der Hand haltend, zu irgend einem vermeintlichen Wohlthäter eilen und mir dann das Bild vergegenwärtige, wie schmerzlich enttäuscht und starr vor Schreck die armen Kleinen vor der ersehnten Thüre anhalten werden, wenn das fatale Manifest, daß man ihre Wünsche nicht brauche, ihnen entgegenglotzt, dann fällt mir auch die Tragi-Komödie meiner eigenen jugendlichen Gratulations-Irrfahrten ein, ich höre den barschen Ton jener „noblen" Dame: „Das Neujahrwünschen ist aus der Mode!" und höre sogar ganz deutlich das eiserne Gitter „zuschlagen". — —

Freilich ist das „Neujahrwünschen außer Mode", aber die Noth und Armuth sind noch en vogue und die kindliche Hoffnung und Zuversicht, die rührende „Speculation" eines genügsamen Herzchens sollt Ihr mit diesem grausamen Ukas nicht betrügen. Ich weiß, es wird Euch von vielen, eigentlich von allen Seiten heute viel „zugemuthet". Der Schwarze, den Ihr trinkt, der Bart, den Ihr Euch abnehmen laßt, das Krügel Lager, das man Euch credenzt, die Wäsche, die man Euch bringt, der Brief, den Ihr empfangt, der Fiaker, in den Ihr steigt u. s. w., all dies kostet Euch heute das Doppelte, wenn nicht Drei- und Fünffache, denn das klingende Agio, das Ihr mit dem „glückseligen neuen Jahr" darauf bekommt, müßt Ihr in gangbaren Papieren wieder zurückzahlen. Sei's in Gottesnamen; es wird Euch nicht insolvent

machen, wenn Ihr's nicht schon gestern gewesen. Deshalb werdet Ihr aber auch vierundzwanzig Stunden lang von aller Welt auf's Zuvorkommendste behandelt; die Magd stellt Euch das erste Mal die Stiefel nicht verkehrt an das Bett, Euer Leib-Figaro erzählt Euch die pikantesten und der Haarkräusler sogar die kurzweiligsten Geschichten. Ihr werdet gebürstet so fein und sauber, daß Ihr selbst an Euch eine Freude habt, und schließlich bringt Euch der Franz ein Beefsteak, wie Ihr's schon lange gewünscht und der Jean hat endlich nur für Euch das Blatt in Bereitschaft, um das Ihr täglich hundert Mal vergeblich rieft.

Gebt nun meinetwegen für diese Eintags-Artigkeiten keinen Kreuzer, aber vergeßt mir die Kleinen nicht und schickt sie nicht ungehört fort. Jagt lieber den kriechenden Scherwenzler von der Thüre, der mit seinen paar lumpigen, feilen Worten Euch kein „glücklich Neujahr" zu wünschen, sondern bei dieser Gelegenheit nur um Eure Gunst, um Eure „Huld und Gnade" zu erbetteln naht — hört dafür aber den ehrlichen „Spruch" an, der von Kindeslippen und aus arglosem Kinderherzen kommt und laßt es Euch sogar eine freundliche Deutung sein, wenn am ersten Tage des Jahres ein Kind Euch seine ehrlichen Wünsche stammeln will. Dann nehmt die garstige Tafel mit dem lieblosen Veto von der Thüre. Thut Ihr's aber nicht, leistet Ihr Verzicht auf die Liebe und Zuneigung der Kinder, dann schicke ich Euch zur Strafe einen — Hausmeister, welchen zu kennen ich die Ehre habe, und der seit dreißig Jahren an Hoch und Nieder seine Neujahrsrede stets mit den unbefangenen Worten schließt: „Und endlich bitte ich, erhalten Sie mir noch ferner Ihre — Freundschaft!" — An dieser entsetzlichen Intimität sollt Ihr Euch ärgern, daß Ihr blau werdet!

Der Fasching der Armen.

Wer gerne tanzt, dem ist bald gepfiffen, und wer seinen „Fasching" haben muß, findet ihn ohne viel kopfzerbrechendes Arrangement und macht auch kurzen Proceß bei Vervollständigung der erforderlichen Toilette. Genügsame Naturen — und die Armuth zwingt wohl zur Genügsamkeit — überraschen dann geradezu

durch den bescheidenen Apparat, den sie zu ihren carnevalistischen Vergnügungen benützen, und sie beschämen mit der Einfachheit der mise-en-scène auch die kunst- und mühevollen Anstrengungen der Millionen-Chefs, indem zwischen den vier schlecht geweißten, mit farbigen Papierketten dürftig aufgeputzten Wänden einer zu einem Tanzsaal rasch improvisirten Tischlerwerkstätte doch mehr freudestrahlende Gesichter erglänzen als in den goldstrotzenden Appartements einer beliebigen Finanzgröße.

Ich habe nämlich noch nie gehört, daß sich arme Leute, wenn sie unter ihres Gleichen gewesen, selbst bei den kümmerlichsten Ballversuchen je gelangweilt hätten — was bei der gegentheiligen Partei mitunter passiren soll; ich habe ferners nie gehört, daß die Ballgäste des holperigsten Tanzbodens über die Juchtenstiefel mancher hausknechtischen Solisten die Nasen rümpften, während die zierlichsten Juchten-Bouquets der ätherischsten Comtessen eine Walzertour zur Höllentour machen können, und schließlich habe ich auch noch nie gehört, daß der Unternehmer eines kleinen „Tanzlätizel" im dumpfsten Wagenschoppen nachträglich davon so viel Verdruß gehabt hätte, wie der generoseste Veranstalter jener rivalisirenden Ballfeste in gewissen rivalisirenden Palais. Denn man ist, wo nur Talglichter den Productionen vorstädtischer Terpsichoren leuchten und man die Erfrischungen in der Raststunde aus einem Ziment credenzt, schon von Haus aus bescheidener und genügsamer und mit Wenigerem zufrieden, als in den exquisiten Regionen, die von Brillanten erhellt werden. —

„Du, beim Greißler is am Irtag a Ball, er hat die Krautkammer auskramt, a Zehnerl is Eintritt, 's kummen lauter Bikannte aus der Nachbarschaft — daß Di daweil z'samrichst, mir gengan a ubri!"

Mit dieser schmucklosen und unparfümirten Einladung avisirt ein ausgedienter Deutschmeister und nunmehriger Stiefelputzer die „Seinige", die am ganzen Grund bekannte Wäscherin und kreuzbrave „Frau Mathel", von dem bevorstehenden Faschingsgenuß. Und nun wird gewaschen und gebugelt, die Unterröcke werden gestärkt und das „blaugetupfte Kammertuchkladl" worin's vor neununddreißig Jahr' bei der Hochzeit so sauber ausg'schaut hat, daß alle Mannsbilder auf sie „gschiarng'lt hab'n", wird aus dem Archive hervorgesucht und noch einmal in's Treffen geführt.

Und am „Irtag" ist wirklich der „Ball" in der Kraut- kammer des Greißlers. Es kommen übrigens thatsächlich nur „Bikennte". Da ist z. B. der Herr Alois, der Laternanzünder, mit seinen fünf „Madeln", wovon vier in's „Nähen gehn", und eine für's Ballet ausgebildet wird. Ferner ist der „Mussi Franz" anwesend, der durch einundzwanzig Jahre Himmeltrager war, aber seines Brustleidens wegen den Dienst verließ und nun dem Greißler beim Krauteintreten hilft. Dann die „Mamsell Schanett", eine ältliche Person, die in ihrer Jugend eine reiche Partie hätte machen können, indem ihr ein vornehmer Herr einmal von den Klepper- stallungen bis in die Reißnerstraße „nachg'stieg'n ist", und die nun vom „Umsetzen", „Krankenwarten", Platzaufheben und der Bereitung eines sehr gesuchten schwarzen Gichtpflasters lebt. Weiters die Frau Susi, die Auskocherin, mit ihrem Sohne Ignaz, der „in's Läuten geht". Der Werkelmann vom „hinter'n Hof", der nicht nur sein „Instrument", sondern auch „elf lebendige" Kinder mitgebracht, die älteste Tochter sogar in der Maske; der Herr Jakob, der Holzhacker; Herr Wenzel, der Flickschneider aus der Dachwohnung, und Herr Peter, der Zettelanpapper, der nicht lange bleiben kann, weil er zeitlich „in's G'schäft" muß, sind ebenfalls, und zwar sammt ihren Ehehälften und dem vollkommen legitimen Nachwuchs erschienen u. s. w.

Das Fest selbst ist einfach, aber gemüthlich. Ist der Saal (die Krautkammer) auch etwas überfüllt, man findet doch Platz, um einen ehrsam gemäßigten Walzer zu je vier oder fünf Paaren durchzumachen. Herr Wenzel, der Flickschneider, ein durch und durch musikalisch gebildeter Mann, sozusagen ein Tausendkünstler, besorgt die Musik, d. h. er spielt abwechsend Guitarre oder bläst Clarinette. Auch der Werkelmann gibt sein Repertoire zum Besten, auf allgemeines Verlangen aber muß Herr Wenzel Csakan blasen und die Frau Kathel mit dem „Ihrigen", der zu diesem Zwecke, „obwohl's a damische Hitz hat", sogar seinen Rock anzieht, einen Menuet tanzen. Den Schluß bildet ein Polsterltanz, bei welcher Gelegenheit der „Mussi Franz" der „Mamsell Schanett" unter lautem Bravogeschrei ein „Bußl" zu geben hat, worüber diese feuerroth wird und, an ihrem Platze angelangt, den neben ihr sitzenden Frauen noch einmal die Geschichte erzählt, wie sie in ihrer Jugend eine reiche Partie hätte machen können, denn jener

noble Herr schien doch ernste Absichten gehabt zu haben, sonst wäre er nicht (notabene ohne ein Wort zu reden!) den weiten Weg von den Klepperstallungen bis in die Reißnerstraße ihr nachgegangen.

Das Buffet ist selbstverständlich gleichfalls nicht lucullisch. Der Greißler ließ eine Rein Gollasch kochen, das allgemein Beifall fand, und besorgte auch den nöthigen Trunk. Die Frau Susi, die Auskocherin, lieferte die Krapfen (solide, compacte Waare), die sich eines reißenden Absatzes erfreuten und ihr den Ruhm, die „erste Krapfenbäckerin“ weit und breit zu sein, verschaffen. Die Frau Susi wird deshalb auch um das „Recept“ förmlich bestürmt; sie macht übrigens kein Geheimniß daraus, und während die Jugend walzt, erklärt sie den wißbegierigen Müttern ihr System. „Mein Gott!“ sagt sie, in ihrem Siegesbewußtsein etwas schmunzelnd, „es is ka Kunst und ka Hexerei! I nimm halt auf hundert Krapfen a groß's Maßl Mundmehl, vier Eier, ein Vierting Schmalz — 's Schmalz von unsern Herrn Greißler (dieser nickt bejahend), nit mehr und nit weniger, dann das übrige Zugehör, ein Löffel voll Salz, ein Vierting Powidl — vom Herrn Greißler (ganz richtig! ergänzt dieser), um zwei Kreuzer Germ, ein Seitl Mili, nur a ablasene, die Frau Sali soll's sagen — („Ja, nur a ablasene“, bestätigt die Aufgeforderte), no, und Zucker, was man eben braucht.“ — „Delicat!“ ruft der ganze Cercle, und Jeder und Jede langt noch nach einem solchen Wunderkrapfen. Nur der Herr Jakob, der Holzhacker, refusirt sie mit der Entschuldigung: „I trau mi nit, mir san's z'fett, mein Magen is seit a sechs Woch'n nit ganz in der Urdnung, i bleib bei dem, was i g'wohnt bin, der Herr Nachbar macht mir nachher a paar Wurst in Essig und Oel an, denn man kann net wissen…“

„Recht haben's, Herr Jakob! commentirt die Versammlung, „bleib'ns bei Ihrer Ordnung, uber Ordnung geht nix!“ — „Seg'ns“, sagt die Hausmeisterin, „der Meinige lebet a noch, wann er nit gestorb'n war, das heißt, wenn er bei seiner Ordnung blieb'n war. Sein Laderl Bier auf d'Nacht hätt' ihm nit g'schadt, aber da hat er mit dem Malefiz Wein anfangen müssen, der hat'n z'sammbiss'n. Gott tröst'n!“

Unter solch anregendem Geplauder der Alten naht das Ende der „Ballnacht“ und beginnt der Morgen zu grauen. Nun heißt's

in aller Eile den Kaffee auftragen, da Jeden seine Pflichten zur Arbeit rufen. Die Greißlerin bringt ein „Häfen" Schwarzen und einen Topf Milch, die Schalen werden herumgereicht und mit Dank acceptirt, mit Ausnahme von Seite des Herrn Jakob, der „'n Kaffee nit ästamirt" und der vom Nachbar „a Glas'l Sie wissen schon" verlangt. Darauf gegenseitiges Becomplimentiren, Händeschütteln u. s. w. und man geht auseinander unter der ungeheuchelten Versicherung, sich sehr gut unterhalten zu haben, denn „es war sehr hübsch und nicht der mindeste Verdruß"!

Soll ich über die Leute nun spötteln? Soll ich ihr harmloses Bestreben, dem Faschingscultus nach ihren bescheidenen Kräften ein kleines Opfer bringen zu wollen, höhnen? Soll ich Witze darüber reißen, daß die anwesende eine Maske, die „Fräul'n Rosi", die „Werkelmann'sche" nicht zu „intriguiren" verstand, oder daß es hier nicht von Patchouli duftete, sondern nur vom Schweinschmalz oder höchstens „Bagamotenöl"? Es fällt mir nicht ein. Die Leute haben sich ja standesgemäß unterhalten, sie haben weder sich selbst, noch andere mit pathetischer Großthuerei zu dupiren und nicht die „Schnackerlbälle" der sattsam bekannten speculativen Familien „Marenpfutsch, Betteltutti 2c." zu copiren oder gar zu überbieten versucht. Sie blieben in ihren Schranken. Sie mögen Euch komisch dünken, diese ungraziösen Tänzer und Tänzerinnen, und Ihr mögt über sie lachen, aber verlachen dürft Ihr sie nicht! „Strecken wir uns nach der Decken", heißt ihre Lebensregel. Das Ballgollasch wurde gezahlt, Niemand ist einen Kreuzer schuldig geblieben, es kommt nun weder die „Kapäunlerin" noch irgend ein Hausknecht „federn", auch die Musik machte nicht viel Auslagen und that ganz gut ihre Dienste, denn: wer gerne tanzt, dem ist bald gepfiffen — und damit Punktum! —

Vom Stoß.

(Februar 1871.)

Es ist leicht möglich, daß, wenn diese Zeilen vor die Augen meiner theueren Leser kommen, der Stoff an und für sich Manchem bereits antiquirt erscheinen dürfte. Nun ja, während das Corps

der Auflegerinnen in objectivster Seelenstimmung sich noch damit beschäftigt, Bogen für Bogen der Maschine anzuvertrauen und die ersten Austräger sich parat halten, den üblichen Pack Tagesgeschichte zur Vertheilung an ihre wißbegierigen Zeitgenossen in Empfang zu nehmen, macht etwa ein plötzliches energisches Thauwetter dem gewissenhaften Eischronisten einen Strich durch die Rechnung, die gigantischen Blöcke und Schollen, womit die Metropole geängstigt und auf die man die Aufmerksamkeit eines hohen Adels und verehrungswürdigen Publicums lenken wollte, sind um die Stunde der Früh-Melange vielleicht schon in Theben angelangt und die Inundations-Flaneurs erklären die Sache als — abgethan.

Mit dieser Gattung Mitmenschen hatte man die Woche über ja ohnehin seine liebe Noth. Die „Geschichte" war ihnen theils zu unbedeutend, theils durch die etwas längliche Dauer des Status quo bereits monoton geworden, und als Freitag Nachmittags das herrlichste Wetter eintrat, um endlich eine „ordentliche Ueberschwemmung" von einem sicheren Punkte aus mit dem Operngucker oder durch das Binocle ohne viel Unbehagen bewundern zu können, die weiße Schnee- und Eismasse des Canalbettes aber sich noch immer nicht vom Flecke rührte, da konnte ein jugendlicher Pracht-Dandy seinen Ingrimm über die Verzögerung der erwarteten Katastrophe, seinen Ueberdruß angesichts des „ewigen Einerlei" nicht länger unterdrücken, und seinen eleganten Gefährten am Arme zerrend, rief er, von dessen unbegreiflichem Interesse für die „dummen Eisschollen" indignirt: „Geh' Schackerl, geh' ma, der Eisstoß is ma schon fad!"

Auch Anderen (und nicht nur den Ueberschwemmten und Delogirten) dauerte die Geschichte bereits zu lang. Die Promenade über die Treppen erlustigte zwar Anfangs und man konnte eine Masse Witze reißen; auch der Anblick der „feschen" Chaussure gewisser (mehr als nothwendig) kurz geschürzten Damen war nicht übel, aber — der Mensch will auch eine Abwechslung. Man erwartete mit Ungeduld das „Schinakelfahren" in den überschwemmten Straßen, was für einige heitere Lebemänner, die sich zu diesem Zwecke ein eigenes „Kanotier-Costume" angeschafft und mit idealen Wasserstiefeln längst ausgerüstet waren, doch wenigstens den Reiz der Neuheit gehabt hätte, ja für eine ganz eigenste Species „Wiener Vollblut" sogar eine „Hetz"

gewesen wäre. All diesen wackern Leuten verdarb die ungebührliche Länge des Zwischenactes ihre gute Laune; es sei, wie sie unwirsch behaupteten, „nirgends was z'seg'n, und wo was z'seg'n wär', lassen's an nit hin!" und so geschah es, daß der Eisstoß an — Popularität, sozusagen an „Beliebtheit" in den Kreisen der Schaulustigen bereits gewaltig verlor, daß selbst die engagirtesten „Eisstoßgeher", die von früh Morgens bis spät Abends mit den diversen Avisoposten die heftigsten Grundwasserdebatten, Stauungs- und Spornverlegungsdispute führten, der Sache müde wurden und lieber zu der altgewohnten „Besetzpartie" zurückkehrten. Und dieser wohlmotivirten Entrüstung gab denn auch dieser Tage ein ehrsamer Bürger den richtigen Ausdruck, als er, bei „Gabesam" eintretend, definitiv erklärte: „Mi halt der dalkerte Eisstoß nimmer für'n Narrn — i war jetzt elf Mal in Nußdorf, weil ma's beim „Wurmser" am besten seg'n könnt — aber 's rührt si ewi nix!"

Ach, Geduld meine Herren! Wünschen wir, daß Sie nicht vielleicht mehr zu sehen bekommen, als der fanatischeste Eisstoßser sich je träumen ließ. Und sogar jetzt schon gibt es eine Menge Dinge zu schauen, welche für Leute, die etwa das Gruselige lieben, nicht genug anempfohlen werden können; so rechte Schauderscenen, die für einen Makart, der eine „Abundantia des Elends" malen wollte, ein ausgezeichneter Stoff wären. — Sie dürfen nur eines der Rettungshäuser besuchen . . .

Treten Sie nur gefälligst ein — warum entsetzt Sie der Anblick? Warum werden Sie so plötzlich bleich und still? Warum bebt Ihre Hand und zittern Ihre Knie und sträubt sich das Haar auf Ihrem Haupte in die Höhe? Nicht wahr, das ist ein überraschendes Bild? Die Farben sind etwas düster, aber — naturgetreu, Sie finden den Jammer, die Noth, die Verzweiflung in einzelnen Figuren prägnant ausgedrückt, echte Studienköpfe für einen Künstler und die Gruppen so ungezwungen, so unabsichtlich und dennoch so — erschütternd! Da sehen Sie einmal jene Mutter an, den wimmernden Säugling an der abgezehrten Brust; Sie gestehen wohl, der Anblick ist nicht frivol? Gewiß nicht. Hier stimmt nichts lüstern, und trotzdem, daß manche Schulter entblößt und manche jugendlichen, nicht unschön geformten Hüften fast so kärglich verhüllt sind, wie bei Theaterdamen in einer glänzend ausgestatteten Corruptions-Operette, so geben Sie zu, daß von

einer sinnlichen Augenweide hier füglich nicht die Rede sein kann. Wahrlich nein! Sie fühlen im Gegentheil Ihr Herz zusammengepreßt und Ihre Augen werden allmählich feucht . . . Wohlan, so führen Sie doch alle Jene, welche es so sehr bedauern, daß es „nichts zu sehen gibt“, an diese Stätte des unverfälschtesten Kummers, an diese dürftigen Asyle der Bedrängniß und Betrübniß, und der Anblick dieser grauenvollen Staffage der bittersten Armuth wird den leichtsinnigen Scherz auf allen Lippen verstummen machen!

Denn es ist viel Noth und viel Elend hier zu schauen. Die armen Kinder entbehren des Unentbehrlichsten, sie zittern vor Frost und vor Kälte, und aus den verglasten Augen, aus den bleichen Gesichtern stiert das mahnende Gespenst des — Hungertyphus. In dumpfer Verzweiflung kauert der Vater dort im Winkel auf einem Strohbündel; von seiner Habe vermochte er nichts mehr zu retten, die sorgendurchfurchte Stirne in den schwieligen Händen, sinnt er und sinnt, wie denn Hilfe noch möglich! Sein Weib sitzt zu seinen Füßen und blickt in stummer Ergebung nach dem Ernährer ihrer Kinder. Sie kannte all ihr Lebtag keinen Ueberfluß, aber sie bangte doch nicht vor der Zukunft, denn zwei rührige, kräftige Arme waren ihr zur Seite, und sie lebten alle zusammen schlecht und recht und im ehrlichen Verdienen, und wenn sie ihr Abendgebet beteten, da dankten sie wohl gar dem Allmächtigen, wenn auch nur eine Wassersuppe auf dem Tische dampfte. Und in dem kleinen Stübchen, das ihre Welt, war alles ihr Eigen, sauer erworben, nur langsam und alljährlich nur ein Stückchen, und mit dem Schweiße der Arbeit erkauft, aber nun doch ihr Eigen, und der Schrank und der Tisch und die paar Stühle aus weichem Holz und die paar warmen Betten, in die die Kinder so lustig sprangen, waren immerhin ein schöner Besitz. Und sie fühlten nichts von Armuth, ihre Bedürfnisse waren ja gering, und sie brauchten auch noch kein Stück Brot sich zu erbetteln, sie wußten es sich zu verdienen und die Kinder schwuren allabendlich, daß sie sich sattgegessen. Wie das dem Herzen des Vaters wohl that, wie da die Mutter so seelenvergnügt lächelte — und nun Alles dahin, verloren, was so mühevoll errungen und erkämpft; preisgegeben der Noth — der öffentlichen Mildthätigkeit — und nach einem Leben voll schwerer Arbeit mit den

Seinen an den Bettelstab gebracht! Seht, die Armen verstehen nicht einmal zu weinen, so sehr hat die Größe ihres Unglücks ihre Sinne verwirrt!

Und nun ändert sich die Scene. Die Vertheilung der Rationen beginnt, und die eingegangenen milden Spenden in Geld und Kleidungsstücken, Schuhwerk und Wäsche werden den Bedürftigsten übergeben. Ach! sie sind wohl alle bedürftig, und die kleinste Gabe ist ein Segen. Und nun jauchzen die Kleinen über all die Pracht und die Herrlichkeit einer wollenen Joppe, eines Tuchspensers, eines gestrickten Leibchens, einer Flanelldecke; und ein Paar wattirte Schuhe, die irgend ein Knirps in Folge seines besonders wehmüthigen Zähneklapperns sich erobert, machen dem glücklichen Speculanten mehr Freude, als wenn ihm irgend ein fabelhafter Haupttreffer zugefallen wäre. Und die armen Mütter haschen funkelnden Auges nach Wäsche und Linnen und hüllen in liebender Hast ihre frierenden Würmchen darein und schaukeln den kleinen Schreihals auf ihren Armen, bis das erste Lächeln über sein Antlitz fliegt. Und nun weinen sie ja doch, die Vielgeprüften, die kurz zuvor in starrer Regungslosigkeit still hingebrütet, aber es sind Dankesthränen, die ihrem Herzen entströmen und heiß aus ihren Augen hervorbrechen, und sie fühlen sich durch solche rührende Zeichen des edelsten Erbarmens wieder gekräftigt, gestärkt und ermuthigt — um ihr Los weiter zu ertragen.

Und so versichere ich denn nochmals meinen geehrten Lesern und Leserinnen, daß es innerhalb und außerhalb des „Inundationsrayons" gar viel Merkwürdiges zu sehen gibt, d. h. für Jenen, der es sehen will . . .

Alter-Weiber-Sommer.

Ganz eigene Zeichen sind es, womit die Natur ihre einzelnen Abschnitte, d. h. Jahreszeiten markirt, oder von ihren staubgeborenen Sklaven markiren läßt. Fallen die Tramway-Actien, dann beginnt der Winter; werden die Gartenbänke und Sessel mit Oelfarbe frisch angestrichen, so naht der Lenz, der blühende Knabe; ersinnen die Frauen die fantastischesten Toiletten und längsten

Seidenschleppen, dann mahnt man Dich, daß es Sommer sei, wo es zum bon ton gehört, sich von den lästigen Modegesetzen der Residenz zu emancipiren und in Waldeinsamkeit die Reize des primitivsten Landlebens zu genießen. Fallen Dir aber saison- und lebensmüde Fliegen in die Suppe, wimmelt es in den Inseratenspalten von Schulprogrammen, tönt der elegische Ruf: „Maroni arostiti" an Dein Ohr und hängt sich die lästige *Graswebe* (auch „Mariengarn" oder „*Alter-Weiber-Sommer*" genannt) Dir an Bart und Blouse an, dann ist trotz der goldigsten Tage der *Herbst* hereingebrochen, und die Natur rüstet sich, Abschied von Dir zu nehmen und sich für den starren Todesschlaf vorzubereiten, den sie vier Monden lang (in gar prächtigen Wintern auch noch länger) schlafen will.

Denn diese dünnen Fäden der Feldspinnen sind die Todeskeime der Natur, auch die feurigsten Küsse, die die alte Kokette, die Sonne, Dir etwa heute noch auf Stirn und Wange drückt, sind nur erheuchelte Liebkosungen, unter denen sie ihre Untreue und die schnöde Absicht, Dich in Kürze zu verlassen, verbirgt; und selbst der tiefblaue Himmel, er belügt Dich wie eine bankerotte Firma mit ihrem glitzernden Aushängschild, denn hinter dem lieblich azurnen Schleier sind bereits die Schneemassen aufgespeichert, die den Unvorsichtigen, der sich etwa noch einige Zeit in Nankinghosen der freundlichsüßen Gewohnheit des Dasein zu erfreuen gedenkt, plötzlich mit dem gräulichsten Schnupfen und den fatalsten Unterleibsleiden überraschen können.

Warum nennt man aber das Merkmal dieser Periode der Lüge, Täuschung in der Natur — die aestas volitans gerade „*Alter Weiber Sommer*"? Warum dieser, nichts weniger als sympathische Name, diese unbekannte Signatur, die den gewissenhaften Wortforscher zu Vergleichungen und zur Aufstellung von Gründen herausfordert, welche gegen jene allgemeinen Lehrsätze der pflichtschuldigen Galanterie verstoßen *müssen*, die selbst der Ungebildetste gegen die „andere Hälfte" des Menschengeschlechtes — sei sie selbst einige Decennien über des „Lebens Sonne" hinaus, zu beobachten hat? Ist diese wahrlich grausam klingende Nomenclatur thatsächlich nur das Product eines maliziösen Gelehrten, bei dem eben jene „andere" Hälfte des Menschengeschlechtes, sobald sie die gewisse annuelle Reife erlangte, Einiges auf dem

Kerbholz hatte — oder liegt der Sache doch ein poetisches Motiv zu Grunde und nannte ein minniglicher Schöngeist diese Spinnfäden, welche auf abgestorbenen Grashalmen zu finden, nur deshalb „Alter-Weiber-Sommer", weil auch das Weib im Spätsommer seines Lebens am liebsten an die Erinnerung an abgestorbene Freuden sich anklammert?

Ich für meinen Theil halte letztere Version für eine erheuchelte Galanterie und glaube, daß gerade die brüskeste Definition die richtige und der „Alte-Weiber-Sommer" das Symbol jener tristen Freundlichkeit sei, welche die Natur mit ein paar kümmerlichen, erzwungenen Liebesblicken uns bietet, gewisse Frauen copirend, die mit einer posthumen Empfindung und einem verspäteten Feuer einen Herzens-Anachronismus begehen und in des Lebens October jene Blüthen zur Reife bringen möchten, die eben nur in des „Lebens Mai" zu einer saisongerechten Existenz berufen werden.

Damit soll jedoch die gut conservirte Liebenswürdigkeit mancher älteren Frauen nicht gehöhnt werden, denn es ist ein schreiender Unterschied zwischen „alten Frauen" und — „alten Weibern". Letztere Titulatur umfaßt nämlich den Begriff des, sozusagen, Unweiblichsten am Weibe, wenn dieses die körperliche Reizlosigkeit, den Abgang des „äußeren Behagens" (wie es Goethe so treffend nennt), durch die seelische Häßlichkeit noch greller hervortreten und die gemüthlose Classification Spiegelberg's zur vollsten Berechtigung kommen läßt. Wie anmuthig sind oft noch alte Frauen, trotz ihrer Silberhaare und des schmucklosen Kattunkleides, das sie eben so zierlich zu tragen wissen, und wie — unküssenswerth ist manches „alte Weib", ungeachtet seiner pompösen Sammtrobe und der wallenden Marabuts.

Nicht der Standesunterschied, nicht äußerer Glanz oder Dürftigkeit sondert demnach die zwei Benennungen: „alte Frauen und alte Weiber". Die Bezeichnung „alte Weiber" hat vielmehr einen viel tieferen Sinn und erstreckt sich auf beide Geschlechter, und diesen Sinn brachte Nestroy, der sinnige Physiolog, zum richtigsten, schärfsten und prägnantesten Ausdruck, indem er die Versicherung abgab, daß ihm „nichts so z'wider sei, als a Mann, der a alt's Weib is"!

Dieser drollige Fluch soll nun die gesammte Gattung (utriusque generis) treffen und sie als mit einer der fatalsten

menschlichen Eigenschaften, der *Unverläßlichkeit* behaftet, stigmatisiren.

Und so wäre ich am Ausgangspunkte meiner heutigen wehmüthigen Betrachtungen wieder angelangt. Unverläßlich, d. h. ohne bestimmten Charakter, ist diese nur mehr kurzlebige Periode, in der ein unnatürliches Lächeln der Sonne mit dem fröstelnden Schauer der keifenden Windsbraut stündlich wechselt und die tiefblauen sommerlichen Schönheitsreste des Himmels mit jedem Augenblick von eisgrauen Wolkenscheiteln verhängt werden; eine unerquickliche Periode, die mit der starren Charakterfestigkeit des schneeigen Winters, des eigentlichen *Alters* des Jahres, nichts gemein hat, und die den nicht ganz Blinden lehrt, vor den dräuenden Unwettern, die in der nächsten Minute über sein armes Haupt losplatzen können, auf der Hut zu sein. Diese Periode nennt man nun „Alten-Weiber-Sommer" und der gütige, vorsorgliche Schöpfer läßt um die besagte Zeit wie Warnungszeichen die langen, weißen Fäden herumflattern, auf daß nun Jeglicher hübsch daheim bleibe und keine dummen — touristischen Streiche mache.

Ach, dennoch wäre ich geneigt, noch eine kurze Liaison mit einer reizenden, interessanten — Alpengegend anzuknüpfen. Von allen Richtungen der Windrose kehrt man nun mit Sack und Pack und mit Edelweiß geschmückt wieder heim; alle Bahnzüge bringen die sommerlichen Deserteure zurück, Alles hat sich gelabt und gestärkt für die winterliche Ballcampagne und ich habe heuer noch immer kein Stück recht grüner Erde gesehen. Wie dem Schweizer das Heimweh nach seinen Bergen am Herzen nagt, so zehrt an mir das „Hinausweh" und die Sehnsucht nach den Bergen macht mich an Leib und Seele krank. Wie gerne würde ich das Gelöbniß ablegen, Zeit meines Lebens weder einen Cotillon noch einen anderen Orden zu tragen, wenn ich nur jetzt noch vierzehn Tage Alpenluft athmen könnte.

Vielleicht wäre es doch noch schön bei der Scholastika z. B., die ich seit zwanzig Jahren liebe, ohne daß ich es ihr je gestanden, weil ich stets nur in den tiefblauen See vor ihrer Hütte starrte und nicht Zeit fand, mit ihr zu plaudern. Vielleicht wäre die lustige Rosel, die Tochter des noch lustigeren Astl auf der hohen Salve, gerade jetzt bei guter Laune und ich säße dann, wie einst,

neben ihr auf der Ofenbank und hörte sie die übermüthigsten Schnadahüpfel singen. Wie lechzt mein Inneres nach der hehren Einsamkeit der Hochthäler, wie lockt es mich mit Geisterstimmen, daß ich aus dem beengenden Häusermeere hinauseilen und meine Seele laben soll in dem reinen Aether des Rayons der Tiefenbrunner Wirthin, und wie würden die von dem schmerzhaften Studium der Bürstenabzüge oder der ölgetränkten localcorrespondenzlichen Communiqués gemarterten Augen an dem milden Grün der Föhrenwälder sich erfrischen!

Und ich bin nicht übermüthigen Sinnes; ich will nicht kosen mit üppigen „Schwoagerinnen", schon der Prügel wegen, die in jenen aussichtsreichen Gegenden dabei in Aussicht stehen; mir würde es genügen, mit dem schweigsamen Ritzler von Hopfgarten oder dem knorrigen, gleichfalls wortkargen Benedict Klotz von Fend, dem sie für die Riesenarbeit der Erbauung einer Unterstandshütte am Hochjoch-Ferner nun zwanzig Gulden österreichischer Währung geschenkt haben, einen siebenstündigen Marsch über ein Mitteljoch zu machen, nur um von den witzigen städtischen Causerien auszuruhen.

Und schließlich sehnt sich mein Gaumen auch nicht nach Forellen und Saiblingen; im Gegentheile, ein Stück schwarzes Brot, das durch die residenzlichen Bäckerrummel-Debatten nicht versäuert, würde mir eine Delicatesse dünken und frisches Quellwasser mir besser munden, als das durch Mousseur-Pipen verschlechterte und mit „Abzug" vermischte Pseudo-„Lager" der neuesten Weltstadt. So aber verurtheilt mich das Geschick, ein anderes schweres Brot zu essen, das Brot des Uebersetzers, der die communalen Diebstähle, Raubanfälle, Straßengeburten und Todesfälle zwischen Puffern aus dem Berichterstatter-Kauderwälsch in sein geliebtes Deutsch zu übertragen, zahllose syntaktische Beinbrüche einzurichten und halsbrecherische stylistische Uebergänge tagtäglich auszuschaufeln hat.

Aber da kommen die falschen Freunde, die sich nun monden lang auf allen möglichen Almtriften, vaterländischen und freundnachbarlichen Heuböden herumgeschlagen, unter den duftigsten Lindenbäumen geschlafen und von der Original-Gebirgssonne ihren mit Original-Mehlknocken gemästeten Bauch erwärmen ließen, und trösten mich mit dem Henkerstroste, daß es nun ohnehin schon zu spät sei,

daß die Tage zu kurz, die Abende zu lang und die Nebel für „Hochlandsfahrten" zu gefährlich wären. „Du weißt", rufen sie im perfidesten Chore, „der ‚Alte-Weiber-Sommer' ist da — und dann ist's nichts mehr mit Gebirgsreisen." — Mit ihren „kurzen Tagen!" Als ob ein paar sonnige Stunden am Achensee nicht einen ganzen Monat Stadtlebens aufwiegen würden!

Aber sie haben Recht; der „Alte-Weiber-Sommer" ist da, er flimmert mir vor den Augen, er schwärmt mir um die Ohren und ein, freilich vorzeitiges, sporadisches Gliederreißen erinnert mich, daß die „Saison" wirklich vorüber und bald die trübe Jahreszeit anrücken werde.

Auch Andere fröstelt es bereits, und besonders die Wettermacher vom Fach ahnen einen strengen Winter. Sie deduciren dies aus einer leicht möglichen Allianz meteorischer Eventualitäten am nordischen Himmel, sie finden manche Erscheinungen schon jetzt bedenklich und mahnen zur Vorsicht in allen Dingen.

Jawohl, in allen Dingen. Auch die politischen Sterndeuter stecken deshalb die Köpfe zusammen und wispeln sich die unheimlichsten Gerüchte, Beobachtungen und Wahrnehmungen zu. Sie sprechen in bedeutungsvollen Gleichnissen und bedienen sich der dunkelsten Satzconstructionen, sie citiren sogar Beispiele aus der Geschichte und blättern darin herum, bis sie auf die Karlsbader Beschlüsse kommen. Dann seufzen sie so recht hörbar und wischen sich auch etliche Thränen aus dem Antlitz, die sie um das so frühe Ende unserer blutjungen „Freiheit" anticipando geweint.

Mag mitweinen, wer will, der Verlust wird zu ertragen sein, da die Ueberraschung eben keine tödtliche und man uns von allen Seiten und mit vereinten Kräften längst darauf vorbereitete. Oder sind gewisse lauwarme Reden und Rundschreiben, gewisse kühle Entscheidungen oder officiöse Lehrmeinungen etwas Anderes als der veritable „Alte-Weiber-Sommer" des Liberalismus? Nun also . . . . macht darum, was Euch beliebt; ich aber gehe doch noch auf vierzehn Tage in die Berge, um von Eurem mühseligen Flickwerk nichts zu sehen und zu hören. Gott befohlen!

Veni sancte spiritus!

(Zum 1. October.)

Diese Woche gehörte der lieben „Jugend“, d. h. vorzugsweise den bausbackigen Bürschchen und den flaumenbärtigen „Herren Studenten“, deren Kopf und Herz wenigstens seit acht Tagen mit Büchersorgen und den Mysterien der Einschreibgebühren, Bibliotheksgelder, Aufnahmsprüfungen u. s. w. u. s. w. angefüllt waren, und die in Folge einer grausamen Schulordnung gerade vor Beginn der Weinlese und inmitten der blühendsten Drachensaison zwar nicht auf die Bank der Angeklagten, so doch auf die nicht minder harte Bank der Schulweisheit berufen werden.

Initium sapientiae est timor ... Das war mir immer ein Räthsel; warum soll die Furcht der Anfang der Weisheit sein, wenn gerade die unverschämtesten Subjecte in diesem Jammerthale am klügsten fahren, und warum will die Menschheit überhaupt weise werden, wenn doch unstreitig die allerdümmsten ihrer Genossen zeitlebens vom Glücke begünstigt bleiben?

Aber man drillt uns fort und fort nach dem altmodischen Muster und wir drillen wieder unsere Sprößlinge, nur recht „weise“ zu werden, und wir wissen nicht genug „lehrreiche“ Bücher aufzutreiben, die die stupendeste Weisheit in brochürtem Zustande auf so und so vielen Druckbogen enthalten, welche Weisheit, in mäßige Dosen (Lectionen) vertheilt, löffel(seiten)weise genossen, den Lernbegierigen nach dem aufliegenden Schulprogramme in der gesetzlich bemessenen Zeit so vollkommen „reif“ macht, daß er augenblicklich z. B. Verwaltungsrath der Lemberg-Czernowitzer Bahn, oder einer beliebigen, selbst der dunkelsten Bank werden könnte, wenn die bezüglichen Posten nicht von anderen „Reifen“ bereits besetzt wären.

Sei es wie es sei; aber die letzte Septemberwoche war mir stets ein tragikomisches Kaleidoskop, wenn ich sah, wie sich Alt und Jung für den ersten oder abermaligen Schulanfang rüstet und welche kostspieligen Apparate mitunter benützt werden, um das junge Reis zu einem fruchtbringenden Baume, den unwissenden Knirps zu einem soi-disant „nützlichen Staatsbürger“ heranzubilden. Welche herbe Opfer werden da oft gebracht und

welch' Schweiß klebt, um mich recht unbildlich auszudrücken, an diesen, außerdem noch mit einem Agio belasteten Banknoten, welche die obligaten Vehikel der Gelehrsamkeit, genannt Schulbücher, verschlingen.

Nun fällt mir nichts weniger ein, als gegen den in unserer wissenschaftlich gemäßigten Zone ohnehin nur sporadisch auftretenden „Büchereinkauf" zu predigen. Meine geehrten Landsleute treiben den Büchersport bekanntlich nur in zahmster Weise und die wenigen bibliothekarischen Dilettanten, welche die Metropole des Backhendlthums birgt, gehören zu den culturhistorischen Curiositäten. Ja selbst die wohlhabendere Classe des Bürgerstandes findet es überhaupt meist „unbegreiflich", für ein Buch — Geld auszulegen, und wenn z. B. der lebenslustige Hausherr X. und sein „Aeltester" sich nicht lange besinnen, ihrem Leibfiaker einen Viertel Eimer Bier zu zahlen, falls es diesem gelingt, sie in fünfundsechzig Minuten von Schottenfeld zum „rothen Stadl" zu fuhren, so werden sie sicher die Zumuthung, etwa „Goethe's Faust", nach der neuen Classiker-Verschleuderung um zwanzig Kreuzer zu kaufen, für eine unnöthige „Geldverschwendung" erklären. „Na ja", heißt die locale Lebensregel, „wann man a Buch'l amal g'lesen hat, was thut ma damit? 's bleibt a 'nausg'worfen's Geld!" Denn Wien in seiner Mehrheit kauft keine Bucher, und nur die „goldene Jugend" versorgt sich zu Zeiten mit den instructiven Lehrbüchern: „Amor als Geheimsecretär" oder der „Jungfrau schönstes Ziel", oder „Nie ohne Pagat Ultimo", oder — „Gollmann's arztlicher Rathgeber" u. s. w.

Nun kommt aber mit dem ersten October die dictatorische Nothwendigkeit heran, fur seinen lernpflichtigen Nachwuchs eine förmliche Handbibliothek anzuschaffen und mithin gerade für die unsympathischeste Sache ein Heidengeld hinauszuwerfen. Ach, vielleicht ist das Geld wirklich hinausgeworfen — veni sancte spiritus! . . .

Aber die Bucher m ü s s e n eben gekauft werden. Der Ferdl, der Franzl und der Fritzl kommen jeder mit einem anderen „gedruckten Verzeichniß", das ihnen von einem unbekannten Functionar eingehandigt wurde, nach Hause und beginnen unisono das disharmonischste Terzett und verlangen schreiend statt des üblichen Butterbrotes oder der Zwetschkenration nach verschiedenen Močnik's

und Pütz's, Teirich's und Cicero's, Warhanek's und Sophoklessen, und schwören dabei, wie sie nur mit den allerneuesten Auflagen sich zufrieden geben können, da besonders unsere heimatlichen Gelehrten sich nach dem Wunsche ihrer Verleger alljährlich „verbessern".

Diese wissensdurstigen Appellationen an das Portemonnaie des Familienoberhauptes werden nun nicht selten zu ärgeren Jammerscenen, als die hungerigen Dialoge zwischen dem gefolterten Ugolino und seinen drängenden Knaben zu schildern versuchten. Ein angsterfüllter Blick fällt auf das Verzeichniß, das mehr Entsetzen in das Haus bringt, als ein Einquartierungszettel; man liest und liest wieder, man addirt und kommt auf eine horrende Summe; da packt man die drei Lernbegierigen sammt ihren Verzeichnissen zusammen und beginnt die Wanderung zu den Antiquars, namentlich zu Greif, wo in dieser Woche die große Schulbücherbörse abgehalten wird.

Dort stehst du eingekeilt zwischen feilschenden Müttern und Vätern, die gleichfalls von ihren classikerbedürftigen Stammhaltern umgeben und die eine langwierige Debatte über den Werth eines noch ganz gut erhaltenen, wie „nagelneuen" Atlasses eröffnen, welchen der hartherzige Antiquar vielleicht aus dem lächerlichen Grunde nicht kaufen will, weil darin die neuen Grenzen, die, wie ein empörter Vater nicht unrichtig bemerkt, „sich ohnehin fast mit jedem Jahre verändern", nicht angegeben sind. Dort bist Du nun vielleicht auch Willens, Deinen „Wappler", den der Schani nicht mehr benöthigt, für einen Ovid, welchen der Pepi dringend bedarf, umzutauschen, allein Dein Wappler wird dankend abgelehnt, da der Herr Professor seine Religionslehre zu zwei Gulden abermals verbesserte, und sogar ein harmloses deutsches Lesebuch kann von dem kundigen Buchhändler vielleicht als unbrauchbar verworfen werden, falls es dem gelehrten Germanisten in der Ferienzeit etwa eingefallen wäre, für die „verbesserte und vermehrte Auflage" eine dringende Ballade von Mosenthal oder ein versificirtes patriotisches Exposé von J. G. Seidl anzuhängen. Um übrigens gerecht zu sein, muß man anerkennen, daß derlei Verbesserungen bei unseren unsterblichen vaterländischen Werken nicht immer auf dem letzten Druckbogen vorgenommen werden, sondern daß viele niederösterreichische

Gelehrte sich häufig begnügen, nur in der Vorrede einige stylistische Variationen und grammatikalische Meliorationen anzubringen, und daß es überhaupt dem würdigen Verleger meist nur darum zu thun ist, die in den Händen des Publicums und auf dem Lager der Antiquare befindlichen Schulbücher auf eine strenge wissenschaftliche Weise als unbrauchbar zu erklären.

Dieser kaufmännische Usus solch hochgebildeter Männer hat, wenn er auch in uneigennützigster Methode durch fortgesetzte, verbesserte, d. h. neue Auflagen der respectiven Werke das Volk allmählich auf die höchste Stufe geistiger Vollkommenheit führen muß, doch en famille oft einiges Ungemach im Gefolge. Nicht Jedermanns Börse besitzt eben die Qualification, zu Gunsten von derlei scientifischen Buchhändler-Speculationen alljährlich den normirten Tribut zu erlegen, und da einerseits in manchem Haushalt nicht nur mit dem Ultimo, sondern überhaupt jahrüber Geld knapp ist, und andererseits, wie bereits gesagt, der Wiener für Nichts weniger gern Geld ausgibt, als für Bücher, so sind eben in dieser Bücher-Zwangseinkaufswoche aller Orten Zank, Hader, Verwünschungen, Kummer, Sorgen und Thränen auf dem häuslichen Repertoire.

Nun, heute ist dieser effectvolle Bücherrummel im Großen und Ganzen wohl zu Ende und sind die Meisten mit ihren Wissenswerkzeugen und sonstigen Behelfen schon genügend armirt. Und da will es denn die Schulordnung, daß dieser wichtige und lehrreiche Abschnitt in Leben, wie es der Eintritt in die Schule, oder ein weiterer Schritt auf dem schon betretenen „Gradu ad parnassum“ ist, mit einem recht inbrünstigen Gebete zu dem Allmächtigen, und zwar unter specieller Anrufung des „heiligen Geistes“ inaugurirt, mit anderen Worten, daß jedes „Schuljahr“ in der Kirche mit dem sogenannten „heiligen Geistamte“ eröffnet werde.

Ich war und bin auch jetzt noch kein enthusiastischer Schwärmer für die kirchlichen Schulfunctionen, welche ein schönes Stück der so kurz bemessenen Lehrzeit absorbiren und Kopf und Herz des Schülers mit oft absonderlichen Ceremonien beängstigen. Aber unter den zahllosen Kirchengängen, welche ein absolvirter österreichischer Student (ich spreche natürlich nur von den „echt katholischen“) im Laufe der Jahre zu machen hatte, war mir und

ist auch noch jetzt das „heilige Geistamt" eine poetisch-sympathische, eine wahrhaft erhebende, sinnige Handlung, und wenn ich an diesem Tage im Schiffe einer Kirche stehe und die schmucke Schaar der blühenden Knaben und Jünglinge mit den freundlich hellen Augen einherschreiten sehe, geführt von den schwarzbefrackten Priestern der Pallas Athene, und der tiefernste Choral beginnt, dann singe wohl auch ich, Scholaren und Scholarchen in mein Gebet einschließend, aus vollem Herzen mit das Lied aller Lieder, das da heißt: Veni sancte spiritus!

Und so schlängeln sich denn auch heute nach allen Richtungen der communalen Windrose und wo nur ein Kirchthurm in die Lüfte ragt, die verschiedenen Bezirks-Processionen der Lernbegierigen oder — Lernpflichtigen. Und da möchte ich denn auch, daß überall, wenn das ergreifende Lied zu Ende, ein Mann, der Kopf und Herz am rechten Flecke hat, auf die Kanzel stiege und eine Predigt hielte, die doch ein Labsal für Kopf und Herz des jungen Auditoriums wäre; eine Predigt, die weniger die Schwefel- und Pech-Fatalitäten der Hölle und die Verruchtheiten des Freimaurerthums und der Judenpresse des Näheren explicirt, als vielmehr ein feierliches Mahnwort über die „Bedeutung des Tages" sein sollte. Ja, ein Mahnwort, und zwar ein herzliches und inniges, auf daß es Jedem ein holder Leitstern für die kommenden Jahre werde und er noch in spätesten Tagen dankbar an diesen Tag ernster Freude zurückdenke und einst den Pfad nicht verdamme, den er vielleicht „invita Minerva" betreten, und diese Weihmesse in seiner Erinnerung keine Trauermesse sei, für die statt des heutigen Textes weit eher jene finsteren Strophen: „Dies irae, dies illa!" gepaßt hätten . . .

Ach, man wäre manchmal fast selbst versucht, wenigstens die Rolle eines Straßenpredigers zu übernehmen und an diverse mit dem Bücherbündel unter dem Arme in genialer Zerstreutheit daherschlendernde präsumtive Weltbürger eine gefühlvolle Ansprache zu halten, z. B. „Lernt Ihr denn auch fleißig, Ihr Jungens und Jüngelchen? Würdigt Ihr die Opfer, die Eure Ernährer und Erzieher mit dem oft unlucrativen Plane bringen, Euch „Etwas lernen zu lassen?" Gedenkt Ihr, Jeder von Euch, Eures sorgenerfüllten Vaters, der von früh Morgens bis spät Abends vielleicht bei Hammer und Amboß sich abmüht, oder mit ge-

krümmtem Rücken beim Schreibtisch langsam erblindet — oder Eurer Mutter, die etwa alltäglich beim Waschtroge steht, oder in einem Dachstübchen oder in einer Kellerwohnung bei einem dürftigen Lämpchen sich die Finger wundsticht, alle aber zu den Lasten und Plagen des Lebens sich noch neue aufbürden, nur um Euch einst eine andere und bessere Existenz zu bereiten, als in welcher sie selbst kummervoll dahinsiechen? Aber Ihr denkt nicht daran, Ihr leichtsinnigen Schlingels Ihr, und die bitteren Opfer sind vielleicht umsonst gebracht und Ihr werdet einst sogar die prächtigsten Taugenichtse!"

Protestirt aber Einer oder der Andere der also Apostrophirten gegen eine derlei Strafpredigt und erwidert trotzig und dreist, daß er seine Pflichten kenne und wohl wisse, was er zu thun habe, und reckt er sich gewaltig in die Höhe und spricht von seinen ernsthaftesten Zukunftsplänen, wie er ein Arzt, oder ein Rechtsgelehrter, oder ein General, oder ein Bureauchef, oder ein Priester werden wolle, dann — nun dann macht es wie Heine, als er segnend die Hand auf das Haupt des Kindes legte,

Betend, daß Gott es erhalte,
So rein, so schön, so hold —

und legt ebenfalls die Hand auf den Kopf des ehrgeizigen Würdenträgers in futuris und betet im Stillen: „Ein diagnosirender Arzt, ein processirender Rechtsgelehrter, ein seelentrostender Priester, ein Conduitelisten schreibender Bureauchef, ein Schlachten dirigirender und Pläne brütender General? — —

Veni sancte spiritus!





II.

Sitten und Unsitten.

Aschermittwoch.

Trotz der liberalen Concession des „Weitertanzens bis mitten in die Fasten hinein" ist der eigentliche Rummel heute doch zu Ende. Ein paar officielle Nachzügler, wie z. B. der Fiaker-, dann der Wäschermädel-Ball, etliche verspätete sogenannte Elite-Bälle, hie und da die simple reizlose Tanzunterhaltung eines nimmersatten Wirthes — das ist der ganze sündhafte Fasching-Nachtrag, der noch zu erwarten; die Hauptschlacht ist geschlagen, einzelne Scharmützel versprengter Tanzwüthigen mögen folgen, doch sind sie ohne Bedeutung, denn der große, sinnberückende, börsenleerende, uns den Schlaf stehlende, das Oberste zu Unterst kehrende, tobende, springende, kichernde Maskentrubel ist vorüber.

Wir haben unsere Aufgabe wohl auch gelöst; wir haben getanzt und tolles Zeug getrieben, wir haben gekost und geschäkert und im Uebermuthe sogar freiwillig Narren aus uns gemacht; wir haben mit unserer Gesundheit hazardirt und unsere Credit-fähigkeit bis zur Neige ausgenützt; wir haben bezaubert und entzückt, aber auch vielleicht Herzen gebrochen, wir haben von dem Freudenbecher nicht nur genippt, wir haben in vollen Zügen daraus getrunken, wir taumelten, unserer nicht mehr mächtig und vom Wirbelwinde der allgemeinen Lustbarkeit und Leidenschaften erfaßt, umher — endlich sanken wir erschöpft zusammen. Heute ist der „süße" Rausch verflogen; der Katzenjammer ist geblieben.

Der Katzenjammer! Es gibt verschiedene Stadien dieses Zustandes und auch zweierlei Arten desselben. Der — sozusagen „leibliche" Katzenjammer ist bald zu heilen. In der Volksapotheke ist hiefür der Gebrauch des „Haarauflegens" ein beliebtes und meist auch untrügliches Mittel. Dieses „Haarauflegen" variirt nun wieder in den Nuancen der dazu verwendeten „Säure" und richtet sich nach dem habituellen Geschmacke, dem Bildungsgrade und den Geldmitteln des betreffenden Patienten.

Der Mann aus dem Volke z. B., den der liberale Geist des Jahrhunderts *unter* den Wahlcensus rangirte, greift in solch unbehaglicher Magenstimmung nach einem „Häring", um ihn, ohne jegliche civilisatorische Zuthaten und wie er „gewachsen", zu verschlingen. Das hilft, man kann um einen Eimer Bier darauf wetten.

Der Mann aus der dritten Wählerclasse wählt, weil er überhaupt „wählen" darf, das wohl sehr populäre, aber bereits um einen Grad edlere „saure Bänschl", oder Sardellen in Essig und Oel, und als Nachcur sechs bis acht Pfiff Markersdorfer. Die zweite Wählerclasse versucht es mit ein paar exquisiten Sardinen, und die erste (und was sich dazu rechnet) mit Caviar, wällischem Salat und einem Vierteldutzend Flaschen Bordeaux. Diese respectiven Medicinen durch zwei — drei Tage repetirt, und das Uebel ist gehoben.

Was Anderes ist es mit dem moralischen Katzenjammer. Eine nur einigermaßen peinigende Rückschau auf gewisse fatale Intermezzo's, verblüffende Wahrnehmungen, beschämende Niederlagen oder nicht mehr zu reparirende „Fehltritte" — und Du laborirst an dem Uebel vielleicht so lange, als Du auf diesem mangelhaften Planeten herumschleichst und kannst noch von Glück sagen, wenn die milde Zeit die Wunde nur etwas vernarben läßt und der moralische Katzenjammer durch den „moralischen Häringsschmaus" der *Reue* ein heilend Remedium findet.

Streut Asche auf Euer Haupt und thut Buße! steht es geschrieben. Welche Buße legt Ihr Euch auf? Zehn Monate nicht zu tanzen? Oder die Schulden zu bezahlen, die Ihr unnöthig gemacht, oder die Pfänder auszulösen, die Ihr leichtsinnig versetzt? Oder nicht mehr zu lügen und zu betrügen eines schalen Vergnügens, einer vermeintlichen Glückseligkeit wegen? Ihr werft

vielleicht nun den Maskenplunder weit weg von Euch und kehrt zu Euren Pflichten zurück und schwört, daß Ihr nun — so wahr Euch Gott helfen möge! „solid und ordentlich“ werden wollt? Thut's, ich bitte Euch, denn seht, was für eine Verwüstung diese paar kurzen Wochen „Fasching“ in allen Verhältnissen und — auch in Eurem Innern angerichtet.

„Froh bin i“, sagt eine arme Witwe, welcher die Töchter bereits über den Kopf gewachsen, „daß die Remasuri a End' hat. A Wochen noch, und es hätt' mi unter d' Erd bracht. I war a amal jung, aber mit aner kurzen Hosen auf an Ball geh'n und von fremde Mannsbilder bis zum Thor begleiten lassen — mein Vater hätt' mi daschlag'n! No, Euer Vater muß si im Grab umkehren!“

„Du warst auf dem Maskenball!“ beginnt ein eheliches Zankduett. „Ja, ja, Du bist gesehen worden! Ein grauseidener Domino — dann beim Buffet ein Rosa ... Du hast gelacht, Du warst ganz vergnügt, so heiter, wie man Dich noch nie gefunden... Das ist elend von Dir, das ist schlecht von Dir ... ich bin unerhört betrogen, schändlich hintergangen von einem falschen, hinterlistigen Mann, der der Treue seines Weibes nicht würdig ist — o! — ich werde wissen, was ich zu thun habe, ich werde mich rächen, fürchterlich rächen ... ich will nun auch zu leben anfangen ... o meine arme Mutter!“

„Junger Mann!“ apostrophirt der Chef einen seit einiger Zeit sehr zerstreut manipulirenden Beamten seines Comptoirs, „ich habe Sie unter der Bedingung in mein Haus aufgenommen, daß Sie meinem Hause keine Schande machen. Sie scheinen jedoch von anderen Grundsätzen geleitet zu werden, als Ihr seliger Vater, der seinerzeit das Muster der Hamburger Jugend gewesen. Sie schlemmen ganze Nächte durch, Sie bewegen sich in zweideutigen Kreisen, Sie geben in einer Woche mehr Geld aus, als Ihr seliger Vater in einem ganzen Monat. Sie machen Schulden... ich habe Ihrem seligen Vater versprochen, meine Hand nicht von Ihnen zu ziehen — es thut mir leid, mein Wort brechen zu müssen, allein — der Ruf meines Hauses zwingt mich zur Unnachsichtigkeit und ich eröffne Ihnen deshalb, daß ich Ihren Platz mit einem würdigeren Mann zu besetzen fest entschlossen bin. Adieu!“ —

„Pepi! So weit is mit Dir kuma", heißt es in einem andern Dialoge, „daß d' als Debatär zum Zobel gehst? Schamst Di nit? I bin nur a armer Bandmacherg'sell, aber a Madl, dö als „Aufmischerin" um fünfzig Kreuzer auf an Maskenball geht, is ka Madl für mi und heut oder morg'n a ka Weib für mi. Aus is mit uns!"

„Falsche Schlange!" lautet ein mit Bleistift geschriebener zerknitterter Zettel. „Das Deine Schwüre! Ich weiß Alles. Der Oberlieutenant ist nicht Dein Cousin, er hat gar keine Cousine und Du bist nur eine falsche Betrügerin. — Wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich nicht mehr. Ich will in den Fluthen der Donau meinen Leiden ein Ende machen! oder mich in den Strudel der Welt stürzen, denn mich siehst Du nie wieder. Adolf."

. . . Ach, wie viel Kummer und Herzeleid mögen die paar Wochen leichtfertiger Lust in ihrem Gefolge haben! Vielleicht fließen nun mehr Thränen, als Champagner geflossen, und reihen sich an die durchtanzten Nächte zehnfach so viele schaflose Nächte. Der Fasching, meint einer meiner Freunde, wäre eine so üble Erfindung nicht, auch der Cancan ist ein lustig Zeug, aber was meist darauf folgt, verleidet Einem die ganze Geschichte. Was darauf folgt? Nun, nicht selten: Gerichtsverhandlungen, Wechselproteste, Blausäure, Kindbettfieber, verfallene Pfänder, Ehescheidungsprocesse, Delogirungen, unfreiwillige Urlaube u. s. w. u. s. w.

Nun, gar so arg, erwidere ich darauf, ist's wohl nicht, aber es konnte nicht schaden, wenn Ihr Euch doch an das Gebot halten würdet, das da heißt: Streut Asche auf Euer Haupt und thut Buße, Amen!

Der Vorstadt-Umgang.

(Mai 1869.)

Und wenn ich mir auch den Haß der allersaubersten vorstädtischen Hausfrauen und Mütter zuziehen sollte, und wenn mich die ehrsamen Gilden und Genossenschaften (inclusive ihrer Vorsteher) in allen acht Bezirken in Acht und Bann erklären und schwören sollten, nie mehr eine Zeile von mir zu lesen, ich kann doch nicht anders, als lachen und wieder lachen und auf's Herzlichste lachen,

wenn ich der kläglichen Angst gedenke, die vor ein paar Tagen diverse Familienoberhäupter erfaßte, als es hieß, es sollte an dem „vielhundertjährigen Brauch", an der „althergebrachten Form" des „Umgangs" gerüttelt werden. Das traf so recht in's Herz des fanatischen Urwienerthums und ich kann mir den Höllenspectakel vorstellen, den z. B. nur die Frau von Grammerstätter allein ihrem armen Lebensgefährten machte, als dieser das niederschmetternde Communiqué daheim mittheilte, daß der „Franzl", der „Ferdl", die „Mariedl" und die „Schanettl" heuer beim Umgang nicht „mitgehen" dürfen, und wie es ihm unmöglich gewesen sei, gegen diese terroristischen Beschlüsse Einsprache zu thun! —

Nun, es erhoben schon andere „Grammerstätters" ihre warnende Stimme und sie prophezeiten nicht nur religiöse Katzenmusiken, sondern auch tugendhafte Revolutionen mit sittlich entrüsteten Barrikaden ꝛc., während ein besonders weiser Thebaner die Sache von der Gemüthsseite und Gefühlshammelei anzupacken versuchte, indem er, wie sein eigen greinend Söhnchen, welchem man die versprochenen Zuckerbretzel verweigert, Klage darüber führte, daß man dem Bürger jede „Unterhaltung" nehme, worauf er bitterlich weinte. Hahahahahaha! In solchen Augenblicken erst weiß ich die Maßregel, die Wipplingerstraße zur Zeit der väterlichen Berathungen abzusperren, nämlich vor dem Wagengerassel zu schützen, vollkommen zu würdigen, denn es wäre doch jammerschade, wenn auch nur ein Wort solcher oratorischer Productionen dem lauschenden Jahrhundert entgehen würde.

Ja, die alten Vorstadt-Umgänge waren „halt" überhaupt schön, und wenn sie in England auch schon längst die gewisse „Magna carta" und in der Schweiz und in Belgien und in Amerika noch einige andere nicht üble Institutionen hatten, unseren Vorstadt-Umgang mit dem Bürgermilitär-Aufputz hatten sie doch nicht, und ich bin überzeugt, daß die wärmsten Anhänger der Achtundvierziger-Erhebung, hätten sie ahnen können, daß jemals der Bürger von der uniformirten Theilnahme am „Umgang" ausgeschlossen werden könnte, gleich an jenem 13. März feierlichen Protest gegen jede „Neuerung" oder Umgestaltung unserer socialen und staatlichen Verhältnisse erhoben hätten.

Der alte Wiener Vorstadt-Umgang! Welch ein festlicher Tag! Ich gestehe, ich habe mich in meiner Kindheit selbst darauf

gefreut; denn meine selige Großmutter steckte mir immer ein paar Mohnbeugel zu, weil ich von sechs Uhr Früh bis Mittag zu fungiren hatte, und obwohl ich alljährlich an einem solchen Nachmittage mit heftigem Kopfschmerz darniederlag und kalte Umschläge nehmen mußte, was liegt daran, ich habe die Procedur doch ausgehalten und bin nun nach vierzig Jahren, nach dem humanen Recept des „Volksfreund" so „abgehärtet", daß ich sogar seine Artikel ohne nachtheilige Folgen lesen kann, und auch sämmtliche Gemeinderaths- und Reichsraths-Protokolle.

Aber Spaß bei Seite — die Sache war nach den damaligen Begriffen und beschränkten politischen Ansprüchen und Bedürfnissen wirklich schön und auch festlich und feierlich genug, denn nicht nur der heilige Tag selbst, sondern schon die vorhergehende Nacht wurde so recht dazu benutzt, um das „Grundhonoratiorenthum" im vollsten Glanze erscheinen zu lassen. In der Nacht brachte man nämlich den angesehenen Bürgern musikalische Ständchen, was in der Nachbarschaft des Gefeierten nicht wenig Aufsehen machte und nicht nur dessen eigenes Bewußtsein, sondern auch das seiner Angehörigen gewaltig hob und sogar seinen letzten Lehrjungen mit Stolz erfüllte.

Und dann der „Tag" erst selbst! Auszeichnungen an allen Ecken und Enden! An dessen Haus ein Altar errichtet wurde, gehörte zu den am Meistbeneideten, wer aus den Kreisen der Bürger begnadet wurde, als „Himmelträger" verwendet zu werden, mußte ein enfant chéri Seiner Hochwürden des Herrn Pfarrers sein; dessen Kind man auserkiesen, das Madonnenbild zu tragen, oder als „Schäferin", oder „Schäferknabe" zu brilliren, wurde als Glücklicher betrachtet, ja selbst der, dessen Bub' nur die Classenfahne trug, umgab sich mit einer gewissen Glorie, denn die Familie wurde dadurch vom „Herrn Lehrer" ausgezeichnet und dieser Grund-Nimbus blieb ein Jahr lang an ihr haften. Um desto größer war dann auch wohl das Grundgezischel, wenn im nächsten Jahre dieses oder jenes Familienglied von irgend einer Function bei der Frohnleichnams-Procession depossedirt erschien.

Und die guten Mütter! Welche Sorge machte ihnen die Umgangswoche! Wie lief man sich die Füße wund und sprach sich heiser, um für seine Sprößlinge dankbare Rollen im Umzuge zu erhaschen. Wie suchte man das kleine winzige „Paurerl", das

oft kaum „zwazeln“ konnte, mit allem möglichen Flitterstaat und Bandwerk aufzuputzen! Wie trachtete man die Kinder der Nachbarinnen oder Geschäftsrivalinnen zu verdunkeln, und wie weinten diese oft, als sie sich wirklich verdunkelt fühlten!

Die armen Kleinen! Was mußten sie doch Alles mit sich geschehen lassen, um die Eitelkeit der Eltern zu befriedigen! Manches Kind durfte sich z. B. Nachts vorher gar nicht zu Bette begeben, um — die Frisur nicht zu verderben; andere mußten um fünf Uhr, ja schon um vier Uhr Früh zum Bezirks-Friseur wallfahrten, der manchmal wohl achtzig bis hundert Köpfe zu „brennen“ hatte, denn „ohne Locken“ konnte eine gescheidte Mutter ihr Kind natürlich nicht mitwirken lassen. Das hätte fast an Irreligiosität gestreift.

Dann die Procession! Die „Bürger“ und „Befugten“ staken im vollen Waffenschmuck. Riesige Bärenmützen und ditto Czako's wackelten unsicher auf den bezüglichen Häuptern, aber man schritt stolz einher in blauen, grauen oder grünen Uniformen und hielt sich so stramm als möglich und marschirte nach den Klängen der auf eigene Kosten pompös adjustirten „Banda“ so gut es eben ging. Man blickte martialisch auf die vielen „Bekannten“, die den Zug an sich vorüber passiren ließen, oder huldvoll lächelnd auf seine Angehörigen, die dann jubelnd riefen: „Mutter (oder Muada), da kommt der Vater (oder der Voda)!“ Die Kleinen im Zuge schwitzten so viel sie eben schwitzen konnten oder klapperten bei unfreundlicher Witterung in ihrer decolletirten Toilette vor Frost. Als ich meinen Hausarzt einmal um diese Zeit zu einer kleinen Ausflugsreise einlud, refusirte er die Einladung mit den Worten: „Bester Freund! In der Frohnleichnamswoche kann ich von Wien nicht fort, da sind die kranken Kinder auf dem Repertoire!“

Nach beendigter Procession ging man — da fast keine Familie Zeit zum Kochen hatte — in die Wirthshausgärten zum Diner. Viele begaben sich auch in den Prater, zum „Eisvogel“, zum „Papagei“, „Glückshafen“, „Einsiedler“, zur „Sklavin“ — die „Decreter“ meist zum „böhmischen Wenzel“ oder auch zum „Grandauer“. Und da wurde denn hoch getafelt, bis der Abend hereinbrach.

„Ausschreitende“ gibt es und gab es von jeher in allen Kreisen und Schichten und Classen der Bevölkerung. So war es

denn auch damals gerade nichts Seltenes, daß gewisse Familien in mehr als angeheitertem Zustande an einem solchen Tage den Prater verließen. Der uniformirte Staatsbürger entledigte sich in seiner schwülen Stimmung der beengenden Fesseln und Alles dessen, was ihm in seinem „Fortkommen“ hinderlich sein konnte. Die Gattin trug die schwere Bärenmütze am Sturmband und den meerschaum'nen Ulmer oder „Pratzenkopf“. Der Lehrjunge bewaffnete sich mit dem „Schießprügel“ und schleppte das Gewehr, wenn es seine Schultern nicht mehr tragen konnten, am „Banganed“ nach. Die „Kinder des Hauses“ armirten sich mit dem restlichen Zugehör. Das Schäfermädchen trug das „Cravatl“, der Schäferknabe hatte sich das „Katuschl“ umgehängt, der Majoratserbe umgürtete sich mit dem ganzen Stolze des „Sabels“ u. s. w.

Die bürgerliche „Soldatenspielerei“, wie nüchterne Naturen die uniformirte Reminiscenz an das „Nenner Jahr“ nannten, fand bekanntlich vor zwei Decennien überhaupt ihr — freilich gewaltsames Ende. Alles Uebrige hat sich jedoch aus der glorreichen „Backhendl-Periode“ so ziemlich bis in die „Giskra-Aera“ erhalten, den Grundcelebritäten wurde ihr Nimbus und den Kleinen ihre festliche Mitwirkung gewahrt, selbst der wunderliche Gebrauch, während des feierlichen Umzuges „fesche Tanz“ zu spielen, blieb aufrecht, nur daß man dem herrschenden Geschmack insofern Rechnung trägt, als gegenwärtig auch noch Offenbach benutzt wird, denn gestern z. B. erklang in der von Weihrauch erfüllten Atmosphäre eines Bezirkes, in dem Frl. Geistinger waltet, das lustige „Sabellied“ und man sah sich unwillkürlich um, ob nicht etwa gar die Großherzogin plötzlich — —

Was nun die leidige „Kappenfrage“ betrifft, so bleibt sie vorläufig noch in der Schwebe. Auf der demokratischen Wieden gingen, mit Ausnahme der Lehrer und Theresianisten, und großentheils auch im neunten Bezirke, die Kinder mit bedecktem Haupte, und Wien steht heute hoffentlich auch Abends noch auf demselben Flecke. In einem anderen Bezirke war man jedoch „religiöser“, es ging dort Alles barhaupt, nur ein Knabe, der vielleicht im Auftrage seines, wieder dem bürgermeisterlichen Auftrage gehorchenden Vaters handelte, behielt während des Zuges die Mütze auf dem Kopfe. Nun, in diesem Falle war die Angelegenheit rasch erledigt, der Priester schlug sie ihm mit der geweihten Kerze herab. — —

In der Firmwoche.

Fielen in den Monat Mai nicht zufällig die Wettrennen, welch hochadeliger Sport doch einen großen Theil der sogenannten besseren Gesellschaft noch an Wien fesselt, die arme Stadt hätte in dem privilegirten Wonnemond bereits das Aussehen einer — (allerdings weitläufigen) Dorfgemeinde, da gleich nach dem Ostermontag, respective nach der feierlichen Eröffnung des Praters durch die obligate Corsofahrt, die staubbedachte Residenz wohl so ziemlich Alles flieht, was auf Ton Anspruch macht und ihr Glanz und Ansehen zu verleihen gewohnt ist. Aber, wie gesagt, die noblen Passionen, die erst am Freudenauer Turf zum vollen Ausdruck kommen, erhalten uns im Gefolge der Jockey's, Groom's, Trainer's und sonstigen englischen Vollbluts auch noch anderweitiges reines Blut genügend am Lager, und der Stadt bleibt ungeachtet der hervortretenden rothwangigen, bausbackigen Firmlings- und dickbäuchigen Göden-Staffage, sogar während der Pfingstwoche ihre metropolische Physiognomie bewahrt.

Denn in der Pfingstwoche gehören von Gott und Rechtswegen nicht nur das theure Würfelpflaster der Stadt, sondern auch die (schon von Zedlitz verlästerten) holperigen oder kothigen Vicinalstraßen ihrer nächsten Umgebung, und zwar von Dornbach über das Krapfenwaldl, an dem Rosenhügel vorbei, bis in die romantische sagenreiche Brühl, eigentlich doch nur den Firmlingen und ihren „Pathen", d. h. letztere Ausflugsorte nur der distinguirten, Backhühner verzehrenden ersten und zweiten Wählerclasse des Firmungspublicums an, während der demokratische Wurstelprater und das populäre Schönbrunn vom — nur Salami oder Weinberlkipfel hinabwürgenden dritten Wahlkörper mit seinen „Göden und Godeln" in Besitz genommen wird.

Und somit habe ich gleich hier den Unterschied zwischen „Pathen" und „Göden" bezeichnet, der ebenfalls am schärfsten am Stefansplatz zum Ausdruck kommt, wenn nach beendigter kirchlicher Function sich die Massen wie zur Zeit der Völkerwanderung scheiden und ein Theil, ich möchte sie die urbaneren Gothen nennen, seine mit goldenen Anker und Cylinderuhren ausgerüsteten Heersäulen mittelst Fiaker und Equipagen in die

genannten Sommerfrischen entsendet, während der andere, mit zahllosen „Bünkeln" Lebzelten beladene Theil gleich den urwüchsigen Hunnen in ungestümen Schaaren durch die Bischofsgasse hinabzieht, um zur Beängstigung des k. k. Oberstjägermeisteramtes in den Prater einzudringen und dort — zwar nicht den Forstculturen und Damhirschen Schaden zu bringen, so doch sämmtlichen Ringelspielschimmeln die pappendeckelnen Weichen wundzureiten.

Und wie der Wurstelprater das Stigma des „Gödenthums" und der Rosenhügel ꝛc. die Domäne des Pathenthums ist, so tritt, das Aeußere der Persönlichkeit gar nicht in Betracht gezogen, der Contrast zwischen Göd und Godel und — Pathe auch in allen übrigen Firmungs-Gestionen bedeutsam zu Tage.

Das Gödenthum z. B. fährt in offenen, das Pathenthum in geschlossenen Wagen. Der Göd oder die Godel bepackt den Firmling vor aller Welt mit den Geschenken; der oder die Pathe erfreut den Schützling daheim mit einer sinnigen Gabe. Der Göd oder die Godel machen es sich zur gewissenhaftesten Aufgabe, dem Firmungsopfer, unbekümmert um die allernächsten Consequenzen, den Magen vollzustopfen; der oder die Pathe wird sogar darüber wachen, daß selbst die Aufregung, welche der heißersehnte Festtag in dem kindlichen Herzen erweckt, ohne Gefahr vorübergehe und deshalb auch die unvermeidliche Festatzung auf die humanste Diät beschränken. Die Godel möchte es übel vermerken, wenn ihr Firmling — und sei das Wetter auch das unfreundlichste, nicht mit bloßem Hals und Nacken — denn „das g'hört si" — und im luftigsten Fähnchen bis zur Beendigung der oft in die Nacht währenden Firmungs-Parade anwohnen würde; die Pathe wird die Kleine vorsorglich in ein Tuch oder eine Mantille hüllen.

Der Göd führt seinen Firmling, „daß er si do a unterhalt", vielleicht zu Fürst, um die „Schellerltanz" zu hören; der Pathe überrascht den Kleinen mit einer Fahrt nach Dornbach und erklärt ihm die Schönheiten des Parkes. Der Göd und die Godel werfen sich selbst in den prunkvollsten Sonntagsstaat und flunkern mit sämmtlichen Kostbarkeiten ihres „Glaserkastens"; der oder die Pathe schmücken sich mit dem herzinnigen Vergnügen des entzückten Firmlings u. s. w. Und nach dieser autonomen Classification rangire ich denn auch den Einen oder die Eine,

mögen sie auch in eigenem Wagen vorfahren und selbst bei Dommayer mit dem Firmling debutiren, doch unter die Göden und Godeln, und umgekehrt, mag Dieser oder Jene nur in einem kläglichen Comfortable oder gar bescheiden zu Fuße erscheinen, unter die Pathen, denn Pathenthum ist das innerlich veredelte Godel- und Gödenthum.

Welch buntes, fröhliches Aussehen erhält aber die Stadt in der Firmwoche durch das Zusammenwirken der vielköpfigen Firmungstruppe, mit ihren festlich decorirten Acteurs und übereifrigen Comparsen, dann durch die zur verlockendsten Schau ausgestellten Geschenke und die ebenfalls auf's Festlichste herausgeputzten öffentlichen Locale, Productionsbuden 2c. In den Straßen zunächst der Domkirche wogt ein Menschenschwarm, der Stefansplatz ist durch eine Wagenburg abgesperrt, schreiende Bandverkäuferinnen, laut anpreisende Bilderhändlerinnen umstürmen die Passanten, die sich mühsam ihren momentanen Lebensweg erst erobern müssen. Und wohin sich Dein Auge wendet, nur freudestrahlende oder neugierige Gesichter, denen der Stempel der Ueberraschung, der Verblüffung unverkennbar aufgedrückt, Gestalten, die Dir noch nie begegnet und die aus fernen Ländern zu kommen scheinen.

Da ist vor Allem Anderen der ländliche Import, der uns auffällt, der „schlichte" Weinbauer, der primitive Waldviertler, jeder mit einem halben Dutzend ihm vom Dorfe anvertrauten Firmlingen, die feiste Landwirthin, die nicht minder begabte Landkrämerin mit ihren weiblichen Schützlingen, die die Gugel über den Kopf, das weiße Schnupftuch an den Mund gepreßt, nicht gar so — unpfiffig in die Menge blinzeln. Aber Alle sind sie sprachlos vor Staunen, betäubt von dem ungewohnten Lärm, verwirrt von dem wirren Durcheinander von Menschen, Wagen und Pferden, in das sie gerathen, und außerdem wie eingeschüchtert von dem Glanz und den Herrlichkeiten und den riesigen Prachtbauten, die sie fast zu erdrücken scheinen. Und haben diese biederen Landleute Verständniß für die ungeahnten Wunder der imposanten Residenz? Gewiß!

Als ich vor einigen Jahren einen solchen Hinterwäldler, von dem ich wußte, daß er das erste Mal in Wien gewesen und drei Tage sich hier aufgehalten habe, also apostrophirte:

„Nu, Vetter, sagt's amal, was hat Eng am Besten g'fall'n? Ihr wart's im Theater, wart's in Schönbrunn, im Prater, lauter Herrlichkeiten, von denen Ihr Euch habt's nie was träumen lassen!“ Da erwiderte er, einigermaßen verlegen sich hinter dem Ohre kratzend, aber dennoch treuherzig: „Wann i aufrichti sein soll, 's Komödig'spiel hab' i nit recht verstanden, der Elephant in Schönbrunn hat ma schon a Wengl besser g'fall'n — aber — was 's da unt'n im Prater, in aner Hütt'n ausg'stellt habt's; dö sieb'n Centner schwarze Sau, dös is schon a Pracht! Unser Gmoanwirth hat a a schwar's Viech, lauter Mastvieh, aber auf sieb'n Cent'n hat er's do no nit bracht, so was kann man do nur bei Eng in Wiarn seg'n — d'rum reut's mi a nit, daß i awa ganga bin!“

Der wackere Mann war wenigstens aufrichtig. Er anerkannte das Große, wo er es fand, der leidige Localpatriotismus war ihm fremd, er war gerecht und billig und hatte ein empfängliches Gemüth auch für fremde Sehenswürdigkeiten. Aber dieser unparteiische Sinn stak schon in jener patriarchalischen Familie, denn als ein paar Jahre später der älteste Sohn, der „Loisl“, zum Militär abgestellt und durch eine räthselhafte Fügung des Himmels und in Folge eines noch wunderbareren Geschmackes des Betreffenden zum Privatdiener ausersehen und von seinem Herrn sogar für eine große Urlaubsreise, die sich bis nach Rom erstreckte, mitgenommen wurde, da frug ich den Heimgekehrten mit veritablem Neid im Herzen: „Glücklicher! Warst in Rom! Hast die ewige Stadt gesehen! Wie war Dir dabei und was hast Du empfunden?“ — Aber der unfreiwillige Tourist auf classischem Boden that sehr unwirsch über mein naives Vorurtheil und brummte, ärger als jener berüchtigte Berliner Nicolai: „Mi soll's in Ruah lassen mit dem Römischen! Was sicht ma denn? Hauser und Kirchen, dö sicht ma bei uns z'Haus a, wann's a nit so hochmachtig san. Und der Heurige, den's dort ausschenken — Falerner haßen's 'n, dos is erst 's wahre G'säuff, da muaß da Vetter unsern G'rebelten kosten, dos is a Tropfen und der schmecket a 'n Papst!“ —

Mit dieser flüchtigen Skizzirung wollte ich in ein paar Figuren nur den Typus jener ländlichen Gäste zeichnen, die Wien in der Firmwoche alljährlich zu beherbergen hat. Aus diesem

Teig sind so ziemlich Alle geknetet, und wenn Ihr Euch deshalb auf die residenzlichen Reize vielleicht etwas zu Gute thun und die Gebirgseinfalt damit wahrhaft überraschen, blenden und innerlich belohnen wollt, so seid Ihr groß im Irrthum. Das ländliche Herz fühlt gerade im städtischen Rummel sich einsam und verwaist und sehnt sich in ungeheucheltem Heimweh nach den idyllischen Gefilden Maissau's oder Stammersdorf's zurück und athmet erst wieder auf, wenn die melodischen Hammerschläge des Dorfschmiedes den wiehernden alten Schimmel begrüßen, der ebenfalls froh ist, aus dem Bereich des harten Pflasters, einer drakonischen Fahrordnung und der Kameradschaft übermüthiger Renner gekommen zu sein.

Zu Hause erst ist ihnen Allen zusammen wieder wohl, und wenn das heimatliche Geselchte und die engeren vaterländischen Knödel im weitesten Umfange in der gewohnten Schüssel dampfen, dann — aber auch dann erst schmilzt allmählich das starre Eis, das den rusticalen Busen vor äußeren Eindrücken bewahrt, und ist die Kruste durch Vermittlung einiger „Schluck“ eigenen Bodenerzeugnisses aufgethaut, so ist es möglich, daß der Zwangsreisende sich sogar dieser oder jener großstädtischen Merkwürdigkeit erinnert und nicht nur überhaupt von seiner gefahrvollen Odyssee von Zeiselmauer bis zum Rehböckel am Tabor etliche Vorkommnisse zu berichten weiß, sondern selbst einiger Späße schmunzelnd gedenkt, die der primo Buffo eines Marionettentheaters im Prater für das übliche Trinkgeld producirte — ferners, daß der berühmte Wellington, wie der Postknecht im Orte, einen rothen Frack getragen habe, daß vor der Mariahilferlinie ein Kalb mit drei Füßen ausgestellt war und was des „narrischen Zeugs“ noch mehr ist, mit dem wir Wiener so reich gesegnet sind. Mehr aber dürft Ihr von dem ungeübten Reporter nicht verlangen.

Nun, die aufregende Woche ist vorüber. Die Großen brauchen das Lied mit dem angsterfüllten Refrain:

Nehmt Euch in Acht, schaut Euch nicht um:
Der Göden- und der Godelfang geht um!

ein Jahr lang nicht mehr zu singen und die Kleinen beschäftigten sich jetzt nur mehr mit der Kritik der Geschenke. Ob die Geber die Zufriedenheit der p. t. Nehmer errungen? Wer weiß! Die heutige Jugend ist in Folge der billigen Volksausgaben der

deutschen Classiker und der Verwohlfeilung der Selbstbelehrung vielleicht bereits so klug, daß sie recht gut den Nettowerth einer Gabe zu tariren versteht und genau anzugeben vermag, wo der fictive Preis, d. i. die Façon oder das Agio beginnt, und für wie viele Gulden ö. W. man sich eigentlich zu bedanken hätte. Um deshalb einer abfälligen Kritik auszuweichen, sind praktische Naturen von jeher dafür gewesen, nur Reelles und Positives zu geben oder zu nehmen, und man einigte sich zu beiden Theilen und kaufte einen hübschen Sommeranzug, eine Mantille oder eine compacte Uhr und man war zufrieden, denn das hatte doch Sinn.

Weniger einverstanden bin ich hingegen mit den „idealen“ Gaben, d. h. jenen, wozu eine starke Dosis Fantasie gehört, um den vollen Betrag des „pretii affectionis“, den man dafür beansprucht, sich herausschlagen zu können. In dieser Beziehung sind die schwärmerischen weiblichen Pathen nur mit außerordentlicher Vorsicht aufzunehmen, welche das hoffnungsvolle Pathchen einzig und allein mit dem höchst eigenen Conterfei, nämlich einer — Photographie zu fünfzig Kreuzer zu beglücken geneigt sind. Diese gefährliche Sitte ist heuer besonders stark eingerissen und hat in Familien, die davon betroffen wurden, viel Thränen hervorgepreßt. So sah ich eine solche allerliebste blauäugige — Betrogene, der die Frau Pathe statt jeder anderen Gabe ihre photographische Verewigung, und zwar unter der würdevollsten Ansprache einhändigte und ausdrücklich betonte, daß sie erwarte, diese Gabe — das Porträt der Pathe, werde der Kleinen mehr Freude machen, als ein plumpes Bracelet. Nun, der Geschmack ist eben verschieden, mir wäre das allerplumpeste Bracelet von Nummer zwei lieber gewesen, denn die Photographie war zwar ein kleines Meisterstück von Gertinger, allein die Geberin vergaß, daß sie selbst — kein Meisterstück der Schöpfung sei. Was thun in solchen Fällen? Eine bezirksgerichtliche Klage auf Schadenersatz für getäuschte Hoffnungen? Vielleicht findet sich ein Vertheidiger, der den Fall übernimmt, vielleicht aber haben wir heut' über's Jahr, um ehrsame Familien vor derlei Schaden, die ärger als Hagelschlag, zu bewahren, eine „Firmungsgeschenk-Versicherungs-Actiengesellschaft“, denn das thäte doch wahrlich noth! Wer meldet sich als Gründer?

Vom „Kir'tag".

(Juli 1870.)

Als in der vergangenen Woche die Nachricht durch die europäische Presse ging, daß heuer doch wieder, noch ehe die „Rafferei" am Rhein in Aussicht stand, auf dem Lang-Enzersdorfer Kirchtag „g'rafft" wurde, da mußte das Herz des Patrioten, dem es um die Erhaltung des National- resp. Localcharakters zu thun ist, höher schlagen, indem die Gefahr einer Verflachung, Nivellirung oder Abschwächung unseres markanten Gepräges und unserer hervorragendsten Merkmale und Eigenthümlichkeiten dadurch noch so ziemlich in die Ferne gerückt erscheint.

Denn, wenn einst an einem christkatholischen Kirchtag nicht mehr gerauft wird, wenn keine Bierkrügel mehr nach den feindlichen Köpfen fliegen und keine excerpirten Sesselfüße auf den gegnerischen Rücken herumtanzen, wenn nicht mehr im Gewoge der Schlacht, die natürlich nur bei ausgelöschten Lichtern begonnen wird, irgend ein athletischer Vortänzer dem betreffenden Bläser das Bombardon entreißt und mit diesem letzten Mittel, wie Simson auf die Philister, auf die Burschen des Nachbardorfes ohne Wahl losschlägt; wenn all diese historischen Kennzeichen einer echten „Kirmes" einst aus der Mode sein sollten, dann — haben sich die Kirchweihtage selbst überlebt oder unser Volk ist durch die verschiedenen Aeren, Steuerzuschläge, Einquartierungen, Missionspredigten, Wahlprogramme, Kunstweine, ministerielle Rundschreiben und sonstige Civilisationsversuche ein anderes geworden. Daß Beides bis nun noch nicht geschehen, ließ die erwähnte Rauferei hoffen.

Es war daher fast selbstverständlich, daß auf die Kunde von den Vorfällen des ersten Kirchweihsonntages, zum Nachkirchtage, d. i. am nächsten Sonntag, die schaulustigen Wiener erst recht in Massen dorthin strömten, wo es nach menschlicher Berechnung und mit Hinblick auf die hundertjährigen geschichtlichen Belege wieder so lustig werden sollte, und daß der sonst so vereinsamte, gewiß nicht romantische „Stockerauer Flügel" nun gerade die Lieblingsstraße — freilich einer spe-

ciellen Gattung Vergnügungszügler wurde. Aber wie enttäuscht kehrten die Armen des Nachts wieder heim! Wie — solid blieb es dießmal!

Ach, Lang-Enzersdorf, die Heimat der Spargelzüchter, in deren Adern das rebellische Blut der reschen Bisamberger Luftschichte rollt, zugleich die letzte Marschstation jenes betriebsamen Touristenstammes, der, aus Nachkommen der Jungfrauen Wlasta und Libussa bestehend, gleich den Schwalben südwärts zieht, um gewisse Strecken mit Rechnungsräthen, vorstädtischen Hausherren, Taglöhnern, Kanzleidienern und Polizeicorporälen zu versorgen, diese gemeinsame Etappe der heterogensten Rassen, da auch die Hagenbrunner Marillenhändler und die Korneuburger Erdäpfelpflanzer Nachts hier Rast zu halten pflegen, eignet sich vorzugsweise zum Turnierplatz ehrgeiziger und streitsüchtiger Kämpen, und war auch im Laufe der Zeiten wiederholt die Wahlstätte, wo beide Parteien zwar nicht die Ehre, aber doch diverse Stock- und Schneidezähne verloren und wo nur die Ueberzahl der Löcher im Kopf, die Majorität an eingeschlagenen Nasenbeinen es erkennbar machte, auf welcher Seite Sieg oder Niederlage zu suchen war.

Mit diesem geschichtlichen Nimbus und den nöthigen stimulirenden Hilfsmitteln, als da sind: die eingelagerten Jedlerseer Bräuen und der renommirte ortsübliche Haus- und Kellertrunk, versehen, dann aufgestachelt von einem durch sechsundzwanzig Grade im Schatten unlöschbar gemachten Durst, konnte es nicht fehlen, daß auch am etwas abgeblaßten Nachkirchtag doch die jahrüber entstandenen Meinungsverschiedenheiten und amorosen Differenzen, die stillen Grenzsteinversetzungen und autonomen Weideverletzungen auf altgewohnte Weise zur „Austragung“, die aufgehäuften Streitpunkte zur endlichen Erledigung kommen sollten, d. h. daß die Stammhalter der Häuser, die jüngeren Capulets und Montecchis — „raff'n“ wurden. Und doch verlief Alles in staunenswerther Ruhe, und war der Sonntags vorher, am Hauptfesttage mit Messern durchgeführte Handel nur ein rein individueller einer vereinzelten Geschmacksrichtung, die keine Nachahmer fand.

Es wird allmählich still im Lande, wie es scheint. Der letzte, aber auch sicherste Zufluchtsort der enthusiastischen Faust

duellanten, der Kirchtag, sieht keinen Tropfen Blut mehr, und erfreute sich nicht hier und da ein schlaf- oder überhaupt trunkener Kellnerjunge eines ermunternden oder ernüchternden „Schopfbeutlers", man merkte oft kaum, daß man einem ländlichen Volksfeste beiwohne. Wohin wird das führen? Hämische Nachbarstaaten werden uns noch entnervt nennen, denn, wenn nicht zeitweilig das rabulstische Simmering, oder die Anrainer des Hernalser Ganserlbergs, oder ein paar Medicinä-Studenten den heimatlichen „Raufruf" zu retten sich bestrebten, wir wüßten vielleicht bald nicht mehr, daß wir eine muthige Jugend haben.

Auch andere gelehrte Männer versicherten mir, daß es auf den vaterländischen Tanzböden nachgerade langweilig-modest werde, und daß es sogar schon Dörfer gebe, wo der mit einem completten „Spielhahnstoß" armirte Eindringling von den Jünglingen des also frech herausgeforderten Ortes nicht erschlagen werde. Die Beschäftigung der heutigen Dorfjugend beschränke sich, wie die übereinstimmenden Berichte zeitgenössischer Geographen bestätigen, an kirchlichen Festtagen auf die Befriedigung der allereinfachsten Bedürfnisse: sie consumirt die traditionelle Quantität Flüssigkeit, tanzt den angestammten „Gestrampften", ißt Knoblauchwurst und Rettig und — geht dann „fensterln". Ihre Aufgabe ist gelöst, und müde verschläft sie auf dem Heuboden den sonst verrauften Frühmorgen.

Diese auf die eigene Autopsie, wie auf die Mittheilungen der verläßlichsten Reisenden im Dienste der Wissenschaft gemachten Wahrnehmungen bringen mich auf die Vermuthung, daß wir überhaupt keinen eigentlichen, nach unseren überlieferten Begriffen ausgestatteten Kirchtag mehr haben, indem gegenwärtig sogar auch noch die übliche Zierde der Bauernkirchweih auszubleiben pflegt, jene residenzlichen Heroen, welche mit aufgestreckten Hemdärmeln, mit schiefgesetzten Cylindern und „Ohrlinserln", stets als „Aufmischer" fungirten und durch ein ungenirtes Pas des deux, wobei eben nur die reichste und drallste Dirn zu assistiren hatte, schon in der ersten Viertelstunde den Grimm der gesammten jüngeren Ortsinsassen wachzurufen wußten. Heute ambitioniren die „lautesten" Wiener Gäste nichts Anderes, als daß das Gansel hübsch braun gebraten, das Bier eisfrisch und der Wein nicht gar zu stark geschwefelt sei; Stänkerei, einst die

Würze der Nacht, ist für sie eine unverstandene Hypothese; höchstens, daß ein paar blasirte Weißwaaren-Dandys es wagen, die Dorfschönen durch das Monocle zu fixiren oder sie mit dem Talmigoldknopf der Reitgerte auf die feiste Schulter zu tupfen, aber — man wirft sie nicht einmal mehr hinaus, so blasirt sind auch schon die Bauernjünglinge.

Ja, wir haben keine rechten „Kirchtage" mehr. Das Prototyp eines solchen, freilich im riesigsten Maßstabe angelegt, der Brigittenauer mit seinen tausend Tollheiten und drolligsten Sehenswürdigkeiten, seinen grotesken Tanzplätzen bei einem einfachen Werkel oder einer separirten Clarinette, seinen bedenklichen Akrobaten, Kunstreitern, Seiltänzern, Menagerien und dubiosen Weltwundern wurde „aufgelassen", sein Rivale, der Mariabrunner, ist eine brutale Suff-Orgie — und der ehemals so gefährlich animirte Lang-Enzersdorfer Kirchtag ist — zahm geworden.

Und wie zahm! Das Um und Auf an unumgänglich erforderlicher „Ausgelassenheit" besteht darin, daß schon während des Tages zwei, in Mehrheit aus Mitgliedern der unterdrückten Nationalität recrutirte Musikbanden den Ort durchziehen und vor den notabelsten der sechs Wirthshäuser Posto fassen, um „Stückl Nr. 7" oder „Bulga", oder gar die berüchtigte Arie aus Trovatore, die wie bald der Marlborough-Marsch auf jedem Fleck der bewohnten Erde heimisch sein wird, aufzuspielen. Hierbei hat der Piston oder Flügelhornbläser oder der „Maschindrumbeder" die Mission, umzuwerfen, d. h. einige Gickser anzubringen, welcher musikalischen Aufgabe sich übrigens auch die anderen Herren der Bande hinlänglich gewachsen fühlen.

An diesen Straßenconcerten nimmt nun vorzugsweise die männliche Dorfjugend Theil — die weibliche verbirgt sich noch schamhaft, und der Dinge, die da kommen sollen, unter Herzklopfen gewärtig, und in Gugeln wohl eingehüllt, hinter den Fenstervorhängen. — Knaben bis zum Alter von zehn Jahren lassen sich als barfüßige Notenhalter gewinnen und versehen dieses schwierige Geschäft mit dem feierlichsten Aplomb, während die älteren Bursche insofern handelnd in die Scene treten, als sie im Mittelpunkt des blasenden Kreises, die Maß Bier in der einen und die andere Hand um den Hals des „Kam'raden" geschlungen,

das Virginierstroh hinter dem Ohre, sich, wie der technische Ausdruck lautet, „anstrudeln" lassen. Am Kirchtage wird nämlich der Bursch ein sogenannter „Jungg'sell", ja er wird unter dem Taxerlag von so und so viel „Maßln" förmlich als mannbar erklärt und darf nach diesem legalsten aller „Einkäufe" in die Gesellschaft der „Moaner" und naturgemäß sodann auch auf den Tanzboden sich begeben. Der Traum seiner Kinderjahre ist erfüllt, sein Ehrgeiz hat ein Ziel gefunden, er kann und darf, wenn er will, sich von diesem wichtigen Momente an ungestraft — einen Rausch trinken. — —

Der „Segen" ist vorüber; die Dorfschönen, das heißt: die ledigen Dirnen, welche nach altem Gebrauche auch hier noch immer „Jungfer" titulirt werden, erscheinen am Festplatze, ihr erklärter „Gspoan" führt sie vorerst zu einem Lebzelterstand, um sie auch von dieser Gattung der Süßigkeiten des Lebens kosten zu lassen, aber in den meisten Fällen ist die Dame in ihrem Geschmacke bereits so abgehärtet, daß sie den angebotenen Meth lächelnd refusirt und später lieber das Bierkrügel zur Hälfte leert. Dann geht's zum Tanze. Das Eintrittsgeld wird erlegt, dem Musikanten außerdem das obligate „Flearl" zugeworfen und die Nummern des Programms werden nägelbeschlagen durchgehopst.

Das ist die complete Historie des Lang-Enzersdorfer (Nach-) Kirchtages, der so anständig verlief, daß es, wie sich ein anwesender Urwiener ausdrückte, ein reiner „Standal" war. Besagter Urwiener, der seiner Zeit bei „Hoch- und Deutschmeister" und wie üblich „treu und redlich" gedient, fand die friedliche Stimmung des Ortes unerträglich und wanderte deshalb von dem trefflichen „Rössel" zu dem minder berühmten „Gmoan"-Wirthshause unabläßig „hinüber und herüber", „a Hetz" suchend und dieses Verlangen mit den Worten präcisirend: „Raff'n möcht i!" Aber nicht nur dieses Ultimatum, sondern selbst die offene Kriegserklärung, welche in dem Aufrufe gipfelte: „Kummt's her, wenn's Eng Aner traut's!" wurde ignorirt. So blieb denn dem Kampflustigen nichts übrig, als die communalen Institutionen des Ortes anzugreifen und eine directe Beleidigung der Verwaltung zu versuchen: „Nit amal a urndlichs Ring'lg'schpiel is in den Nest!" lautete der letzte Appell an das Ehrgefühl der Lang-Enzersdorfer Patrioten, und als diese auch jetzt noch nicht Miene machten,

diese offenbare Verdächtigung ihrer Anstalten blutig zu rächen, da gab der bitter Enttäuschte seinen Plan auf, kreischte, wie Gottsleben in dem bekannten „Sittenbilde" um „a Krügl Bier!" stürzte es mit einem Zuge hinab, warf das Geld auf den Tisch und suchte fluchend sein „Zeugl" auf.

Ich selbst bestieg nachdenklich den Train und murmelte frei nach Meister Anton: „Trotz alledem und alledem keine „Rafferei" — ich verstehe die Welt nicht mehr!"

Allerseelen.

(Zum 2. November 1868.)

Ich bitte nicht zu erschrecken. Es fällt mir nicht ein, ein larmoyantes, auf den Tag berechnetes Schablonen-Feuilleton zu schreiben, worin so recht auf die Thränendrüsen der weichherzigsten Familienmütter speculirt und auf ein Unisono-Schluchzen meiner verehrten Leserinnen losgearbeitet wird. Ich wiederhole es, davon ist in meinen heutigen Betrachtungen nichts zu befürchten, obwohl es ein Leichtes wäre, nach der altherkömmlichen Methode einen Trauermarsch zu intoniren, alle Register der höheren Gefühlsmarterei zu ziehen, mit einem Worte, „recht schön" zu schreiben. Aber das „Schönschreiben" in diesem Sinne, die handwerksmäßige Gemuthsduselei ist nicht meine Sache.

Nach dem Kalender und dem überlieferten Gebrauche haben wir heute „unserer Lieben" zu gedenken. Dieser Gebrauch ist uns Befehl, und so kommen wir denn — weil es Sitte, zu den Grabern unserer Angehörigen und Freunde, und legen die Kränze und sonstigen Blumenschmuck auf den Erdenhügel, der oft unser Theuerstes birgt. Ich bin nun weit davon entfernt, um an dieser schönen, ehrwürdigen Sitte herumzumäkeln, aber — der Apparat gefällt mir nicht ganz, der dazu verwendet wird, um die Erinnerungsfeier pflichtschuldigst zu begehen und eben in dieser Beziehung habe ich meine, freilich höchst subjectiven Ansichten.

Wir rüsten uns für die zwei Friedhofstage, d. h. für die „Saison der Todten" schon eine Woche vorher. Bei dieser Ausrüstung haben wir nun nicht nur die möglichste Verschönerung des betreffenden Grabes im Auge — auch unser werthes Selbst,

unsere eigene, nicht minder geliebte Persönlichkeit hat da ihr specifisches Festkleid anzuziehen, und wir ziehen jene „Trauerkleider" an, wie sie das letzte Modejournal der „Antigone" oder des Herrn Gunkel oder ein sonstiges Organ für die jeweilige Diätenclasse des „Leidtragenden" dictirt. Denn wir glauben, damit den „Todten zu ehren" wenn wir — haben wir uns auch das ganze Jahr um ihn nicht bekümmert — wenigstens doch an diesem Tage in tadelloser Trauertoilette an dem Orte der ewigen Ruhe erscheinen, und wir sind so gewissenhaft in diesem Punkte, daß sogar der unentbehrliche „Schmuck": die Ohrgehänge, Bracelets, ja selbst die Lorgnons, zwar in der modernsten Façon, aber doch im vorgeschriebenen „Schwarz" an uns zu bewundern seien.

Nun kümmert's mich blutwenig, wie ein hoher Adel und was sich dazu rechnet, seine üble „Allerseelentrauer" in Scene setzt. Wer's hat, kann's thun, und ist schon der fatale Usus eingeführt, daß auf so und so vielen Quadratklaftern „Grund" Alles pêle mêle durcheinanderliegt, und hart neben einem Obersten Mundschenk oder Erblandvorschneider auch ein gewöhnlicher Wirth oder ein gewöhnlicher Schneider, falls ihre Mittel es ihnen erlauben, gebettet werden kann, so finde ich es begreiflich, daß doch mindestens durch Entfaltung jedes nur zu ersinnenden Pompes auch an dieser Stelle der nicht wegzuleugnende „Unterschied der Stände" klargemacht werden muß, und daß man nichts dagegen haben wird, wenn sogar die Schabracken und das Geschirre der Pferde an der schwarzlackirten Equipage die schmerzliche Stimmung manifestiren sollen, und der in die Trauer-Livrée gesteckte Bediente einen mit schwarzem Tuch überzogenen Schemel für die hochadeligen Knie an das vergoldete Gruftgitter postiren muß. Wie gesagt, mich kümmern diese exquisiten feinfühligen Trauer-Kundgebungen des „pur sang" nicht im Mindesten und ich richte mein Augenmerk viel lieber auf die Gebräuche der großen Masse. Aber auch da habe ich meist nur leere Aeußerlichkeiten, nur ein Rivalisiren im Prunke, ein Ueberbieten des Nachbars gefunden.

Ich kann es nicht oft genug wiederholen, daß ich den unzweifelhaften Schmerz, der so manche stille Familiengruppe, so manches verwaiste Herz vor jenem imposanten Grabsteine oder diesem einfachen Kreuze erfüllt, zu ehren weiß, aber die Absicht,

die so manche überladene Mise-en-scène der obligaten Tagestrauer leitete, springt doch zu grell in die Augen und der Anblick der mit Lärm arrangirten, bereits auf dem „ganzen Grund" besprochenen und zischelnd colportirten Friedhofsvisite der „X.'schen" wirkt vielleicht eher — erheiternd, als erhebend.

Ich glaube nämlich, daß es z. B. die Fleischselcherin Soundso schon lange wurmte, daß die Bäckin (ihre „Todfeindin") ihrem „Seligen" zwei blaue Grablaternen spendirte, und daß Erstere deshalb den „Ihrigen" so lange sekirte, bis er einwilligte, daß ihrem „Ersten" drei blaue Grablaternen gesetzt werden.

Ich glaube ferners, daß diese zweistöckige Hausfrau sich „unbändig giftete", als sie sah, wie die einstöckige Nachbarin ihrem „Ferdl" einen gipsernen Engel auf's Grab setzen ließ, und weil ihr diese „Alles z'Fleiß" thut, so that sie ihr heuer auch „was z'Fleiß", denn ihre „Cenzi" „darf nit z'ruckbleib'n" und deshalb nahm sie den Amor — der „der Cenzi eh' so gleichschaut, als ob sie's selber wär'", vom schwedischen Ofen herab, und die Hausmeisterin trug den unbewußten „Engel" in Begleitung der „Gnädigen" hinaus, stellte ihn auf das Grab, umgeben von sechs „Lamperln", und „am ganzen Grund" war nur eine Stimme, daß das Grab heuer „'s allerschönste war in der ganzen Reih'".

Weiters glaube ich, daß an diesem Obelisk nur deshalb ein volles Dutzend der kostbarsten Kränze hängt, weil die „untröstliche Witwe" dem „niederträchtigen Tratsch" ein Ende machen will, als wäre sie froh, daß der „alte Herr", den sie vor einem halben Jahre geheiratet, so plötzlich gestorben sei.

Weiters, daß dieser Grabstein endlich nur deshalb frisch mit Oelfarbe angestrichen und überhaupt ausgebessert wurde, weil sich „die Leut' schon 's Maul z'rissen haben", daß die „Frau Schwiegertochter, die doch 's ganze Geld geerbt hat, für's Grab gar nichts mehr thut". U. s. w.

Ich habe mir erlaubt, zu behaupten, daß der Gräberbesuch am Allerseelentage für Viele nur eine Modesache sei; ich gehe weiter und erkläre, daß er für ebenso Viele sogar nichts weiter als — „a Hetz" ist. Ich will nicht reden von den theilnahmslosen Passanten, von den indifferenten Schaulustigen, welche durch die Gräberreihen „flaniren", als wären sie auf dem Graben

oder Kohlmarkt, auch von jenen Neugierigen nicht, die nur zur Befriedigung ihrer persönlichen Klatschtendenzen als Bezirks-Reporters auf und ab rennen, um zu sehen und zu berichten, ob und wie dieses oder jenes Grab „aufgeputzt" sei — auch nicht von dem Professionsbettel, dem speculativen Geplärr und Geschrei der wirklichen und Pseudokrüppel und den mit dem „Branntweinflaschel" adjustirten Lampenhüterinnen und bezahlten „Beterinnen", dann dem Stoßen und Drängen der Diebe und Beutelschneider, dem Treiben der Demimondlerinnen und des sonstigen Gelichters, das sich an diesen Tagen auf den Friedhöfen zur Ausbeutung seiner Berufszwecke herumtreibt und die geweihte Stätte entweiht — aber das rüde Lärmen vor den Friedhöfen, das rohe Gelächter, der Spectakel der dort Hausirenden und Hantirenden beweist nur, daß die tiefernste Bedeutung des Tages Hunderten, ja Tausenden völlig gleichgiltig, ja fremd ist, und daß sie diese Todtenfeier zu einem — Kirchtagsjux oder Jahrmarktsfeste benützen.

Abgesehen von dem widerlichen Eindruck, den das brutale Geschrei der Ausrufer und Ausruferinnen, womit diese an den endlosen Reihen von Verkaufsständen ihre Waare: die Todtenkränze, unter den profanirendsten Späßen feilbieten, auf jedes nicht ganz verwilderte Gemüth hervorbringen muß, ist es doch geradezu empörend, daß sich — wie bei einem lustigen Feldmanöver, auch noch jene gewisse Gattung von Verkäufern einfindet, welche für eine gewisse Gattung Menschen stets ein Bedürfniß sind und die mit den gellenden Ausrufen: „Frische Salzbretzen, brennhaße Kästen, Arme-Seelen-Würschtel, an Schnaps u. s. w." ein ohrenzerreißendes Charivari bilden. Vor ein paar Jahren waren an den Kirchhofmauern sogar die „Mariandel-g'spiel" postirt und fanden reißenden Zuspruch.

Nach dem Gräberbesuch wandert meist ein großer Theil der „Leidtragenden" „zum Heurigen" oder zur „Flaschen", zum „Aug' Gottes", in die „Hühnersteig'n" oder wie die „Anfallspunkte" heißen, um, wie bei einem Leichenbegängnisse, „'s Lad" zu vertrinken. Ein anderer, der sogenannte „gebildete" Theil der Bevölkerung, geht jedoch, damit die Aufgabe der Tagestrauer ganz gelöst werde, in's Theater, um den herkömmlichen „Müller und sein Kind" zu genießen und an einem soi-disant „Nach-

schauer“ das eigentlich erst zu empfinden, was man als ordentlicher Gräberbesucher am „Allerseelentage“ zu empfinden hat.

Und wie bequem und auch erprobt diese dramaturgische Thränen-Stimulanz ist! Da kenne ich z. B. eine „trostlose“, aber noch immer reizende Witwe, die alle möglichen Marien von der unvergeßlichen Peche angefangen, bis herab zu Fräulein X. sterben, ein paar Dutzend Reinholde am Keuchhusten elendiglich zu Grunde gehen gesehen und eben so viele Konrad's vom hinreißend idealisirenden Löwe bis Herrn Leuchert die Flöte blasen gehört, aber sie ist noch immer nicht „Müller und sein Kind“-satt und sitzt heute vielleicht, wenn sie sonst nirgends Platz findet, sogar im Rudolfsheimer Theater, um ihrem edlen Gelüste fröhnen zu können. Sie erklärte mir einst diese Inclination für den Schauer-Raupach in aufrichtigster Weise, indem sie sagte: „Sehen Sie, seit dem Tode meines Mannes habe ich das — Weinen verlernt. Am Allerseelentage soll man aber doch weinen, da gehe ich in meinen „Müller und sein Kind“ und weine mich wieder auf ein Jahr aus!“ — Die Aermste hat Recht. Für ihre Thränen-Verlegenheit wüßte ich ihr auch kein anderes Mittel, und wenn Zschokke, wie Menzel behauptet, seine „Stunden der Andacht“ nur zu dem Zwecke geschrieben, damit die Leute commod, d. h. gleich während des Lesens beten können, so anerkenne ich auch die Berechtigung von „Müller und sein Kind“, denn da am Allerseelentage schon einmal geweint werden muß, so ist's doch immerhin angenehmer, auf einem Sperrsitze seine „Schuldigkeit“ zu thun, d. h. zu weinen, als auf einem feuchten Grabhugel oder daheim in einem düsteren Kämmerlein. Raupach for ever!

Vom Christkindlmarkt.

Das ist die allererlogenste Phrase, wenn Einer, sich die Augen trocknend, mit sentimentaler Seufzerbegleitung ausruft: „Diese Woche gehört den Kindern!“ Nicht wahr ist's; die Christkindlwoche gehört allen Leuten, denn sie ist die Bescheerungswoche, und beschenkt oder doch mit kleinen „Aufmerksamkeiten“ und sonstigen Liebesgaben bedacht und ausgezeichnet will Jeder

mann werden; es ist dies eine ebenso ohne Unterschied des Alters und Standes empfundene, wie auch confessionslose Inclination des gesammten egoistischen Menschengeschlechtes, und der specifisch christliche Cultus ist in paktischer Erkenntniß der günstigen Situation längst schon von anderen Culten freudig acceptirt worden, d. h. insoferne er sich auf den löblichen Gebrauch der Empfangnahme von Geschenken (jeglicher Sorte) bezieht.

Und so feiert denn am Schlusse dieser Woche nicht nur die unzweifelhaft katholische Bevölkerung der allerchristlichsten Bezirke ihr sinnigstes Fest; es wittern auch die — gebogensten Nasen und Näschen eine kleine Ueberraschung und die putzigsten Aspiranten von einstigen Verwaltungsrathsstellen, die noch allerwinzigsten künftigen Bräute von Generaldirectoren sehen mit klopfenden Herzen einem reichdotirten — Weihnachtsbaum entgegen, der allerliebste Pelzkrägelchen und geschmackvolle Remontoirs als Vordividenden tragen soll.

Ich habe gegen diese antiorthodoxe Weihnachtstantième nichts einzuwenden, schon deshalb nicht, weil die Zahl der fröhlichen Gesichter vermehrt wird und weil ich es auch vom beliebten volkswirthschaftlichen Standpunkt aus nur segnen kann, wenn die gewerblichen Anhänger der alleinseligmachenden Kirche wenigstens in dieser Woche gute Geschäfte machen, sei es auch durch — Ungläubige oder Ketzer. Es fragt sich nur im Allgemeinen: was, wie und warum gibt man?

Was man gibt oder vielmehr geben soll, darüber belehrt ein Blick auf die Inseratenseiten oder nach den Schaufenstern, oder ein Spaziergang durch das hölzerne Barackenlager, vulgo: am Christkindlmarkt.

Die athemlose Industrie kennt keine poetischen Alluren und da die nüchterne Generation ebenfalls nur vom Utilitätsprincipe geleitet wird, so ist es natürlich, daß man diesem sogenannt einzig vernünftigen Triebe alle denkbaren Wege eröffnet und im echten Geschäfts-Cosmopolitismus heute fast nur mehr solche merkantile Specialitäten als „passende" Weihnachtsgeschenke offerirt, welche mit dem Gepräge der Brauchbarkeit geziert, thatsächlich auch „benützt" werden können und nicht allein zur stillen, wonniglichen Freude contemplativer Naturen bestimmt sind. Damit will ich nun nicht behaupten, daß sich nicht auch noch

einzelne Schwärmer finden, welche für eine Creditpromesse oder ähnliche Werthfictionen, die nur der edelsten Anspruchslosigkeit genügen, Sympathie fühlen, sowie ferners, daß man nicht auch hie und da den „lieben Kleinen“ mit einer Trommel oder Trompete eine so recht sinnige Herzensfreude, und zwar ohne kalt berechnete Rücksicht auf die nachbarlichen Zeitgenossen, bereiten will, aber die Mehrzahl der Geschenkgeber schwankt doch nur mehr in der Wahl zwischen — Gummischuhen und einem gut verzinnten Waschschaff, warmen Barchenthosen und Moderateurlampen, Pudelmützen und Fäustlingen, Ofenschirmen und Stiefelziehern, Bierkrügen und Pelzschuhen, echten Prager Schinken und rothbesäumten Krinolinen, dem Privat-Wirthschafts- und Auskunftskalender und Pfeifenstellagen, Holzkörben und Abstaubern, Cigarrentaschen und Strumpfbändern, Cravaten und Kniewärmern, Bratpfannen und Operngucker, Tranchirmessern und Portemonnaies, Nachtkästchen und sonstigen häuslichen Necessaires, die auch über die Festwoche hinaus nützliche Dienste versehen sollen. Die Aera der obligaten Blumensträuße sammt Almanachen ist ebenso überwunden, wie die zart billige Methode der Widmung von Akrostichons und anderen Stammbuchversen.

Ja, diese leidige Brauchbarkeitstheorie erstreckt sich nicht nur auf die wechselseitigen Gefühle der Erwachsenen, d. h. auf die Gaben der Eheleute und Liebenden unter einander, welche Letztere bereits ebenfalls unter dem Nullpunkt des Sensitiven angelangt und schon stark in Christkindl-Hosentragern und — vice versa — Staubkämmen ꝛc. machen; auch der holdesten Kindheit muthet man die Würdigung, das Anempfinden solch praktischer Tendenzen zu, und begeht in moderner Herzensbarbarei die Lieblosigkeit, das vertrauensvolle Gemüth, den arglosen Sinn der süßesten Jugend selbst in dem stimmungsreichsten Momente mit — Schultaschen und Rechentafeln eher zu erschrecken und zu ängstigen, als mit Backwerk und lebzelternen Reitern u. s. w. zu ergötzen.

Analog mit dieser nüchternen Denkweise, die nur in den allerseltensten Fällen eine sinnige Concession von Schlittschuhen oder Puppen (mit beweglichen Augen) gestattet und somit auch in den Kreisen der reinsten, elfenmäßigen Unschuld die Perspective auf Pracht- und Wundergaben und auf liebliche Tändeleien und

artiges Spielzeug allmählich verdüsterte, geht auch die Art des Gebens, die gleichfalls den Mehlthau jeglicher Poesie abgestreift, und den Zauber der Freudebereitung und Ueberraschung längst eingebüßt hat.

Der Termin der pflichtschuldigen Bescheerung naht und man sendet ein Rudolfslos mit der Visitkarte an die betreffende Adresse, oder der Dienstmann übergibt ein Stück „Gradl" auf Bettüberzüge und meldet eine „schöne Empfehlung vom Gnä' Herrn", der inzwischen zum Lothringer gegangen; oder ein zerlumpter Lehrjunge schleppt „grußmächtige schware Speiskastl" herbei und stellt „Christkindl in Kuchl"; oder ein Hausknecht bringt einen „Hut Zucker" und fünf Pfund Kaffee und läßt hiezu im tiefsten Baß die Bemerkung fallen, daß er für „den Gang nit zahlt is"; oder eine „Probirmamsell" erscheint mit dem Bündel und liefert die Sammtmantille ab, glaubt aber in neckischer Plauderhaftigkeit es nicht unerwähnt lassen zu sollen, daß eine noch viel schönere Mantille von dunkelblauem Sammt vorräthig gewesen wäre, daß aber der Herr Gemahl so unendlich „klug" sei und so erschrecklich viel „handeln" wollte u. s. w. Von jener traditionellen, gemüthsinnigen, lauschenden Ueberraschung bei flimmernden Kerzchen, accompagnirt von dem Jubelgeschrei des freudetrunkenen Nachwuchses ist kaum mehr eine Spur; die Beschenkung ist ein familiärer Tribut, also — wozu viele Umstände . . .

Und die Kleinen? Ach, die sind so entsetzlich verständig geworden, so unglaublich gescheidt, fast wie die Erwachsenen; sie kennen die ganzen Mysterien der Christkindl-Bescheerung und da sie durch die wochenlang geführten elterlichen Dialoge und Berathungen über ihre oktroyirten Bedürfnisse bereits vollständig im Klaren, so ahnen sie ohne viel Kopfzerbrechen das Um und Auf der „Ueberraschung", discutiren dieselbe bereits anticipando und man überhebt sich denn auch deshalb meist der Mühe, einen umständlichen Apparat zu gebrauchen und eine hübsche festliche Scene zu arrangiren. Freilich geschieht bei „vornehmen Leuten" in dieser Richtung auch heute noch ein Uebriges, und die Dressur der Kleinen für das normale Gefühl der Tages-Glückseligkeit ist sogar ein Hauptpensum aller gebildeten Bonnen, und auch die standesgemäße Höhe des Tannenbaumes und die

distinguirte Ueberzahl von Lichtlein und Ketten von Rauschgold wird genau beachtet und schließlich gibt es auch der kostbarsten Nippes dabei in Hülle und Fülle — dennoch fürchte ich, daß eben in solch exquisiten Regionen der nobelsten und verfeinertsten Empfindung der würzige Zauberduft der fromm-romantischen Mythe nur künstlicher Parfüm, und gerade in Folge der höheren „Aufklärung" die keusche Familienidylle vielleicht nicht viel mehr, als — Modesache geworden. Kränke ich ein elegantes Mutterherz mit diesen plebejischen Vermuthungen?

Und wenn der Ausdruck verletzend, so nehmt dafür das Wort: Gebrauch, aber gesteht, daß nur zu häufig der innere und wahre Drang ihm fehlt, daß oft nur dem Appell des Kalenders Genüge geleistet wird, der in seinem bunten Repertoire die mannigfachsten Feste in Vorrath hält, und daß das niedliche Weihnachts-Intermezzo mitunter nur als sehr egoistische Augenweide dient, die eine erwünschte Abwechslung in der Monotonie einer blasirten Ehe bietet.

O, ich kenne und würdige und verehre das rührende und tief empfundene Gegenstück solcher Familien-Förmlichkeitsacte, und gerade der Anblick des armseligsten Tannenbäumchens mit kümmerlichstem Aufputz und kläglich dürftiger Beleuchtung hat mich in seiner wehmüthigen Einfachheit stets nur mit Ehrfurcht erfüllt. Die paar flackernden Lichtlein, die gleich Johanniswürmchen die triste Nacht des häuslichen Elendes erleuchteten, sie ließen auch das in Wonne erzitternde Auge der Mutter, die blitzenden Zuckungen lang entbehrter Freude in dem gramdurchfurchten Antlitze des Vaters erkennen. Und wenn die kleinen Händchen im ungestümen Verlangen nach den spärlichen Gaben griffen und das bleiche, abgezehrte Gesichtchen, von ungeahnten Gefühlen belebt, nicht in Fieberröthe, nein in Lust über die unbegriffenen Wunder, in Wonne über all den fremden Zauber strahlte und auf den lächelnden Mund des Beseligten die Thränen der still Duldenden, wie segnender Himmelsthau auf eine verdorrte Blume träufelten — da drang es wohl auch mit packender Gewalt mir an's eigene Herz, und meine Brust drohte zu zerspringen und ich warf mich daheim auf mein einsames Lager und barg meine brennende Stirne in den Kissen und frug den Ewigen, ob solch geräuschloses Liebesopfer des Bettlers, das zur Feier der Geburt

des Sohnes der Menschheit dargebracht, nicht reiner und heller emporflamme, als der eitle Schimmer aus Myriaden qualmenden Wachskerzen, die der Reichthum und die Ueppigkeit zur eigenen Verherrlichung angezündet! Und ich weinte ob der ehrwürdigen Armuth, die ich geschaut . . .

Aber ebenso kluger wie gerechter Weise vertröstet man uns ja ohnehin mit der Aussicht auf das einzig unfehlbare richterliche Erkenntniß, das uns einst Alle erwartet, jenes musterhafte, weil himmlische Ausgleichsverfahren, das am Tage des gehofften und gefürchteten strengen Gerichtes eingeleitet werden wird, und das sich nur so lange verzögert, als ein kurzes Menschenleben währt. Was wiegt dann der irdische Jammer gegen die endlose göttliche Vergeltung! —

Mit diesen frommen Gedanken, die mich während meiner Wanderung zwischen den Marktbuden so plötzlich überkommen, werde ich jedoch meiner eigenen Ueberzeugung theilweise untreu, die eben dahin geht, daß ich, wie ich Eingangs bemerkte, die Weihnachtsfeier nicht für einen exclusiv-kindlichen — sondern für einen universellen Festtag erkläre, an dem auch die „Großen", und zwar in sehr eigennütziger Weise participiren.

Ja, der Christkindl-Tribut ist ein unnachsichtlicher und unabwendbarer und wenn ich zuvor angedeutet, daß man seinen Satzungen manchmal in etwas zu gleichgiltiger Façon und eben nicht in den delicatesten Formen und nicht mit den aimabelsten Manieren gehorcht und oft nur die schuldige Pflicht oder auch die leidige Gewohnheit in der eigenthümlichen Behandlung dieser zarten Angelegenheit zu sichtbar zwingenden Motoren werden, so ist doch nicht zu läugnen, daß hinwieder einzelne Geber weder Mühe noch Kosten scheuen, um ihre Großmuth wie Verehrung der respectiven Persönlichkeit auf's Luxuriöseste zu manifestiren.

Es gehört nämlich auch in gewissen Kreisen zum bon ton, gerade mit dem „Christkindl", d. h. dem Festgeschenk, so recht in die Augen springend zu brilliren und ergötzt es die betreffenden — Mäcene nicht wenig, ihre Schützlinge mit der Weihnachtsspende in den ersten Tagen öffentlich paradiren zu sehen. Ein halbwegs kundiges (weibliches) Auge, das mit der Genesis der Garderobe notorischer Modedamen vertraut ist, weiß denn auch auf den ersten Blick, daß z. B. das Türkisen Collier in jener Loge ein

„Christkindl“ und mit dem Besitzer dieses Ecksperrsitzes fast in vitalem Zusammenhange steht; daß der prächtige Zobel in jenem Unnumerirten seinen Donator auf edlem Vollblut in nächster Nähe hat und daß dieser Marabuts das erste Mal in der Christnacht vor dem Spiegel erprobt wurde. Welche unkirchlichen Nebenumstände, welch antiascetische Impulse mögen — wenn auch nur sporadisch — mit der Geschichte solcher Christbescheerung verbunden sein!

Die Scala der entzückten Ausrufe der also festlich Bedachten ist demnach auch eine endlose; in verschiedenen Tönen, je nach dem Werth der Gabe und weniger als Signalement des individuellen Bildungsgrades braust es aus dem reichen Register des weiblichen Herzens hervor, und es ist ganz natürlich, daß Laura, die mit einem Hermelinmantel beschenkte Angebetete des zwanzigjährigen X., mit den Worten: „O, wie glücklich macht mich diese Liebe!“ völlig „enchantirt“ in ihren Balzak sinkt, während kurz darauf Irma, ihre beste Freundin aus derselben Schule und in der gleichen socialen Stellung, „fuchsteufelswild“ in's Zimmer stürmt und in die Klage ausbricht: „I bitt Di, was glaubst, daß ma mein Graf, der Knicker, zum Christkindl spendirt hat, — an Paperl!!“ — Klingt etwa schon dies einfache Geständniß einer in ihren speculativen Erwartungen getauschten und deshalb beleidigten Seele frivol und cynisch? Nun, es gab Beispiele von noch empörenderem, ja geradezu fürchterlichem Cynismus, wenn beispielsweise eine lockere Sperl Schöne mit dem lästerlichen Gruße den Eintretenden apostrophirte: „Gengan's, schenken's ma a Glückseinserl zum Christkindl!“ — Fröstelt Dich, geneigter Leser?

Weihnachten.

Es gibt doch Tage im Jahre, wo ich ein — Millionar sein möchte. Damit will ich nun, so lächerlich es auch vielleicht klingt, es gleich gestehen, daß ich mich gerade nicht sehne, es alle Tage zu sein, weil ich diesen — Zustand für langweilig halte. Ich habe mich eben als schreiendster Contrast eines Millionärs mitunter doch zu gut amusirt und ohne Million zu glücklich be-

funden, um mich so ganz ohne Bedenken in die Epidermis dieses oder jenes Coupons-Potentaten der Ringstraße zu wünschen, aber — wie gesagt, einzelne Tage gibt es, an denen ich, und wenn ich mir selbst auch nicht einmal ein Paar Sardinen oder anderen Luxus vergönnen würde, doch für mein Leben gerne mit einer gemästeten Brieftasche armirt, aus der Hausflur treten möchte. Z. B. am Christabende.

Ich weiß nicht, ob es mir allein so ist, oder ob nicht auch Andere, die ebenfalls Augen haben für das, was zu sehen ist, dasselbe Gefühl beschleicht, aber mir erscheint das Elend, die Armuth, die Noth immer am herzzerreißendsten, am hilfsbedürftigsten und des Mitleids am würdigsten, wenn — das Christfest, unser herrlichstes und poetischestes und lieblichstes Fest naht und mit ihm die „Saison" der gegenseitigen „Bescheerung", wo jeglich Gemüth erfreut wird und nur die allerärmsten der irdischen „armen Teufel" (beiderlei Geschlechtes) leer ausgehen.

Mein Gott! ich kenne das leider ja aus eigener Erfahrung. Keine traurigeren „heiligen Abende", als die ich in meinen Bubenjahren selbst verlebte und die wir Kinder in schlecht erwärmter Stube, bei Kartoffeln — natürlich ohne Butter „feierten". Es ist, glaube ich, keine Schande, zu gestehen, daß man von armen Eltern abstammt, die sich ihr Stück Brot wohl ehrlich, aber auch sauer verdienten und denen der einzige Himmelssegen, dessen sie sich erfreuten: ein Zimmer voll Kinder, genug zu sinnen und schaffen machte. Wir Kleinen waren schon so „gescheidt", daß uns der Freudenspectakel in nächster Nähe nicht entging, wir sahen recht gut all die Vorbereitungen, die der Nachbar oder gar die „Hausfrau" traf, um dem höchsteigenen Nachwuchse die vorgeschriebene Freude zu machen. Wir sahen dann, als es finster ward, wie ringsum der ganze Apparat in Thätigkeit kam, wie das schöne Fest eigentlich scenirt wurde und wie man allenthalben die Geschenke für Alt und Jung und sogar für das Gesinde ausbarkirte. Denn man gestattete uns, weil wir so artig und sittsam waren, zuzusehen, wie man Anderen Freuden bereitete.

Wenn dann die Stunde kam und wir pochenden Herzens des Augenblickes harrten, wo es losgehen sollte, da — schickte man uns heim; wir schlichen dann seufzend fort und begaben uns zur Mutter, die krank im Bette lag, aber wir schwiegen

von all den Herrlichkeiten, die wir geschaut, denn wir erzählten nur einmal davon und nie wieder — die arme Mutter weinte zu bitterlich. . .

Dann aßen wir unsere Kartoffel, aber verstohlen lugten wir, die Vorhänge lüftend, doch hinüber zu den erleuchteten Fenstern; wir sahen, wie die Kerzchen flimmerten und wie sich Gestalten um den prächtigen Baum drängten . . . dann sahen wir Geschwister uns heimlich an und zwinkerten wohl mit den Augen und ein ganz kleines, leises Seufzerchen — ein gar bescheidenes Wünschchen entstieg vielleicht unserer Brust, aber um Alles in der Welt verriethen wir nichts davon — wir aßen nur in schonender Verständnißinnigkeit an unseren Kartoffeln schweigend weiter.

Dann huschten wir in's Bett. Freilich umgaukelten uns, bis der milde Schlaf sich auf unsere Augenlider senkte, und dann vielleicht sogar noch üppiger und verführerischer all die reizenden Bilder, die wir noch wachend träumten und uns wohl selbst so entzückend schön ausmalten. Aber unglücklich, so recht unglücklich fühlten wir uns trotz aller momentanen Entbehrungen dennoch nicht. Auch unser „heiliger Abend" kam, wenn auch um ein oder zwei Tage später; wir erhielten dann immer von irgend einer weichherzigen Familie den zwar von allen, selbst den kleinsten Geschenken und dem bescheidensten Backwerk-Ringelchen bereits entblößten Weihnachtsbaum, aber die farbigen Papierstreifen hingen noch daran und ein paar Fetzen Rauschgold, da konnten wir noch eine Woche lang damit spielen und uns ergötzen. — Ach, der freudigste „heilige Abend" meiner Kindheit war doch der, als ich von einer Tante die ersten warmen Handschuhe zum Geschenke erhielt und die Erlaubniß, sie auch an Wochentagen tragen zu dürfen. Heute noch fühle ich die wohlige Empfindung, die mich damals beschlich, als ich in die mit einer Schnur verbundenen prachtigen — Fäustlinge mit beiden Händen zugleich hineinfuhr.

So wuchs ich heran und das Schicksal sorgte emsig dafür, daß es an meinen nächsten Weihnachtsabenden gleichfalls nicht gar zu toll herging. Dann kamen die Jahre, wo ich ein Königreich zu den Füßen eines theuren Wesens hätte hinlegen mögen, aber dem Himmel danken mußte, wenn ich im Stande war, Ziegelbauer's „Thalia" oder ein ähnliches ästhetisches Pracht-

werk zu erschwingen und mir dafür den süßesten Dank aus schönen Augen und von schönen Lippen holen durfte. Und als ich endlich nach traurigster Lebensfahrt das erste Weihnachtsbäumchen zwischen meinen eigenen Pfählen selbst aufstellte und die Kerzchen anzündete und — meinen Buben auf dem Arm, ihn all die flimmernde Herrlichkeit schauen ließ — da jauchzte wohl auch zum ersten Male mein Inneres laut auf, und wie ich so des Jammers und der Noth und der Mühsal vergangener Tage gedachte, da wurden meine Augen feucht — aber ich dankte auch Gott aus redlichem Herzen, daß er mich nun so glücklich gemacht . . . .

Wenn ich deshalb an diesen Tagen ein abgehärmt' Gesicht begegne, in dessen Kummerfurchen es zu lesen, daß hier eine vom Unglück niedergebeugte oder von aller Welt verlassene Seele ist, die ihr Leid doppelt fühlt, weil eben alle Welt — scheinbar — vergnügt und glücklich, aber theilnahmslos vorüberstürmt, da — ist dann der Augenblick, wo ich so gerne in die Genossenschaft der Herren Millionäre mich möchte aufnehmen lassen, beim Himmel! nur um Gutes zu thun und so manche Augen zu trocknen!

Denn es ist so entsetzlich viel Jammer mitten unter uns! Und es gibt einen Jammer, der sich nicht auf die Straße hinaus, an eine günstige Ecke postirt und laut um Mitleid winselt — das wahre Unglück, das uns, wenn wir es aufsuchen möchten, bei seinem Anblicke die Brust zusammenschnürt, bleibt daheim auf seiner Kammer und hungert und friert und fährt sich nur mit zitternden Händen über die bleiche Stirne, wenn es all das Elend überschaut, das zwischen den kahlen vier Wänden so unbarmherzig wüthet. Dann wirft sich der Aermste, wenn er den Seinen, während der Jubel des Nachbars wie höhnend herübertönt, vielleicht zur Stunde nicht einmal eine Kruste trockenen Brotes geben kann, oder die Mutter, der die fahlen Züge ihrer still in einem Winkel kauernden armen Würmer einen verzweifelnden Aufschrei erpressen, auf die schlechten Pfühle und weint und läßt diese heißen Thränen die einzige Anklage gegen das Geschick, den stummen Schmerz der Kleinen den einzigen Fürsprecher der Noth vor dem Auge des Ewigen sein.

Lügt mir darum nicht mit Eurem Wohlthätigkeitssinne und prunkt nicht mit einer Unmasse edler Thaten. Es geschieht wohl Manches, aber wahrlich nicht all zu viel. Geht hinaus

in die entfernteren Bezirke und drückt an der erst besten Klinke, und wenn sich die Thüre öffnet, seht Ihr vielleicht mehr der Noth und des Mangels, als Euch lieb ist, um ausgiebige Hilfe bringen zu können. Erfindet mir kein Märchen von verschleierten, vornehmen Damen, die an die „verlassenen Hütten der Armuth" geklopft und die Bescheerung des „Christkindels" durch einen reich gallonirten Diener abgegeben hätten. Kein Mensch hat noch diese wohlthätige Dame gesehen, Niemand ist von diesem fabelhaften „Engel" betheilt worden, der nur zu gewissen Zwecken erdichtet wurde. Geht selbst hinaus, und laßt es Euch an dem wohlfeilen Gedanken, daß irgend ein sogenannter „Incognito-Engel" anstatt Eurer Gutes stiftet, nicht genügen; sucht selbst die „Hütten der Armuth" auf und ist Euch der Weg zu beschwerlich oder das Wetter zu schlecht, Ihr findet dann auch in nächster Nähe des hilfsbedürftigsten Jammers in trauriger Menge und Ihr könnt wohlthun in Hülle und Fülle, ohne daß vielleicht — was immer Eure Sorge ist, etwa auch nur ein Unwürdiger an den Gaben Eurer Milde theilnimmt!

Blickt doch um Euch, Ihr edlen Herren und Damen! Nochmals sei es gesagt, nicht was in Lumpen gehüllt, Euch vor die Füße tritt, ist gerade das jammervollste Elend. Das Elend, das ich meine, die Noth, die ich Euren weichen Herzen anempfohlen wissen möchte, schreit nicht laut um ein Almosen; in stiller Resignation hält sie mit der flehenden Bitte zurück, sie läßt nur ihren zu Boden gesenkten Blick, den scheuen Schritt, die bleichen Wangen, das reinliche, aber dürftige und fadenscheinige Kleid für sich sprechen. Das Weib, das Kind des Arbeiters, der vielleicht auch noch eine alte kranke Mutter zu ernähren und seinen kärglichen Lohn unentschlossen in der Hand wiegt, ob er ihn auf Brot oder — Arzeneien verwenden soll; die arme Nähterin, die mit halbblinden Augen bei einem ärmlichen Lämpchen und dünner Wassersuppe sich die Finger wund sticht an dem Seidenkleide für Eure kostspielige Freundin; der kleine Beamte, dessen winziger Gehalt erst in acht Tagen fällig ist, aber nicht für ihn, sondern für den ungeduldigen Krämer und Fleischer, und der mit schmerzlichem Lächeln ringsum die prunkhaften Geschenke ausgestellt sieht, die für die „Glücklichen der Erde" bestimmt sind, indeß er nicht einmal ein paar vergoldete Nüsse nach Hause bringen kann, um

seinen jüngsten Sprößlingen nur einen Abend lang eine Freude zu machen; die elternlose Waise, die sich für schwere Arbeit nur trockenes Brot und einen Hundestall als Lager und weiter nichts, nicht einmal einen freundlichen Blick erkämpft; die arme, von aller Welt vergessene Witwe, die in ihrem Dachkämmerchen in vergilbten Briefen blättert und mit überquellenden Augen noch einmal die alten Schwüre liest, und wieder liest, die ihr einstens geschworen wurden, und die sich mit diesem geschriebenen Immergrün ihrer ersten und letzten Liebe — da sie sonst nichts mehr besitzt, auch einen „heiligen Abend" in ihrer Brust zu bereiten weiß — diese freudenlosen, abgekümmerten Gestalten sind meine Schützlinge. Seht, die Alle drängen sich nicht an Euch heran, sie halten Euch nicht die offenen Hände entgegen und keine widerlichen Gebresten, mit denen sie Euer Mitleid erkaufen wollen — aber ihr stiller Kummer und Schmerz soll lauter und dringlicher zu Euch sprechen, als das lärmende Lamento professioneller Bettler. Seht Euch in Eurer nächsten Nähe um, spornt Euer Gedächtniß an — vielleicht erinnert Ihr Euch an irgend ein hilfbedürftiges Wesen, das Eurer Milde werth ist.

Freilich wird an den Weihnachtstagen ohnehin „viel Geld ausgegeben" und „viel verschenkt". Da erinnere ich mich z. B. an einen besonders guten alten Herrn, der vor circa dreißig Jahren hier in Wien Unsummen von sich warf. Es galt, diesen siebenbürgischen Magnaten für eine durch Unglücksfälle und Krankheiten in einer entsetzlichen Lage befindliche Familie zu gewinnen; es war gerade zu Weihnachten, d. h. am „heiligen Tage", und der Fürsprecher fand sich, da die Noth drängte, Früh Morgens bei dem verschwenderischen Krösus ein. Er wurde nicht vorgelassen — Excellenz schlief noch, sie hatte einen tollen „heiligen Abend" zugebracht, mit hohem Spiel u. s. w. Und als die Vertrauensperson der Excellenz gar die Bitte vernahm und hörte, um was es sich eigentlich handele, da schüttelte der Menschenkenner sein Secretarshaupt und meinte: „Excellenz haben mir verboten, ihr mit Betteleien zu kommen." Nebstbei versicherte der Dolmetsch des gräflichen Herzens aus eigenem Wissen, „daß Excellenz gerade jetzt sehr viele Auslagen gehabt hätten — denn (nur im Vertrauen gesagt) erst gestern hätten Excellenz zwei ‚armen Mädchen' (Schwestern) ein paar Pelze um eintausendachthundert Gulden und einen um

numerirten Fiaker für ein ganzes Jahr, der auch seine eintausend-zweihundert Gulden koste, zum ‚Christkindl' eingelegt. Excellenz thuen ohnehin viel und seien jetzt nicht in der Lage". — Die zwei „armen Mädchen" waren nämlich vom Ballet. —

Wiener Feiertage.

Selbstverständlich meine ich nur die Feiertage des Mittelstandes. Die Aristokratie und Geld-Noblesse hat deren alle Tage, die Masse unter dem Wahlcensus hat ihrer Lebtage nicht einen einzigen — so bleibt eben nur der Mittelstand, das Bürgerthum, welches „Feiertage zu feiern" hat und bei dem die rothangestrichenen Tage eine wirkliche Ausnahmstellung in der werkelmäßigen Tagesordnung bilden.

Weiters habe ich zu bemerken, daß ich nur die Feiertage des Katholiken im Auge habe, und da ich mich in weißen Socken für einen eben so guten Christen halte, wie meine hochverehrten Mitbrüder in violetten Strümpfen, so mag mir der „Volksfreund" gestatten, daß ich als „Sachverständiger" mein Separatvotum abgebe.

Wir haben nun den „heiligen Abend", zwei Feiertage und den Sonntag — summa summarum: vier Festtage nacheinander in einem Strich verlebt. Die glaubwürdige Correspondenz „Rottert" bringt bereits den partiellen Todtenzettel über die in Folge der gewissenhaften „Gebräuche" einer katholischen Hauswirthschaft gefallenen Thiere und wenn auch gerade keine hundert weißen Stiere, wie von den römischen Barbaren, den frommen Festen geopfert wurden, so sind doch die Hekatomben der geschlachteten gewöhnlichen Rinder und Kälber, Lämmer und Schweine ein ansehnliches Festopfer, das den Mysterien der Tage und dem Moloch des christlichen Appetits gebracht wurde. Und da fehlen noch die statistischen Ausweise über die Leichenzahl der Hasen und Kapaune, der geschoppten Gänse und gemästeten „Poderln", der Hühner und Enten, und was eigentlich die Hauptsache: der erschlagenen Fische. Denn wir „consumiren" viel und Vielerlei an den gebotenen Fast- und Festtagen und hat dieser locale Usus den ewig nergelnden, kühl denkenden protestantischen Norden leider

auch schon längst zu dem lieblosen kritischen Urtheile verleitet: der Wiener Katholik hat und kennt keine Fest-, sondern nur „Freßtage".

Und die strenggläubige Vorsteherin einer geordneten Wiener Hauswirthschaft hat beim Herannahen hoher Feiertage thatsächlich eine sorgenvolle schwere Aufgabe. Es muß das vorgeschriebene Repertoire genau eingehalten werden, worüber schon die Nachbarschaft wacht, und es muß, soll das „Haus" nicht in Mißcredit und die gesammte Familie nicht in den Ruf der Ketzerei oder gar — Bettelhaftigkeit kommen, Alles aufgeboten werden, um das für jeden einzelnen Feiertag prädestinirte „Bratel" zur geschmorten oder gebackenen Vorlage bringen zu können. Eine echte Wiener Bürgerfamilie bleibt deshalb nicht nur den ehrwürdigen mündlichen Ueberlieferungen vergangener Jahrhunderte treu, sondern auch den Küchenchroniken und schriftlichen Aufzeichnungen hervorragender, bereits der Geschichte angehörenden Köchinnen, und da durch eine beinahe fatalistische Constellation der Ereignisse meist an Feiertagen die erforderlichen Fonds fehlen, um den frommen Gebräuchen ganz gerecht werden zu können, so hat der grübelnde Menschengeist die Tandler, das Versatzamt und, um einem allgemeinen Bedürfnisse abzuhelfen, in neuester Zeit auch die Pfandleihanstalt erfunden, welche Refugien die Mittel zu „beschaffen" haben und sonach kein guter Christ mehr eine Ausrede hat, den Festtag nicht auch durch ein paar „Bratheudel" feiern zu können.

Es besteht nämlich wirklich ein „Bratelrepertoire" für die Feiertage, welches z. B. zu Weihnachten Folgendes festsetzt: Am heiligen Abend den unausbleiblichen „Fisch" in seinen zahllosen Variationen und Abarten, vom kostbarsten Schaiden bis zum plebejischen Weißfisch; am Christtag den Indian, vulgo „Pockerl", recte „Schustervogel"; am Stefanitage den normalen Hasen und da heuer auch noch ein Sonntag knapp darauf folgte, an diesem vierten Feiertage je nach Umständen ein „Gansl" oder den „jungen" Hasen, d. h. die „Läuseln" des „Seligen" und dessen „Lungel" und Leber. Minder Begüterte begnügten sich gestern mit dem „Hackelputz" der vorhergegangenen Festtage und deren restlichem „G'schnattelwerk", wer es aber thun konnte und dessen gesammte Kräfte noch ausreichten, hatte gewiß wenigstens sein „Schweinernes" oder „Lämmernes", wenn auch letzteres dermalen eigentlich mehr die Nuance „Schöpsernes" hat.

Mit diesen Paraderollen des Bratspießes und der Bratpfanne ist jedoch der Cultus der Festtage und seiner Magenprobe — an welcher übrigens auch andere Confessionen participiren, noch lange nicht erschöpft. Es gibt noch eine Masse Comparsenrollen, als da sind: Gugelhupf, Milch-, Erdäpfel- oder Kletzenbrot, Fisolen- oder wälischen Salat, Aepfelstrudel, Zwetschkencompot, Bänschelsuppe, Emmenthalerkäs, Linzertorte, Häringe, candirte und eingemachte Früchte, Sardellenbutter u. s. w. u. s. w. Dieses raffinirte Conglomerat der heterogensten Köchinneneinfälle tritt mit dem fast grausamen Begehren an den Gaumen und Magen eines orthodoxen Christen heran, in ein paar Tagen verschlungen und ohne Nachwehen verdaut zu werden.

Wer in einem „ordentlichen" Wiener Bürgershause oder einem sonstigen frommen Gehöfte die Weihnachtsfeiertage mitgemacht, denkt bei deren Wiederkehr sicher nur mit Beben an die lebensgefährliche Möglichkeit, noch einmal zu diesem Kampfe mit seinem — südlichen Organismus aufgefordert zu werden. Denn es wird in „gesitteten" Familien als eine Beleidigung angesehen, ein Zwetschkenmus zu refüsiren, wenn es auch unter dem schlagenden Hinweis: vor anderthalb Minuten mit einem tiefblauen Gorgonzola den endlichen Schlußstein gelegt zu haben, geschieht, und die gutmüthige Hausfrau wird es Dir nie und nimmer verzeihen, von ihrem delicaten Kuchen nichts gekostet zu haben, und zwar unter dem nichtigen Vorwand, Du hättest so eben ein Stück Aal genommen. „Man kann schon, wenn man nur will" — heißt es dann — „aber bei uns ist Ihnen halt Alles zu schlecht" — und man rümpft verletzt das Näschen oder die Nase.

Freundlicher Mitsterblicher! Du bist nämlich im Irrthum, wenn Du glaubst, Du hättest an solchen Tagen oder Abenden nur Deine gewöhnlichen Verdauungswerkzeuge zur Verfügung und Du könntest Deinem Innern nicht mehr aufbürden, als Du es das ganze Jahr über thust und es Dein Inneres eben nur gewohnt ist. Du täuschest Dich, Du bist da zu ängstlich, zu pedantisch, denn „man kann schon, wenn man nur will", heißt die Parole der Feiertage.

Du bist es z. B. nicht gewohnt, Abends Suppe zu essen. Am „heiligen Abend" bist Du dagegen verpflichtet, und zwar

schon um sieben Uhr, während Du sonst vielleicht erst nach dem Ballet soupirst, ein paar Teller der dicksten „Bäuschelsuppe“ hinabzuschlingen. Du fühlst Dich nun gesättigt? Lächerlich; die Hausfrau nöthigt Dich, wenigstens noch einen Löffel Suppe zu nehmen, sonst werde sie „ernstlich böse“, und bei dieser Gelegenheit zeigt man Dir den Appetit der fünf- und sechsjährigen Buben, welche von dieser deliciösen „Bäuschelsuppe“ gar nicht genug bekommen können. Dann werden die Teller gewechselt und der obligate „Fisch“ ist da, d. h. der „heilige Abend-Fisch“ in seinen verschiedenen Gestalten, Charakteren, Nationalitäten und — Saucen. „Ist gebackener Donaukarpfen gefällig?“ — „Bin so frei.“ — „Hier ist auch Heißabgesottener, mein Mann ißt ihn gern; darf ich ein Stückchen anbieten?“ — „Danke.“ — „Oder ist Stockfisch gefällig? Mein Schwager ist ein Liebhaber davon.“ — „Danke verbindlichst.“ — „Schill kommt gleich, auch Schwarzfisch. Ah, hier ist er schon! Bitte, nur ein Stückchen, ja, ja, Sie müssen, sonst machen Sie mich böse!“

Dir schwindelt. Es gelingt Dir, unbemerkt einige rückwärtige Schnallen an Beinkleid und Weste zu öffnen, Du athmest etwas leichter auf, da — kommt der Schill in delicater Sauce; willst Du die herrliche Hausfrau nicht tödtlich beleidigen, Du mußt davon nehmen, denn die Sauce ist nach einem Recepte, das die verstorbene Tante in ihrer Jugend von Paris mitgebracht. Die Schillsauce ist der Stolz des Hauses, bei Rothschild und dem Erzbischof ist sie nicht besser und man gibt Dir den Teller voll.

Auch dieses Attentat der Gastfreundschaft ging noch ohne directe Lebensgefahr an Dir vorüber; aber nun . . . wettest Du plötzlich mit dem Hausherrn, der eben die riesige Gräte eines Hecht durch die Zähne zieht, daß ein . . . heftiger Regen an die Fenster schlage. Diese Vermuthung wird allseitig belächelt, es soll der heiterste Abend sein und Du gehst an das Fenster, öffnest es, schöpfst in langen Zügen die erfrischende Luft, trocknest Dir den Angstschweiß von der Stirne und nachdem Du selbst bestätigen mußt, daß es nicht regnet, kehrst Du seufzend zum Operationstische zurück.

Während dieser kurzen Pause bereitete man Dir eine zartsinnige Ueberraschung. Die Nichte des Hauses wispelt dem Clavierlehrer in's Ohr, Du hättest erst zwei Stück Karpfen gehabt und

nun liegt ein prächtiges „Mittelstück“ auf Deinem Teller. Du protestirst auf's Feierlichste gegen jede weitere Zumuthung in solchen Dingen, allein die ganze Gesellschaft bricht in den liebevollen Rache-Chor aus: „Nein, nein! Sie müssen, Sie müssen! Sie haben erst zwei kleine Stückchen gehabt!“ Und obwohl der jüngste Sprößling den lauten Einwurf erhebt: „Es ist nicht wahr, der Herr v. X. hat schon drei ‚Stückeln‘ gegessen“, welches naseweise Minoritäts-Gutachten dem Sprecher einen klatschenden Verweis zuzieht, so nöthigt man Dich doch, während der Kleine nun heftig weint, das dritte (nach einer anderen Version vierte) Stück Karpfen zu zerlegen.

Endlich glaubst Du Deine Aufgabe gelöst und Deine Eßrobot vollendet zu haben. Du bringst das Gespräch auf eine neue Cigarrensorte und bietest dem Hausherrn eine Probe an. In diesen voreiligen Verhandlungen überrascht Euch die Dame des Hauses und ruft ein sanft grollendes: „Was, die Herren wollen jetzt schon rauchen? Diese garstigen Cigarren! Es kommt ja erst der Nachtisch!“

Und Todesblässe überzieht Dein Gesicht, denn nun kommen wirklich all die süßen und saueren Kleinodien eines perfecten „Desserts“, das am „heiligen Abende“ naturgemäß erweitert und ergänzt ist. Es kommen die „Rippes“ aus Mandelteig und die phantastischesten Compositionen aus Essig und Oel; es kommt Chocoladecrême und Sellerie, Salami und Biscuitroulade, überhaupt jene bunte Reserve, die ich oben angedeutet. Und von alldem mußt Du „nehmen“, man wird sonst, wie man's Dir bereits zum dreihundertsiebenundsiebzigsten Male gesagt, ernstlich böse, denn „es geht schon, wenn man nur will“!

Und nachdem Du — da nur ein Mord Dich davor gerettet hatte, wirklich von Allem „nehmen“ mußtest und wirklich genommen und gegessen hast, ja selbst das (horribile dictu!) „Kletzenbrot“ hinabwurgtest, das diesmal gar so schön gebacken war, und schließlich mit einem Glase Punsch auf das „Wohl“ der geehrten Anwesenden trankst, gelingt es Dir endlich, in's Freie zu kommen und bei einem kleinen Schwarzen das, was Du in zwei — drei Stunden soeben Alles geleistet, zu uberdenken. Aber das Furchterliche kommt ja erst. Morgen bist Du bei N. zu einem Indian, ubermorgen bei Z. zu einem Hasen und uberubermorgen zum „Hadelputz“ bei X. geladen!

Das ist so unser übliches Feiertags-Pensum. Wie wir diese Herkulesarbeit vollbringen, das ist unser engeres vaterländisches Geheimniß, ein specifisches Magenräthsel, das ich selbst bisher vergeblich zu lösen bemüht war. Wie diese heroischen Thaten den betreffenden Familien, den erwachsenen Eßkünstlern und den kleinen Vielfräßchen gelingen? Auch das weiß ich nicht; ich weiß nur so viel, daß einzelne Vertreter Aeskulap's das Herannahen „hoher Festtage" meist schmunzelnd begrüßen, daß ihnen aber, wenn die sonderbare „Feier" beendet, manche gastronomische Fehltritte doch als Todsünden erscheinen und sie das culinarische mixtum compositum nur durch den luxuriösesten Consum eines anderen mixtums, des allseits bekannten „Inf. lax. Vien." oder mittelst des drastischen „tart. emet." zu paralysiren bestrebt sind. Das heißt: bei Feiertags-Marodeurs des Frauen- und Kindergeschlechtes. Der starke Mann, sollte er sich nach dem überstandenen Kampfe tiefinnerlich doch invalide fühlen, führt seinen sündhaften Magen einem derberen Purgatorium zu, er kennt sich und sein Selbst, er weiß, was er bedarf, und die Pfade verfolgend, wo ein „saures Bänschl" credenzt wird, hofft er auch diese Krisis glücklich zu überstehen. Und daß dieser letzte Versuch allseits gelinge, ist auch mein herzlichster Wunsch!

Die Gratulationshetze.

(Vor dem Jahreswechsel.)

Ein paar Tage noch und die gesammte civilisirte Welt besteht nur aus „hochgeneigten Gönnern", „treuergebenen Dienern", „aufrichtigsten Verehrern" und — „Busenfreunden". Diese Fusion der edelsten Gefühle, welche in mündlicher und schriftlicher Form zu sorgfältigst stylisirtem Ausdruck gelangt und das ganze Menschengeschlecht (mit Ausnahme einiger uncultivirter Racen) zu einer Gesellschaft von Menschenfreunden macht, gewährt immer einen rührend schönen Anblick — schade, daß dieses herzliche Verbrüderungsfest kaum so lange dauert, als die einfachste „Johanni-Octav", und daß sich die zweibeinigen Zierden der Schöpfung meist schon um „Dreikönig" herum gegenseitig wieder so gründlich

hassen und verleumden und anfeinden, wie die Verwaltungsräthe zweier Concurrenzbahnen.

Ich weiß nicht, ob es sich der Mühe lohnen würde, daß sich auch gewiegtere Denker mit der Erforschung dieses psychologischen Räthsels beschäftigen sollten, oder ob die oberflächliche Annahme genügt, nach welcher die Gratulationsmode überhaupt nur von armen Teufeln erfunden, um im Wege eines ehrerbietigen Attentates auf glücklichere Portemonnaies sich ebenfalls eine Jahresdividende zu erobern, zu deren Bezug sie ansonst weder ihre gesellschaftliche, noch amtliche Stellung berechtigt (oder begünstigt). Unstreitig hat diese Version Einiges für sich, wenn auch die gegentheilige Muthmaßung nicht ganz unbegründet, daß das „Angratuliren" ursprünglich von solchen öffentlichen Charakteren und privaten Würdenträgern ersonnen wurde, denen es endlich doch ein Bedürfniß geworden, wenigstens einmal im Jahre etwas von „Hochachtung und Verehrung" mit eigenen Ohren zu hören, indem, wenn nicht solch gesetzlicher Gesinnungs-Ablieferungstermin eingeführt wäre, im Verlaufe der Zeit vielleicht eine gewisse Unklarheit der persönlichen Position hervorgerufen würde, was wieder mit der übernommenen Würde nicht gut vereinbar ist. Denn, dessen Stellung es erfordert, „geachtet" zu werden, hat es doch nicht ungern, es in der That zu sein, und die schwarzbefrackte Bestätigung erhalt er denn auch — wenn nicht schon zur Feier des glorreichen Namensfestes, so doch nach pragmatischem Herkommen sicher zum Jahreswechsel. Wie sich nun dieses Geschäftes von den Tributpflichtigen, dieser Empfindungs-Robot von den „Hörigen" im Allgemeinen entledigt wird, war von jeher mein angelegentliches Studium, das mir viel heitere Stunden bereitete.

Es gibt geborene Gratulations-Virtuosen, wie es Menschen gibt, die eine unüberwindliche Neigung für das Bombardon oder für Papparbeit oder für die Dressur der weißen Mäuse mit auf die Welt bringen. Ein solch specifisches, mit dem Individuum gleichsam verwachsenes Talent entwickelt sich ohne äußere Einflüsse, ohne jegliche Beihilfe, ohne directen Unterricht; es dringt zu Tage ohne Veranlassung und der Meister ist fertig, bevor er Schüler gewesen. Wer nicht die Gratulationsgabe in sich fühlt, wem der innere, sozusagen göttliche Drang, dem (höher gestellten) Mitmenschen bei nur halbwegs günstigen Anlässen den allerunter-

thänigsten Glückswunsch ehrfurchtsvoll darzubringen, nicht schon in's Herz gegossen, bleibt in diesem Genre sein Lebtag ein Stümper, der nicht einmal das ABC dieser wahrhaft freien Kunst, die Grundzüge dieser unerlernbaren Fachwissenschaft begreifen wird.

Die Naturgeschichte kennt zweierlei Gattungen Gratulanten: den ex officio-Gratulanten, der die Sache mit kalter, unempfundener Förmlichkeit, in möglichster Kürze, und mit ungelenken, steifen Verbeugungen zu Ende bringt, und den — freiwilligen oder Gratulationsfex, der seine Aufgabe mit Begeisterung erfüllt und in den tiefsten Knixen seine eigentliche Mission erblickt.

Dieser Gratulationswütherich hat zwar jahrüber an eine Unzahl für ihn festlicher Tage zu denken, eine unabsehbare Gallerie von feierlichen Ereignissen in zahllosen Familien nimmt seine vermeintlich gern gesehene und schwer vermißte Persönlichkeit unausgesetzt in Anspruch, er hat diesen Geburts- und jenen Namenstag, hier eine glorreiche Wöchnerin und dort eine hochortige verdiente Anerkennung, hier den Jahrestag der Vermählung und anderwärts die Feier der Genesung &c. &c. zu beglückwünschen; er führt ein eigenes Gratulations-Kalendarium und ein Vorfallenheits-Register; er ist die beste Kundschaft der „geruchlosen" Handschuhputzerinnen, die ihn weniger seiner invaliden Glacé's, als der vielen „Aufwartungen" wegen, zu denen er „obligirt", bewundern — trotzdem beginnt seine Hauptthätigkeit erst zum Jahreswechsel.

Die Generalprobe dieser Festvorstellung wird natürlich am Vortage abgehalten, für welchen die Honoratioren minderer Sorte in Vormerkung gekommen sind. Er fertigt diese eigentlich zweite Serie hochverehrter Gönner zuerst und etwas flüchtig ab, läßt selbst die Bemerkung wegen ungebührlicher Inanspruchnahme von hochdero kostbarer Zeit fallen und entfernt sich rasch und in nur oberflächlich-feierlicher Stimmung. Er sieht selbst ein, daß man solche Herren mitten in ihrer angestrengten Berufsthätigkeit nicht lange stören, d. h. nicht belästigen darf, und erfüllt durch sein Erscheinen nur die Pflicht der schuldigen Ehrfurcht. Aber am Neujahrstage!

Am Neujahrstage fällt diese Rücksicht seinerseits weg, er kennt nur die fixirte Zahl der auserkorenen Opfer und beginnt Früh Morgens mit ernster Miene seinen Rundgang bei den

Proscribirten — ob schön, ob Regen — ob Enthebungskarte oder nicht.

Das erste „Herein“ auf sein erwartungsvolles Pochen, oder die erste Verbeugung nach der ersten Anmeldung gibt ihn wieder sich selbst, er ist in jener heiß ersehnten Respectssituation, in welcher es ihm gegönnt ist, irgend einer wirklichen oder fingirten gesellschaftlichen Celebrität, einer Bureau- oder Finanzgröße, einem Würdenträger oder einem durch Bezirksnimbus ausgezeichneten Privatmanne — mit einem Worte: einem Höhergestellten die ungeheuchelten Gefühle seiner Verehrung in fließender und gutgesetzter Rede auszudrücken und die huldvolle Versicherung ferneren hochgeneigten Wohlwollens hochbeglückt entgegenzunehmen. Den frisch gebügelten Cylinder mit einer gewissen Innigkeit an den klopfenden Busen drückend, die Augen einen Moment emporschlagend und dann schnell zu Boden senkend, ebenso das Haupt gebeugt und eine kaum merkliche Ellipse des rechten Fußes nach rückwärts, dagegen eine ähnliche Curve mit dem linken Elbogengelenke nach vorne beschreibend, ist sein Sinnen nunmehr darauf gerichtet, in retrograder Bewegung tadellos die Thüre zu erreichen, die letzte (stumme) ehrfurchtsvolle Verbeugung rasch zu executiren und die Thüre unter sorgsamer Verbergung der persönlichen Reversseite geräuschlos zu schließen. Es ist, wie gesagt, unmöglich, derlei zu erlernen, wenn nicht die unumgänglich nöthige körperliche Elasticität, vorzüglich aber eine Biegsamkeit und Geschmeidigkeit des Rückgrates das unschätzbare Geschenk des gütigen Schöpfers ist.

Im Vorzimmer angelangt, wird der versirte Gratulirer augenblicklich die in der Domestikensphäre angemessene, d. h. völlig aufrechte Haltung finden und es vielleicht sogar, sich den Ueberrock reichen lassend, für zweckmäßig erachten, unter loyalem Lächeln anzudeuten, welch huldvoller Empfang ihm abermals zu Theil geworden, worauf er, die Antichambrirenden leichthin grüßend und noch immer bedeutungsvoll lächelnd, sich entfernt, um — auf der nächsten Stiege für denselben Cursus sich vorzubereiten.

Ja, für denselben Cursus. Und der vielbeschäftigte Mann kommt, wie der Akrobat auf dem Schwungseil, erst bei den heftigsten, wirbelnden Schwingungen die vollste Sicherheit erlangt, gerade im athemlosen Verfolge seines Katzenbuckel- und Knix-

turnus zur rechten Glieder- und Zungenvolubilität, die, wenn die Mittagsstunde naht und demnach die Etikettefrist zur Neige geht, ihren (freilich schweißtriefenden) Höhepunkt erreicht und ihn in das gefährlichste Stadium jener treugehorsamsten Verzückung (Servilismus-Wahnsinn) versetzt, wo selbst der ruhigste Zuseher, wie bei dem betäubenden Kreiseltanz der Derwische — Kopfschmerz empfindet. Ihm, dem ausübenden Künstler, ist jedoch wohl.

Nun, so bürstet denn Eure schwarzen Fracks und das sonstige Zugehör und präparirt Euch auch innerlich für die nöthige Selbstverleugnung und Offenbarung der eigenen Nullität. Die Echtheit Eurer Gesinnung wetteifert ja doch nur mit dem Werthe der huldvollen Händedrücke, womit man Euch beglückt und beehrt, und wenn deshalb Eure Zerknirschungskomödie nur mit einer Gönnerkomödie regalirt wird, so rümpft später nicht die ehrfurchtsvollen Nasen. — An Euch aber, die Ihr durch solche „Aufmerksamkeiten“ überhaupt ausgezeichnet werdet, stelle ich die Bitte, laßt an jenem Festtage dennoch Niemanden ganz unbeschenkt von dannen ziehen: den ehrlichen, armen Teufel nicht, wenn er seinen Spruch auch etwas holpericht declamirt — und die andere Species auch nicht, dieser aber schenkt wenigstens ein — mitleidiges Lächeln! —



III.

Wie und wo sich Wien unterhält.

(Eine kleine Auswahl.)

Sperl — Walhalla — Dianasaal u. s. w.

Von Zeit zu Zeit bringen gewisse lithographirte Localcorrespondenzen, welche besser mit der Nomenclatur der gesammten Wiener Demimonde als mit deutscher Syntax und Grammatik vertraut sind, ganz eigenthümliche Sensations-Notizen, die sowohl durch Inhalt als drastische Stylisirung auf das Gemüth des sensiblen Lesers mächtig einwirken. Derlei gepauste Nachrichten erzählen in ölgetränkter, verdächtiger Orthographie, daß: sich vorgestern nach Mitternacht in der Nähe des Karl Kettensteges eine „Dame“ nach heftigem Wortwechsel von dem Arme ihres Begleiters losgerissen habe und mit einem hellen Aufschrei dem Ufer des Stromes zugeeilt sei, allwo sich ein neuer Kampf mit ihrem Verfolger oder Rettungsbeflissenen entspann, worauf sich die im höchsten Grade Aufgeregte richtig in die schmutzigen Canalfluthen der „schönen blauen Donau“ gestürzt habe. Meist gelingt es jedoch, die Lebensüberdrüssige aus dem „murlenden“ Wellengrabe und von den drohenden Kiemen der heißhungerigen Karpfen zu befreien, ein schnell herbeigeholter Fiaker nimmt den durchnäßten Retter und die ebenso nasse Gerettete, in welch Letzterer die mit unleugbarer Personenkenntniß begabte Localcorrespondenz diese oder jene „Rosel“ oder „Resel“, eine Stammgastin des „Sperl“, der „Walhalla“ oder des „Dianasaales“

erkannt haben will, in sich auf, das versöhnte Pärchen fährt nach Hause und — die Welt- und Tagesgeschichte geht ihren Gang ungestört weiter.

Nun weiß ich nur zu gut, daß man allseits die vollwichtigsten Gründe hat, die historischen und biographischen Mittheilungen aus solchen lithographirten Quellen nur mit größtmöglicher Vorsicht aufzunehmen, nichtsdestoweniger darf ich meinen theuren Lesern versichern, daß sich gerade derlei sociale Effectnotizen unter zehn Fällen neun Mal bestätigen. Jawohl, viele jener unregulirten, lebenslustigen Damen, die sich allabendlich auf den obgenannten drei Sammelplätzen einzufinden pflegen, enden nicht selten sehr lebenssatt freiwillig, wenn sie die irdische Laufbahn nicht im Spitale oder in einer der ihnen behördlich octroyirten Villeggiaturen beschließen.

Diese tragische Perspective, welche unseren auf verschiedene Art büßenden Magdalenen mitten im „Wirbelwinde der Leidenschaften" entgegengrinst, ist übrigens bei meinen diesmaligen Schilderungen Nebensache. Ich will ja nur zeigen, wie und wo sich das heutige Wien unterhält; aber indem ich eine Episode aus den bunten Memoiren einer „Sperl-, Walhalla- oder Dianasaal-Heldin" skizzirte, habe ich eben angedeutet, welches Damencontingent die erwähnten drei Lustasyle meistens füllt, und wo sich jenes männliche Publicum unterhält, das mit einem solchen weiblichen Publicum sich zu unterhalten gewohnt ist.

Warum ich aber als Cicerone mit dem bedenklichen „Sperl" beginne? Nun, weil Gefahr im Verzuge, weil meine beabsichtigte Schilderung bald eine Leichenrede würde, indem es, wie die Nachricht lautete, die vor ein paar Tagen, zwar zum hundertsten Male, aber diesmal in ernsthaftester Form durch alle Blätter lief, nunmehr doch beabsichtigt sei, daß der „Sperl" endlich demolirt werden und aus dem Schutte seiner bereits anrüchig gewordenen Mauern eine Realschule erstehen lassen soll. Aus dem „Sperl", der realsten und frivolsten Schule für angehende Cancanistinnen — eine Schule für Algebra Novizen und physikalisch-chemische Jünglinge! Welch wunderbare Wandlung, welch bizarr sittlich-communales Programm, das aber leider befürchten läßt, die muthwilligen Kobolde des Dreivierteltactes, die auf diesem Territorium durch ein halbes Jahrhundert ihr Unwesen trieben

und Tausende erfahrene Köpfe verwirrten, möchten vielleicht auch in Zukunft die respectiven unerfahrenen Köpfchen umschwirren und ihnen die obligate Lust an den unmelodischen mathematischen Lehrsätzen und Formeln gründlich vergallen. Wie dem auch sei, begrüßen wir das Project! — —

Der alte Sperl! Fast hundertsiebzig Jahre der socialen Geschichte „Wiens und der Wiener" repräsentirt das „alleweil fidele" Haus. Im Jahre 1701 war es Eigenthum des Hofjägers Sperlbauer, weshalb es den (abgekürzten) Namen „Sperl" bekam. Die Besitzer des schon damals populären Wirthsgeschäftes wechselten jedoch rasch, aber seinen Namen behielt es stets, und als nach einem Jahrhundert, am 29. September 1807, Johann Georg Scherzer das gänzlich umgestaltete Etablissement als „Tanzlocale" eröffnete, da strömte halb Wien herbei, um seinen soliden „Deutschen" daselbst zu tanzen. Eine glorreiche Zeit kam für den hübschen Saal. Wiens ehrbarste Familien gaben sich dort Decennien lang ihr Rendezvous und noch vor circa zwanzig bis dreißig Jahren wurden in den Sperlräumen nicht nur die schönsten Bälle und Feste, sondern auch die weltberühmten patriarchalischen Backhendl-Bacchanalien abgehalten. — Was für Triumphe feierte nur Johann Strauß, der geniale Begründer der heutigen Walzerdynastie gleichen Namens, gerade beim Sperl, — welch adelige und bürgerliche Eleganz und anständigste Pracht entfalteten sich Anno „Kettenbrücken-Walzer", „Heiter auch in ernster Zeit", „Das Leben ein Tanz", und wie die jedem älteren Wiener unvergeßlichen reizenden Weisen heißen, in diesen heiteren Räumen!

Das ist nun eben durchgängig anders geworden. Der Sperl, einst das Vergnügungs-Eldorado der besseren Stände, eilte in der letzten Zeit mit Riesenschritten seinem Verfalle entgegen und kann sich heute nur mehr halten, indem er zum ungenirten Stelldichein und larmenden Tummelplatze der weiblichen und männlichen Halbwelt geworden. Und da geschah denn auch die zwar unabsichtliche, aber nichtsdestoweniger ungeheuerliche Anomalie, daß die leichtfertigste Frivolität sozusagen unter communalem Schutze eben hier ihre tollen Gelage feiert, daß der Sperl die communale Pflanzstätte des Cancan wurde, und daß die localen Phrynen und ihr Anhang gerade auf städti-

schem Grundbesitze ihren unsauberen Handel treiben. Der Sperl wurde nämlich, wie männiglich bekannt, schon vor Jahren, als die Zeit seines historischen Glanzes längst vorüber, behufs Demolirung von der Commune angekauft und sollte bis zum Eintritte der „Katastrophe“ als Fruchtmagazin ꝛc. vermiethet werden. Da erhoben sich aber die städtischen Biedermeier und jammerten ob solcher unpatriotischen Tendenzen und weinten und meinten, daß auf solche brutale Weise wieder ein „Stück Altwien“ den herz- und fühllosen Neuerern zum Opfer falle, und was der restlichen Gemüthsphrasen aus der Ergemüths-Aera noch mehr sind. Nun, ihr Wille geschah, der Sperl-Existenz wurde noch eine kurze Frist geschenkt, und der gute liebe Sperl, in dem einst so viel getanzt und so viel Champagner getrunken wurde, brauchte in seinen alten Tagen kein „Fruchtmagazin“ ꝛc. zu werden — nein, er wurde ein „Früchtel“-Magazin und läßt die Commune in einem ihrer Säle sogar die „Fiaker-Milli“ ostensible Hof halten. . .

Wer besucht heute den „Sperl“? Der dermalige Pächter wird mir vielleicht im Stillen recht geben, wenn ich sage, daß mir sein Wein und seine Gesellschaft nicht am besten behagen. Letztere — mit wenig Ausnahmen eigentlich gar nicht. Man zahlt einen Gulden Entrée (mitunter noch mehr), um sich das Recht zu erkaufen, bei mittelmäßiger Musik die Demimonde hier soupiren zu sehen. Das heißt: Eine gewisse Schichte der Demimonde, weder die soi-disant elegante, in Logen und auf Balconsitzen, auf dem Freudenauer Turf oder in den Oratorien der Kirchen, in unnumerirten Fiakern oder auf Vollblut-Rennern brillirende — noch ihre entsetzlichste Abart, jene die Praterauen und Linienwälle bevölkernden weiblichen Auswürflinge. Nein, beide Gattungen kommen aus natürlichen Gründen nicht: dem unterhaltenen Maitressenthum ist es hier zu ignobel, dem Unkraut der Prostitution viel zu kostspielig, vielleicht auch zu langweilig.

Zum „Sperl“ kommen jene, den Passanten der inneren Stadt sattsam bekannten, mit ordinärem Rouge und ditto poudre de riz unkünstlerisch bemalten Gesichter; es kommen jene so unendlich fatalen, weil überaus geistlosen, aber exorbitant „aufgedonnerten“ Straßengestalten, deren krankhaft heisere Gurgellaute den Vorübergehenden mit dem deprimirendsten Schauer

erfüllen; es kommen jene überreifen Pflastertreterinnen des Grabens und Kohlmarkt mit ihren noch ungeschulten Zöglinginnen, welch Letztere vor Kurzem der Küche ent- und in die Arme der Lehrmeisterin gelaufen, von diesen zu den bekannten „Anzieherinnen“ geführt wurden und nachdem sie sich halbwegs mit der ungewohnten Schleppe und dem Fächer zurecht gefunden, beim Tanzmeister und beim „Sperl“ für den unschwierigen Dienst der Venus vulgivaga dressirt worden.

Mit diesen Damen und Dämchen, recte Dirnen und Dirnchen finden sich deren männliche Beschützer und Begleiter hier zusammen. Sie kommen Alle, die zur weitverzweigten Genossenschaft der „Strizzi“ und „Strawes“ gehören, arbeitsscheue, faulenzende, verluderte und verlotterte Existenzen mit unheimlich frech blinzelnden Augen; Bursche und Männer, die aus ihrem Erwerbe kein Geheimniß machen, Raufbolde, die jede Minute zu Krakehl geneigt, und die ihre Meinungsverschiedenheiten mit geschwungenem Sessel oder dem Bierglase, nöthigenfalls mit dem Messer auszugleichen bereit sind. Hüte man sich, mit diesen „Herren“ in, wenn auch nur kurzen Verkehr zu treten oder in Differenzen zu gerathen.

Das ist so das Stammpublikum des heutigen Sperl; das sind seine Acteurs, seine Insassen, das ist seine stabile Staffage. Als Gäste kommen jene sittlichen Roués, jene moralischen Lüstlinge und blasirten Wüstlinge, deren Nerven selbst nicht durch Moschus, sondern nur durch das, wie Heine sagt, gerade Gegentheil von eau de cologne momentan aufgerüttelt werden können, oder Dirnen-Macene, die sich all ihr Lebtag nur im Dunstkreise der Corruption behaglich gefühlt; es kommen ferners jene naiven jugendlichen Liebetolpel, die sich über den Inhalt ihrer Börsen nicht selten bei Gerichtsverhandlungen zu legitimiren gezwungen werden und das Lächeln und die Chignons ihrer Tänzerinnen für echt hielten; es kommen die sogenannten „Lebemänner“, die es „fidel sein“ heißen, sich mit der Prostitution zu amalgamiren, und es kommen schließlich neugierige Fremde und Reisende, welche der zärtlichen Obhut ihrer ehelichen Gesponsinnen sich zu entreißen wußten und deren eigentlicher Reisezweck es ist, in Berlin und Paris, in London und Pest und folglich auch in Wien den gewissen „verfluten Kerl“ zu spielen. Das sind so die (meist zu

rupfenden) Ehrengäste des Sperl. Denn zum Sperl kommt ja überhaupt nur, wer sucht und — wer gefunden werden will; uneigennützige, contemplative Zuseher, oder solche, deren leidiges Geschäft es ist, „Studien“ zu machen, sind dort nur selten anzutreffen. —

Dieselben personellen Normen gelten für die Ableger des Sperl, die sogenannten Nebenlocalitäten desselben, den (kleinen) „Dianasaal“ und die „Walhalla“. Der große Dianasaal, der im Sommer zur Schwimmschule umgestaltet wird, hat während der Wintersaison unstreitig exquisite Abende aufzuweisen und honorable Corporationen feiern mitunter hier ihre feinsten Bälle. Allein der kleine (Noth-) Dianasaal schaart unter der gemeinsamen Sperldevise: „Ob schön, ob Regen“ dasselbe lockere Pubicum um die Regisseure der Demimonde und die artistischen Leiter der Cancanorgien, wie die Musteranstalt der getanzten und gesprochenen Zote: der Sperl oder die Walhalla (des Lorettenthums).

Es herrscht auch der innigste Verkehr zwischen den drei Etablissements. Ein fortwährendes Kommen und Gehen der bewußten Damen, die das Terrain und die Anwesenden recognosciren, um diese oder jene Geschäftscollegin sich erkundigen, mit den vorhandenen „Louis und Arthurs“ (id est „Schani's“) ein paar Worte wechseln und — falls sie die Situation für ihre Pläne nicht günstig erachten, mittelst eines der parat gehaltenen (schäbigsten) Comfortable in ein anderes der bezeichneten Locale sich begeben. So kommen häufig allabendlich sämmtliche dieser Herren und Damen in alle drei „Abstecher“, so wie es manche unruhige Geister im Theater zu thun pflegen, die unausgesetzt vom Parterre in die Gallerien laufen und nebstbei in einem halben Dutzend Logen ihre Visiten machen.

Was die eigentliche „Unterhaltung“ an solchen Abenden beim Sperl, im Dianasaale oder in der Walhalla betrifft, so ist sie eben überall stets dieselbe. Anfänglich ist die Stimmung flau, die „Damen“ sitzen ziemlich kleinlaut, da sie noch im Ungewissen, ob ihnen ein Goldregen in den Schooß fällt oder ob sie das Krügel Bier schuldig bleiben müssen. Sie beschäftigen sich demnach vorerst mit einem kleinen „Plansch“ unter einander; sie erzählen sich ihre Leiden und Freuden, sie theilen sich ihre Er-

lebnisse der letzten vierundzwanzig Stunden mit, wie die Eine sich einen alten Baron „aufgegabelt“ und Jene einen Husaren-Oberlieutenant „aufgezwickt“. Sie berichten ferner vice versa über jene schauderhaften Discussionen, die sie zwischen ihren vier Mauern mit der unersättlichen Quartiergeberin, der „Gstett'n“, geführt, wie die Hausmeisterin, das alte „Ziefer“, ebenfalls in ihren Forderungen täglich unverschämter werde, daß die „Jüdin“ auf's grüne Seidenkleid, das noch ganz nagelneu war, nur acht Gulden hat „legen“ wollen, und „daß's die X. heut' Nacht in der Naglergass'n daglengt haben“.

Mit diesem anregenden Ideenaustausche wird es zehn Uhr. Die Gäste erscheinen. Man lächelt ihnen zu, und erwidern sie unvorsichtigerweise das Lächeln, so werden sie um — ein „Glücks-sechserl“ oder je nach der Qualität ihres Aeußeren auch um ein „Glückseinserl“ angebettelt. Dann geht's zum Tanze. Ein Walzer beginnt. Dieser Walzer wird selbstverständlich „schieberisch“ getanzt, eine Quadrille kommt an die Reihe, sie wird zum unvermeidlichen Cancan.

Es ist zwölf Uhr Nachts. Tolle Lust an allen Ecken und Enden, aber noch immer fehlt „Etwas“. Die „Unterhaltung“, so lärmend sie auch ist, ist eigentlich doch nur gequält, forcirt, und das rechte „Animo“ wird vermißt. Da braust plötzlich ein Murmeln durch den Saal — alle Köpfe richten sich nach dem Eingange, von wo eine laute Lache aus rauher Kehle ertönte ... sie ist da — endlich, endlich! Die „Milli“ ist's! Die lange und schmerzlich Gesuchte! Aber nun ist sie da, die Königin all dieser Feste, die sich wie ein Ei dem andern gleichen, sie ist da, die Tonangeberin, gefolgt von ihrem in fünf — sechs Fiakern erschienenen Hofstaate, ihrem beständigen Cortège von Milli-Enthusiasten, und mit einem kreischenden: „Servus, keder Kadibua!“ oder „Griaß di God, alter Schippel!“ schlendert sie dem Apostrophirten ihren Shawl zu, lüftet mittelst einer derben Wendung ihr Kleid bis zur Kniebeuge, attaquirt mit der Zehenspitze einen der ersten Wählerclasse angehörigen Bauch, manchmal in besonders guter Stimmung sogar eine erlauchte Achsel — und der „Milli-Cancan“ beginnt.

Was nun folgt, läßt sich schwer beschreiben und bleibt der löblichen Phantasie meiner verehrten Leser überlassen.

Aber die Milli harrt nicht lange an einem und demselben Orte aus, ihre Pflichten rufen sie auch noch wo anders hin, sie hat z. B. in der Walhalla denselben Rummel zu sceniren, und um zwei oder auch drei Uhr erscheint sie in der That auch dort, wieder begleitet von ihrer „Ehrengarde“, und diese Garde besteht dermalen aus einem hochbetagten, reich decorirten Claverpauker, dem einst Potentaten und Künstler die künstlerische Hand drückten und der sich nun in solchen Kreisen bewegt; dann mehreren bedenklichen Roßtäuschern, Casinobesuchern und Herren, die nicht nur die Genealogie der vorzüglichsten Renner, sondern auch die horriblen Spitznamen unserer öffentlichen Damen, sowie sämmtliche Entretenue's und deren Gönner memorirt haben. Die „Unterhaltung“, wenn man den Verkehr mit den cynischesten und geistlosesten Repräsentantinnen des „schönen“ Geschlechtes so nennen darf, ist — und bis die Monotonie nicht durch eine der Eingangs erwähnten Katastrophen unterbrochen wird — allabendlich dieselbe; sie endet meist fünf Uhr Früh in einer der übel renommirtesten — Kaffeeschenken. Fi donc! — —

Soll ich weiter erzählen? Soll ich etwa gar auch noch von dem jüngsten Ableger der Cancanpflanze, dem Etablissement des „kleinen (erfindungsreichen und witzigen) Löwy“ Bericht erstatten? Ich müßte das Vorgeschriebene abschreiben . . .

Beim Heurigen.

Beim Heurigen! — Die Wiener sind bekanntlich vorwiegend ein biertrinkendes Volk und diese Inclination hat sich trotz der verlockenden Reize der weltberühmten Gaben ihrer sie fast einschließenden Rebenhügel bis zum orthodoxesten Cultus gesteigert, seitdem vor einigen Decennien die beiden Gerstensaftapostel Held und Dreher in Liesing und Schwechat ihre gloriose, reformatorische Thätigkeit begannen. Seit dieser neuen Bieraera trinkt eben Alles Bier, von der zarten Primadonna der Hofoper bis zur minderzarten Amme, vom Unterstaatssecretär bis zum Magistratspractikanten, vom protzigsten Börseparvenu bis zum Feuilletonisten eines Volksblattes, von Frl. Geistinger bis zu Frl. Stubel —

und nur in den Zwischenpausen, wenn Wien kein Bier trinkt, trinkt es Wein: Château Lafitte oder Markersdorfer, Moët, Crémant rosé oder Retzer, Piesporter oder Mailberger — oder auch „Heurigen“ — und gar besonders für letztere Species bewahrte der Urwiener von jeher ein nationales Faible, das nicht selten in blutig geschlagenen Köpfen der Parteigenossen zum begeistertsten Ausdruck kam. Der „Heurige“ ist vielleicht sogar das Bindemittel, das den Wiener inmitten der Bierschwärmerei dennoch Bacchus, dem „fröhlichen Knaben“, nicht ganz untreu werden läßt, und das ihn, wenn die „Saison“ naht, daran mahnt, daß er klimatisch, geographisch und landwirthschaftlich eigentlich an den Wein gewiesen ist, welche vitale und nationalökonomische Lehrsätze auch der biedere niederösterreichische Pädagoge Hans Jörgel mit patriotischester Gewissenhaftigkeit unablässig predigt.

Unter „Heurigen“ versteht der Wiener eigentlich den vorjährigen, mit anderen Worten den „*jungen Wein*“, der, wenn der süffige „*Most*“ seine perfide Aufgabe erfüllt und der furiose „*Sturm*“ die Herbstsaison stürmisch beschlossen, nach dieser „Sturm- und Drang“-Periode nur eines kurzen Zwischenactes zur „Klärung“ bedarf, um seine Herrschaft anzutreten und — wieder bis zur Zeit der Kelterung der Trauben als *junger Wein*, oder nach der euphemistischen und anachronistischen Abbreviatur der Wiener als „*Heuriger*“ zu regieren. Most, Sturm und Heurigen trinken und tranken aber die Bewohner (und Bewohnerinnen) der alten Phäakenstadt sammt Umgebung nicht ungerne, vielmehr gerne, ja in besonders gesegneten Weinjahren sogar mit — tödtlicher Leidenschaft.

Die Geschichtschreiber der Vorzeit, d. h. die vormärzlichen Blätter und auch mündliche Ueberlieferungen von Seite ergrauter Kenner des „Gerebelten“ und „Rieslers“ und „Schmeckerten“ wissen nämlich unglaubliche Thaten zu berichten von jenen endlosen Völkerwanderungen, wie sie z. B. im Jahre 1834 ff. nach den Vororten Wiens sich ergossen, und gegen welche die unsterblichen Bacchuszüge des herumzigeunernden, fidelen Gottes der gottlosen Alten in Nichts zerfallen. Denn die Dionysosse des B. U. W. W. sollen auf der Heimkehr von ihren touristischen Ausflügen in die specifischen Heurigengefilde nicht so melodische Anrufe wie das historische: Evoe! Eleneus! von dem einst

Indien widerhallte, ausgestoßen haben; im Gegentheile sollen die classischen Sieveringer und Grinzinger Thäler, die Hernalser Culturen 2c. 2c. von den tumultuösen Exclamationen des profansten „Schweigels" durchbraust worden sein, unter denen die getallten Solfeggien unserer vorstädtischen mütterlichen Mänaden und das Geheul der vaterländischen Pardel: der von den benebelten Kindern gepeinigten Pudel, stets am fürchterlichsten erklangen. Diese localen Bacchuszüge waren ferner auch nicht so civilisatorischer Natur, wie jene des städtegründenden Sohnes der Semele; unsere Bezirkssilenen und Satyre des niedersten Steuercensus verwüsteten vielmehr, was ihnen im Weg stand, wobei sie statt in dithyrambische Lobgesänge, in ein kreischendes „Dulliä" (der Heurige ist die Heimat des „Dulliä") ausbrachen, dem sie erst in späteren Jahren, als das sogenannte „politische Leben" in Oesterreich erwachte, das fortschrittliche „Obst hergehst zu mir!" supponirten.

Denn der „Heurige" hat immer und von jeher sein eigenartiges Publicum und nur eine „gewisse" Volksschichte bildete seine stabilen Stammgäste. Freilich machte sich dann und wann auch ein Consortium von enragirten „Weinbeißern" der besseren Stände auf den Weg und pilgerte hinaus in die elysäischen Felder Nußdorfs und des Kahlenbergerdörfels, auf jenen Etapenstationen Rast haltend, wo symbolisch „unser Herrgott die Hand herausreckt", zum Zeichen, daß es hier gut sei und man sich niederlassen möge. Aber diese sporadischen Volontärs, die sozusagen das Elitecorps unter den „Gschwandtnerzechern" waren, verschwanden in dem chaotischen Durcheinander jener wilden Karawanen, die in nachlässigster oder urwüchsigster Toilette herangestürmt kamen, auf dem occupirten Terrain unter der artistischen Leitung des Grueber Franzl, dieses unvergeßlichen Maëstro der vierzeiligen, ihre Dudler- und Trinkorgien feierten und in noch derangirterer Toilette heimwankten oder auf irgend einem Karren zur Spedition an den häuslichen Herd verladen wurden.

Beim „Heurigen" war ferners das Rendezvous der sogenannten „feschen Geister" (beiderlei Geschlechtes); beim Heurigen fanden sich die prononcirtesten Repräsentanten jenes Urtypus der Wiener ein, deren charakteristische Merkmale in meinem gelehrten „Essay" über die „Schmer" nachzulesen; beim Heurigen war der Sammelplatz jener sorglosen und leichtlebigen jungen und

alten Herren, deren Virtuosität darin bestand, all das, was sie besaßen, möglichst schnell zu „verjuren“ und zu „verhauen“; zum Heurigen kamen alle Jene, denen „a Zithern“ und „a harber Tanz“ und „'s Klanglanett“ zum Leben so unentbehrlich war, wie dem Fisch das Wasser, und denen das berüchtigte geflügelte Wort: „Verkauft's mein G'wand, i bin im Himmel!“ zum gerechten Aerger der himmlischen Heerschaaren aus dem überseligen Busen quoll. Beim Heurigen brillirten weiters jene starknervigen Exemplare aus der Gattung des schwachen Geschlechtes, die mit den schmucken Resten einer entschwundenen Costümaera: dem gelbseidenen Kopftüchel, dem schwarzen Sammtspenser und rothen Rock (also in echt germanischen Farben) angethan, den einen Fuß auf der Bank, mit der ausgestreckten Rechten das irdene Weinkrügel haltend, die neuesten Pièçen aus dem Repertoire des vierzeiligen Genres in elektrisirenden Rhythmen zum Besten gaben, wobei die Collegen und Colleginnen der Primadonna durch stylgerechtes „Paschen“ accompagnirten, welche beide Kunststücke zusammen übrigens auch noch heutigen Tages ein bemoostes Haupt unter den Jodlerinnen beim „Stadllehner“ producirt. Zum Heurigen kam schließlich auch der Kern des Wiener Volkes von den „Gründen“, der tiers état der Vorstädte „mit Kind und Kegel“ und wälzte sich mitunter, wenn er im kalten Vorfrühling oder frostigen Herbst bei besonders starkem Andrange unter der Einfahrt auf leeren Fässern Platz nehmen mußte, dafür im Sommer überwohlig im Grase.

Und inmitten des Volkes, des singenden, lachenden, trinkenden Volkes saß damals auch fast täglich der „Dichter des Volkes“, der tiefsinnige Ferdinand Sauter, der die elegischesten Lieder auf Fetzen Papier hinwarf, und der erst aufthaute, wenn's recht toll um ihn herum wurde und der „Grueber Franzl“ auf dem oftерwahnten „picksnaßen Holz“ die altbekannten Weisen spielte. Dann sprang Sauter in die Höhe, schnalzte mit den Fingern und sang wohl auch ein paar Strophen aus dem Stegreife, wie etwa die folgenden:

„Die Stiefel san z'rissen,
Der Strumpf hat a Loch,
Und da kummt am da Schuaster
Jetzt no mol so hoch!

'S G'wand, das is schleissig,
Was liegt aber d'ran;
Wann ma beim Gschwandtner
Nur eintreten kann!" u. s. w.

Im Laufe der Zeiten, der diversen politischen Wandlungen und des vierundzwanzigjährigen Disagios unserer vaterländischen Geldzeichen ist Vieles und sind auch die Menschen anders geworden. Der alte, harmlose Spaß, der sich nur des Spaßes wegen gab, ist unter den Massen längst verschwunden; an seine Stelle aber trat nicht etwa der ätzende Witz eines denkenden und kritisirenden Volkes, sondern die brutale Frivolität, die von gewissen Seiten eigens gepflegte und geförderte Zote wurde die Parole des Tages, welcher Geschmack nach den verschiedensten Richtungen sich ausbreitete, Wurzel faßte und schließlich jede gesunde Regung des Volkes überwucherte. Die Demimonde kam zur Herrschaft und wurde Modesache, liederliche Weiber wurden die gefeierten Heldinnen eines großen Theiles unserer Gesellschaft, man machte mit den kostspieligsten Maitressen förmlich öffentlich Staat und brüstete sich mit deren Besitz, elegante Etablissements gaben sich zum Tummelplatze cancanirender „Dirnen von der Straße" her, kuppelnde Regisseure fanden sich, die das Ganze in ein „System" brachten, und die moderne „Weltstadt", nach welchem Rufe wir so lange geseufzt, war fertig. Was Wunder, wenn das Volk, das leicht erregte Volk, das lustige und kurzweilige Beispiel in allen Dingen nachzuahmen suchte; wenn es ebenfalls nur Gefallen an gesungenen, gesprochenen, getanzten oder agirten Obscönitäten findet und fand, und wenn es, einmal in diese Richtung gedrängt, jedes andere „Amusement" nicht als solches, sondern als das gerade Gegentheil, als eine langweilige Folter erklärt.

Und so nahmen denn auch die meisten Unterhaltungsorte des Volkes diesen „pikanten" Charakter an und gaben sich allmählich ungescheut selbst das Gepräge als — Sammelplätze der Demimonde. Unsere lieben Volkssängerinnen, welche die „göttliche Liebe", wie sie Abends feilgeboten wird, besangen, waren die ersten Lockvögel, welche die Nachtvögel, wie ein Magnet das Eisen, an sich zogen, und diese lauschten mit ihren Cumpanen gar verständnißinnig der versificirten Veröffentlichung

der Geheimnisse ihrer Genossenschaft. Das übrige Publicum, das nolens volens zum Zeugen und Theilnehmer von derlei liederlichen Symposien gemacht wurde, lachte anfänglich dazu, nach und nach gewöhnte es sich an die unsauberen Productionen und ditto Gesellschaft, ja es suchte schließlich dieselbe auf und es fand sie leider stets und — je nach der Saison, auch überall.

Auch der Besuch des „Heurigen" hat seine Saison und auch der „Heurige" bekam mit der Wandlung aller Dinge ein neues Publicum. Die räucherigen, mit Talglichtern kümmerlich erleuchteten Stuben der „Hauer", die gleichfalls nicht auf's Comfortabelste eingerichteten Localitäten und Gärten jener historischen Firmen, wo seit den Tagen des grauesten Alterthums „Heuriger" geschänkt wurde: beim G s ch w a n d t n e r, M a n d l, G r a d i n g e r, S t a d l l e h n e r, G r ü n b a u m, W e i g l, oder auch beim „M i l l i w e i b" in H e r n a l s, oder beim S a l v i g n i und beim „H u f s ch m i e d" in D o r n b a ch u. s. w. u. s. w., waren nie Pflegestätten für Bildung und Gesittung, aber sie waren keine priviligirten Refugien der Demimonde, wie es heute so viele Heurigen-Etablissements sans gène sind. Dieses Renommé und vielleicht auch der bedenkliche Ruf der Weinqualität, welche es an manchen Orten ohne Zuziehung des Professors Kletzinsky nicht räthlich erscheinen läßt, auch nur einen Tropfen der Kehle und dem sonstigen Inneren anzuvertrauen, sind ohne Zweifel Schuld, daß beim Heurigen dermalen die Weintrinker in der Minorität, dagegen die „Hetzsucher" und was dazu gehört, in der turbulentesten Majorität sich befinden.

Wer geht heutigen Tages zum Heurigen? Nicht mehr ausschließlich die im Eingange meiner „Studie" geschilderte Sorte der „alleweil Fidelen", der drastischen Typen der unteren Schichten, der classischen Originale von den „entern" Grunden. Wohl findet man hin und wieder einen feschen Hausherrnsohn, der mit einem gleich „feschen Zeugl angebremst" kommt, und mit dem unvermeidlichen „harben" Buldogg dräuend in die Menge tritt. Wohl findet man noch in einzelnen Exemplaren das weiße „Nachtleibel" des mit der Gtier Frisur markirten „Flankerlkarl's" aus der dunkelfarbigen Masse hervorblitzen; wohl leuchtet auch von irgend einem bescheidenen Ecktischchen das

grelle Kopftüchel und das lichte „Kasettl“ (Corset) der nachbarlichen „Wäschertonerl“ freundlich herüber; wohl jauchzt noch zu Zeiten ein „Fix Diarndl Laudon!“ aus dem liebeglühenden Herzen eines Fiakers, der in sieben Minuten vom Graben „auf d'Südbahn zum Eilzug“ zu fahren gewohnt ist, an die Saaldecke; wohl kommen dann und wann ein paar Seidenzeug-Veterane vom Schottenfeld, die hier an der Wiege ihres Ruhmes Nachschau halten, ob die dilettirenden Söhne der Väter würdig seien — aber alle diese Gestalten der früheren „Heurigen-Epoche“ werden verdrängt von der Unmasse jener „Damen“ und Herren, die zu anderen Stunden an den Standplätzen der Venus vulgivaga ihr Hauptquartier aufgeschlagen.

Ein neu Geschlecht ist erstanden, auch beim Heurigen, und sogar ein neues Kellner- und Musikantenthum fungirt und producirt sich in den modernisirten Räumen. Der „blinde Poldl“ ist verschollen, der „Grueber“ ruhte längst auf seinen Lorbeeren aus, die er sich mit dem blechernen Stiefel eingesammelt, der alte Fink ist todt, die Fintin wohl auch und nur der alte Karl schlendert verdrießlich herum und servirt die „Schweinszüngel“ und das „Theilsame“ und „Abgezogene“ unter dem constitutionellen Regime zwar nicht mit derselben Bonhomie wie unter Metternich, aber mit demselben unförmigen Gehrock. — —

Nach mehr als zwanzig Jahren kam ich selbst wieder hieher. Die Atmosphäre war mit Schwefeldünsten und anderen gefährlichen Gasen geschwängert; ich trat, wie einst, auf Eier- und Nußschalen; die Ausspielerinnen, die mit „Engländern“ oder „Corsicanern“ hausirenden Invalidinnen, die Bettler und stets „vacirenden Handwerksburschen“ stießen und drängten mich wie ehedem herum, ja selbst der „Hahn“ und die großen „Weinberlkipfel“, die eben verlost werden sollten, aber wieder nicht gewonnen wurden, schienen derselbe altersmüde Hahn und dieselben altgebackenen Kipfel zu sein, die mir in meiner Jugend angepriesen wurden. Aber sonst war Alles anders geworden, und ich fühlte mich völlig fremd, wo ich freilich nie heimisch gewesen. Das kleine Orchester beging die Anomalie, den Godfroy'schen „Garde de la reine“-Walzer zu spielen, Frauenstimmen mit der anrüchigen „Abtheilungs“-Heiserkeit kreischten, ihre Begleiter zankten mit einigen unerfahrenen Gelbschnäbeln, andere „Damen“ in

Seidenschleppen eilten von Tisch zu Tisch und tranken den „jungen Herren“ (Gott sei Dank!) den Wein aus, wein- und schlaftrunkene Kinder schrieen, und in meiner nächsten Nähe gaben ein paar wüste Gesellen zum Spaße einem halbblöden zehnjährigen Kellnerbuben schallende Ohrfeigen, das Stück zu zwei Kreuzer, worauf der Witzigste der Gesellschaft unter dem herzlichsten Gelächter der „Damen“ den armen Burschen extra noch für zehn Kreuzer bei den Haaren in die Höhe zog. . . .

Ich amüsirte mich nicht. Weder die Scenerie, noch die Acteurs und Actricen und Comparsen waren nach meinem Geschmack. Ich wollte wieder einmal „Wien und die Wiener beim Heurigen“ sehen, worüber ich einst so viel gelacht und wovon man im „Ausland“ so viel Lustiges zu erzählen weiß, und ich fand, was man Nachts in gewissen Cafés ebenfalls finden könnte. Hol's der Kukuk! Wo ist wenigstens die alte „Judenpepi“, seit vierzig Jahren die erste „Dudlerin und Pascherin“ des Jahrhunderts? „Sie ist schon z'Haus gangen!“ lautete die Antwort. „Jetzt schon, um sieben Uhr?“ — „Ja, — weil's an Rausch g'habt hat!“ — — Die gute Matrone! Also auch sie! Oder soll ich diesen vorzeitigen Rausch recht verstehen? War es der Rausch eines verzweifelnden Herzens, das von einer entarteten Epoche nicht erfaßt, in seiner ganzen Größe nicht gewürdigt wurde? Wer weiß! Aber der Ignaz konnte mir keine nähere Auskunft geben und — ich wandte mich schmerzlich ab und zerdrückte eine Thräne.

Beim Trabwettfahren im Prater.

I.

Auspani — schießt er nöt —
Bleibt's a G'frött;
Haßt nöt viel.
G'hört in's Ring'lg'spiel.

(Alte Weisen.)

Ein echtes Volksfest, einen „eminent burgerlichen Sport“ wollte man vor zehn Jahren grunden, als ein Comité von Fachgelehrten des Kutschirbocks das erste Trabwettfahren im Prater arrangirte und damit zu der hochadeligen Passion vom Freuden-

auer Turf einen lustigen Pendant schuf. Wie üblich sprach man auch in diesem Falle von „Veredlung der Pferdezucht", und wie sonst noch die optimistisch-volkswirthschaftlichen Schlagwörter heißen, und erträumte in jedem Ackergaul des weitläufigen Vaterlandes schon im nächsten Quinquennium mindestens einen classischen Bucephalus, wenn schon nicht einen „Beinlstierer" oder „Millimann".

Wenn auch letztere Prophezeiung sich bisher nicht ganz genau erfüllte, so stieg doch das Interesse des undiplomirten, ahnenlosen Theiles der Bevölkerung an dem anregenden Schauspiele von Jahr zu Jahr; man stritt und ereiferte sich für und um seine Lieblinge, man ergriff die Partei für diese oder jene vaterländische Provinz und deren Abgesandte; man biß sich in die Lippen, wenn wir (noch vor Sadowa und nicht von dem Schulmeister, sondern) von einem gewöhnlichen preußischen Roßkamm vor aller Welt auf's Haupt geschlagen wurden; man jauchzte und jubelte, wenn die Revanche gelang, und behielt die Maihelden der Praterallee fast länger im Gedächtnisse, als die Märzhelden der Herrengasse.

Welche Triumphe feierten: Hofmann aus Salzburg, Schießer und Zizzelsberger aus Linz, und namentlich Bergauer aus Stockerau; wie populär wurde die Rosenwirthin, die „Sofner Lina" und mit welch' hübscher patriotischer Begeisterung sprach man von den ruhmreichen Thaten jener unvergeßlichen Zierden der untarirbaren Fiakergenossenschaft: von den Secundenkämpfen eines „Has", Wallner, Edlheim, Alt, Rinnagel! Genug, das heitere Fest war volksthümlich, wie nur Eines, und sollte diesen urwüchsigen Charakter bewahren.

Leider bekam die Sache in den letzten Jahren allmählich eine ganz andere Färbung: der bürgerliche Anstrich wurde durch den vermeintlich erlauchten Firniß gewisser Namen aus der Geburts- oder Geldaristokratie, die auch hier nicht fehlen zu dürfen glaubten, aber auch eine ganz eigene „Damenwelt" herbeigezogen, bis zur Unkenntlichkeit verwischt, und der Actionärraum wie die Concurrentenliste bestanden schließlich nur mehr aus Abonnenten des „Salonblattes". Mein Gott! Wer Geld hat, kann sogar die glorreichen „Knechte" des Wallner verdunkeln, d. h. noch exquisitere „Schießer" sich kaufen, als der „Zweihundertfünfundzwanziger" mit seinem berühmten „Zungenschnalzer" dirigiren muß.

Diesmal (Mai 1871) nahm die Sache nach langer Zeit wieder einmal eine günstigere Wendung. Von „Gawlier's" war nur ein kleiner, unabwendbarer Rest vorhanden, der aber nicht den Ton anzugeben strebte, und wenn es dem Comité in der Folge auch noch gelingt, die „Milli" sammt Anhang von der Damentribüne fern zu halten, so wird es jeder ehrsamen Bürgersfrau ein Vergnügen sein, dort Platz zu nehmen und die bravourosen Erfolge unserer kühnen Rosselenker zu bewundern.

Vor Beginn des eigentlichen programmgemäßen Wettfahrens hatten mehrere Pferdefreunde einen „Match" vereinbart. Sechs Zweispänner fuhren ab, um die Tour bis zum Lusthause und zurück zu machen. Auf zwei „Russen" (Graf Octavian Kinsky gehörig und von Herrn v. Semsch geführt) wurde viel gewettet — sie blieben zurück; während der Pferdehändler Herr Augustin mit zwei „Braunen" den Vogel abschoß und den ersten Preis (100 fl.) erhielt. Die zwei Thiere, nicht mehr jung, brauchten für die Tour nur 19 Minuten 6 Secunden. (Im Vorjahre siegte Graf Szapary mit zwei prachtvollen Braunen über Alle, denn er fuhr in 18 Minuten 21 Secunden; eine Frist, die selbst dem „Has" etwas zu kurz ist.) Die heurigen Sieger sollen (wie erzählt wurde) Eigenthum des Herrn Dibischofsky, des Rabenwirthes sein, stammen aus dem berühmten Stalle Buchan's, haben in Oberösterreich viele Lorbeeren errungen und sind „Gasselfahrer" par excellence, namentlich der Sattlige von riesiger Kraft und Ausdauer, der nur die Laune hat, nicht allein gehen zu wollen, wo er meist „ausreißt". Als Zweiter (19 Minuten 10 Secunden, Preis 50 fl.) kam Herr Zizzelsberger (aus Linz) mit einem russischen Rappen und einem baierischen Braun, herrliche Renner; und als Dritter (19 Minuten 49 Secunden, Preis 30 fl.), lärmend begrüßt, der „Has" mit den zwei polnischen Braunen des Herrn Wallner. Vor zwei Jahren brauchte der „Has" um neun Secunden langer, und er wäre diesmal vielleicht der Erste am Pfosten angelangt, aber — „unt' heb i nit glei aufi kinna und a bisl g'schreckt san's a no", meinte dieser popularste Wiener Fiaker und blies sein „Cigarrenpfeiferl" mit Würde aus.

Nun kam die Fahrt der Einspanner. Vierzehn waren angemeldet, zwei ließen sich als unpäßlich melden, und zwar:

Herrn Red's aus Linz zehnjähriger Rapphengst Orlof, der sich (von allen Kennern als Sieger im Voraus proclamirt) bei der Generalprobe Tags vorher krumm lief, und Herrn Valentin's (Kohlkreunzen-Wirth) siebenjährige Schimmelstute (auch ein Orlof), die Donnerstag Früh — durchging und erst spät Abends allein, aber kläglich abgeschunden in den Stall zurückkam. So gingen denn diesmal nur zwölf Pferde ab.

Die Fahrt ging bis zum Rondeau und waren fünf Preise (400, 200, 150, 100, 50 fl.) normirt. Zahllose Wetten wurden auf einen (Herrn Eggers aus Dänemark gehörigen) sechsjährigen Rappwallach gemacht, der, in einen niederen Gabelwagen gespannt, während der letzten acht Tage Unglaubliches geleistet haben soll. Bei der ernstlichen Wettfahrt blieb das zusammengehetzte Thier das letzte. Ebenso versprach man sich von Herrn Josef Bergauer's (aus Stockerau) „Probir-Mamsell", einer braunen Mutterstute, die mit einem elfwöchentlichen Saugfohlen auf dem Turfe erschien, große Dinge. Aber auch dieses arme Thier, von den Strapazen des Wochenbettes vielleicht doch noch nicht ganz hergestellt, erlief sich keinen Preis, obwohl es, freilich alle Kräfte einsetzend, die Tour in nur 8 Minuten 25 Secunden (!) zurücklegte — aber der letzte Preis gehörte 8 Minuten 19 Secunden.

An dem Wettkampfe selbst betheiligten sich nur Renner von bewährtem Rufe, dennoch wurden die Triumphe früherer Jahre nicht ganz erreicht, denn im Jahre 1869 errang sich Würth mit seiner Siebenbürger Stute, die nur 7 Minuten 38 Secunden benöthigte, die Palme, von jenem fast fabelhaften Erfolge gar nicht zu reden, den Sigmund Hofmann aus Salzburg im Jahre 1863 hatte, dessen „Blaßl" nur etwas über 7 Minuten Zeit gebrauchte, um beim „hohen Präsidium" wieder angelangt zu sein, während heuer die beste Ziffer 7, 48 war, die aber merkwürdigerweise zwei Pferden zufiel.

Das Präsidium erklärte deshalb, daß beide Renner sich „stechen" müssen, das heißt, die Wette unter sich nochmals zu versuchen.

Nun ging der Separatkampf los. Zuerst kam die Schärdinger Stute an die Reihe, die, noch immer stark erhitzt, die Tour noch einmal machen mußte. Große Aufregung. Die ober-

österreichischen Bauern entriren — das Bierglas in der zitternden Hand, bedeutende Wetten — die Schärdingerin geht dampfend ab, um nach 8 Minuten 13 Secunden wieder beim Pfosten angelangt zu sein. Alles drängt in die Bahn und beglückwünscht den bleich gewordenen ländlichen Groom, der auf seinem Gig finster rollenden Auges sitzt und die dargereichten Biergläser nun erschöpft — zurückweist.

Neuer Lärm. „Bahn frei! Bahn frei!“ schallte es, denn der andere Concurrent jagt bereits heran: Zizzelsberger's überdreister Bursche, der mit seinem Braun „Hans“ nochmals sein Glück probiren will und — muß. Schreiend, fluchend, die geballte Faust hoch erhebend, macht sich der tollkühne Knirps mit seinem feurigen Gespann durch die dichte Menge selbst Bahn, und ist im Nu entschwunden. Unbeschreibliche Aufregung, in der Damenloge werden enorme Wetten angeboten und galanter Weise acceptirt, die Secunden werden laut abgezählt, Alles zählt sie mit; da, kaum fort — ist er schon wieder, den Hut lustig schwingend, vor dem hochlöblichen Präsidium angelangt, welches es zum Staunen der Nachwelt in ihren Büchern verzeichnete, daß der „Hans“, ungeachtet er die Tour zweimal machte, nun nur 8 Minuten und 1 Secunde brauchte, somit überhaupt als erster Held sich erwies.

II.

„Fahrma a Gnad'n? Sö, fahrma, Sö?
Sollt i's lass'n füri schießen?
Zuckt der Schackerl 's Latseil in d'Höh',
Geht's juckerisch außi aus der Welt — auf acht Füßen!“

(Alte Weisen.)

„Der Mausfarbene is trump; schad — war a schön's Tußel g'west!“ So lautete das letzte Bulletin, das kurz vor Beginn des Fialer Wettfahrens an der fliegenden Schenke ausgegeben wurde. So fuhren denn nur elf Fialer, aber ... „eiserne“!

Wie sie heißen? Nun, es waren: der „Spaßapatl“, der „Hom“, der „harbe Bua“, der „Kratznickel“, der „Prager“ (seines Hochdeutsch wegen so genannt), der „Schnaster“, der „Wickerl“, der „klane Natzl“, der „Jud“ (sehr ökonomisch), dann zwei ohne Spitznamen, worunter der — „Has“.

Der arme „Has“! Die vielen Siege, die er schon erkämpft, waren nun sein Unglück, denn das Turf-Reglement legte ihm zwei volle Minuten als Ausgleichslast auf, die ihn erdrückten und ihn, obwohl er eigentlich den zweiten Preis sich erfuhr, doch von der Betheiligung ausgeschlossen. Als seine zehn Collegen abgingen und er am Pfosten sein doppeltes Minuten-Pönale abwarten mußte, das „Zigarl“ in stiller Wuth verbeißend, da schüttelte er den thurmhohen Cylinder auf dem Nestronkopf und rief recht kleinlaut zur Richtertribüne herüber: „Guat'n Murg'n, Herr Fischer! Is Ihna nit lad um mi? Und g'rad von die allerlängsten Minuten suchen's mir's aus, dös is do a weng'l z'hart für die Schwarzbräunl!“ — Präsident Fischer erwiderte treuherzig lachend: „Nicht um eine Viertelsecunde geschieht dem Has Unrecht, gleich kann Er abgehen: Eins — Zwei — Drei! Ab!“ — „Dla! Lass'n ma's füri!“ — „Holla hoch! Der Has hoch! Hoch der Has!“ Aber wo war der Has im nächsten Augenblicke; kaum, daß man den historischen Cylinder in der Ferne noch erspähen konnte.

Es waren bange Minuten, die nun folgten. Der sieggekrönte „Sträfling“ hat die Sympathie des Volkes sich schon längst erobert, und wenn er seine kaustischen Augen über die Menge schweifen läßt, schallen ihm hundert und tausend freudige Zurufe entgegen. Nun wirbelt Staub in der Ferne auf. Alle Blicke sind nach dem ersten Ankömmling gerichtet. „Wer ist's? Ist's der Has? Sind's die Schwarzbräunl'n?“ „Ein Schimmel ist dabei!“ „Das ist der ‚Dreihundertundsiebenundvierziger‘, der ‚Schuster‘!“ Richtig — das „Zeugl“ des Alois Alt ist das mit 21 Minuten 15 Secunden erste am Ziele. „Wo bleibt der Has?“ — Der Zweite, der Dritte, der Vierte jagt vorbei, laut begrüßt, aber der „Has“ ist noch nicht da. Endlich — der Vorletzte, die Zügel stramm in den Händen, den Oberleib halb vorgebeugt, den nie fehlenden Glimmstengel fest zwischen den Zähnen, so rast er mit den schweißbedeckten, schäumenden Thieren heran, in 21 Minuten 36 Secunden, die ihm aber mit 23.36 gerechnet werden. „I hab's ja g'sagt, daß i mit dera Zeitrechnung nicht recht füri kann! Aber macht nix, auf's Jahr fahr ma mit zwa andere! Servus, Herr Fischer!“ — Das war seine seufzendste Rechtfertigung und sein gefühltester Abschiedsgruß. —

Auf dem Wäschermädelball.

(Februar 1870.)

Die originale, reine, d. h. unvermischte „Wäschertonerl vom Himmelpfortgrund“ gehört in unserer modernisirten Aera, wie Ossian und Fingal, bereits zu den mythischen Figuren. -- Dem Gebildeten brauche ich nun nicht erst auseinanderzusetzen, daß ich mit der besagten „Tonerl“ keineswegs eine einzelne, am Ufer der Als gelebt und gewirkt habende Persönlichkeit dieses Namens meine, sondern, daß der nekrologistische Ausruf der Gattung gilt, die in Folge verschiedener culturhistorischer Processe, Truppendislocationen und der leidigen Freizügigkeit nordischer Stamme in ihrer classischen Urwüchsigkeit zu verschwinden und selbst in dem ihr vom Schöpfer als climatischen Curort angewiesenen Bezirke des Thurn nach und nach so gewiß auszusterben droht, wie der graziöse Steinbock am Monte Rosa, seiner letzten Zufluchtstätte.

Diese, für den engeren Patrioten eigentlich betrübende völkergeschichtliche, statistische Wahrnehmung machte ich auf meiner jungsten wissenschaftlichen Expedition, als ich nach langer Zeit wieder einmal das Plateau von — Lerchenfeld betrat, wo ein, vermuthlich usurpatorisches Consortium von halbinvaliden „Pascherinnen“ und Jodlerinnen im Thaliasaale den historischen „Wäschermadelball“ in Scene setzte. Das „Fest“ fand unter dem offentlich avisirten Patronate der alten „Erhartin“, der artistischen Leiterin der Hernalser Dudlerlampse statt, aber die eigentliche Regisseurin, die Präsidentin des Ballcomité's, die Protectorin dieser Gesellschaft unadeligster Damen, war doch wieder „sie“, sie, deren Namen ich nur ungern nenne, die aber eben nicht leicht zu ignoriren, da sie fast uberall zu finden und dort, wo sie zu finden, unstreitig die intellectuelle Urheberin der „Festordnung“ und des nachtlichen Programms ist. Ich meine namlich die leidige — „Fiakermilli“.

Ja, sie prasidirte und regierte auch diesmal. Und Mitregent war wieder ihr medicinischer Ritter, ihr Cuna Marfori, jene Zierde seiner Facultat, der den grauen Glatzkopf ob solcher Bevorzugung mit Stolz zu wiegen und — wenngleich als Reprasentant der

ernstesten Wissenschaft — doch auf's Loyalste zu lächeln und in der Weihe des Augenblickes den leutseligsten Cancan zu tanzen versteht. Und da die „Milli“ (sprich „Milih“) die Favorite des Balles war und in einem hochrothen Kleide zu erscheinen beschlossen hatte, so war selbstverständlich „Roth“ die Farbe des Abends und die Tänzerinnen erschienen par faveur in der Lieblingsfarbe der Gefeierten, d. h. mit gleichrothen Abzeichen geschmückt, und manifestirten sich darnach mit den (seidenen) rothen Kopftüchelchen und (seidenen) rothen Schnürleibchen oder (seidenen) rothen Schürzen als die getreuesten Sclavinnen ihrer verehrten Gebieterin, die denn auch mit siegestrunkenen Blicken durch die Reihen ihrer männlichen und weiblichen Vasallen schritt.

Das aber war der Selbstverleugnung, der sozusagen freiwilligen Entäußerung des eigenen Ich, der geistigen Expatriirung von Seite der Hungelbrunner Balletensen noch nicht genug. Sie begingen die ungeheuerliche Anomalie, zu den koketten Kopftücheln anachronistische Rococo- und „Geistinger-Perücken“ zu tragen oder mit Haarpuder die aufgethürmten Wellenscheitel und riesigen Chignons zu bestreuen, ja selbst Goldstaub in ihren phantastischen Haarbau zu thun und durch solch lächerlichen Costümfrevel, solch bezirkswidrige Geschmacklosigkeiten die Toilettetradition aller Einwäscherinnen der Welt und jener vom Althan insbesondere über den Haufen zu werfen.

Beim Anblick dieser Standesmaleficantinnen erfaßten mich die Schauer unendlicher Wehmuth und ich gedachte mit Rührung der historischen Gestalten aus besseren Tagen, die im strenggläubigsten Cultus der angestammten und überlieferten Tracht: in den kurzen, gesteiften Röcken, dem schwarzen Sammtspenser mit Perlmutterknöpfen, dem grell getupften Halstuch und ditto Kopftüchel, letzteres zu einer primitiven Gugel, aber mit genial flatternden Zipfen verschlungen, dann mit den einfachen, mittelst Schweinschmalz geglänzten Originalscheiteln und Flechten, und schließlich mit den energisch geformten, scharf benagelten „Kothstiefletten“, die sowohl für den Steirischen und Landler als für den Heimmarsch paßten — bei der „schönen Schäferin“ oder bei den „Lerchen“ alljährlich ebenfalls ihre Ballnacht feierten und in Terpsichoren's Künsten sich übten. Und ihre Partner, mit denen sie auf dem schlecht gehobelten Parquet erschienen, waren keine geschniegelten und

pomadisirten Stadt-„Gschwufen", keine Pseudo-Amanten oder Vice-strizzi, es waren ihnen ebenbürtige Geschäftscollegen, gleichfalls „Kinder vom Grund", die die Woche über als thätige Gehilfen fungirten und deren ehrbar Handwerkzeug: die „Wäschkluppen" im blauen Vortuch oder die „Schubkarrenbandeln" über die Achseln, sie sogar mit einem gewissen Stolz erfüllte.

Wenn dann ein solches urkräftiges Paar zu tanzen begann, da flüchtete Jeder, der ein Hühnerauge im Stillen sein nennen konnte, aus der gefährlichen Nähe und die Dielen erdröhnten ob der martialischen Entrechats. Und wenn das Paar vom „Wirbelwind der Leidenschaft" erfaßt, den neuesten Vierzeiligen intonirte und einen schrillen „Dudler" an die Saaldecke schleuderte, da fielen auch die Uebrigen ein, um mit „geübten Stimmen Chorus zu singen" und das Fest hatte seinen Höhepunkt erreicht. Wehe, wenn in solch feierlichen Augenblicken ein witzelnder „Stadtherr" sich erkühnte, an die üppigen Formen einer solch schneidigen Roßauer-Primadonna zu streifen oder ihr etwa gar vermeintlich „schmeichelhafte Anträge" zu machen. Ein Wolkenbruch von Kernsprüchen, wie sie nur der deutsche Sprachsatz Lichtenthal's und der „Wiesen" birgt, ergoß sich blitzschnell über sein Haupt, worauf der Unvorsichtige viribus unitis an die Luft gesetzt wurde.

Die Scenerie und die Acteurs von derlei vorstädtischen Ballfesten sind heute, wie so Manches, anders geworden. Die scharfgezeichneten Charaktere und Volksfiguren, die classischen Typen aus gewissen Schichten verblassen bis zur Unkenntlichkeit und ein entarteter Nachwuchs ist seiner gediegenen, ehernen Ahnen unwurdig. Die Rasse ist degenerirt, wir haben kein Vollblut mehr, sondern nur Mischlinge. Und demgemäß entbehren denn auch die in den Annalen Wiens ruhmvoll verzeichneten Faschings-Saturnalien einzelner Stände und Zünfte schon längst ihres notorischen Chics und ihres eigenthümlichen Parfums, und wie es keine „reinen" Fiakerbälle mehr gibt, so gibt es keinen purificirten Wäschermadelball mehr, so glorreich auch die Geschichte seiner Vergangenheit ist.

Unter den gegebenen Verhältnissen ist die Sache jedoch erklärlich. Wo die „Milli" den Vorsitz führt und Hof hält, da kennt man das Gefolge, den Anhang, den minniglichen Cortège und die saubern Genossinnen. Der weibliche Stab ihres Haupt-

quartiers ist aus den markantesten Zöglingen der Walhalla ꝛc. zusammengesetzt und die Schaar ihrer Ritter, Reisigen und Knappen aus den Jahresabonnenten dieser — Anstalten recrutirt. In der Pheripherie dieses lärmenden Trosses gedeiht nun wohl nichts Anderes als die Sumpfpflanze der Zote, die ihre Wurzeln in immer weiteren und weiteren Radien ansetzt, bis die gesammte Gesellschaft in dem Gestrüppe sich gefangen sieht. Freilich liegt an dem Gedeihen einer Versammlung nicht viel, die das Präsidium solchen Händen anvertraut und der vielleicht gerade bei diesem Arrangement . . . cannibalisch wohl ist.

Der Wäschermädelball! Welch bittere Ironie! Wer war im Stande, aus der Unmasse von Grabennymphen die veritablen „Ladernymphen“ herauszufinden? Wem gelang es, in dem wirren Trubel der „Maschkerirten“ die Spreu vom Weizen zu sondern, und wessen Gemüth war aber auch so gläubig, selbst in den ungewaschenen „Debattärs“ und Jockey's, die sich herum- und herandrängten, waschlustige Jungfrauen vom Brünnlfeld und den angrenzenden Revieren zu erblicken? Wohl waren einzelne, und zwar plastisch-robuste Priesterinnen der Laugenessenz, des Bleichpulvers, der „Waschblau“ und der „Erdäpfelstärke“ vorhanden und verbreiteten in der widerlichen Moschusatmosphäre einen fast wolthuenden Seifwurzelgeruch, aber sie waren offenbar in der Minorität und konnten die Alles, so auch hier überwuchernde ausgesprochene Demimonde nicht aus dem Felde schlagen. Und wozu auch, wenn sie sich so hübsch mit ihr melirten und sie sogar in den dümmsten Haarpudermoden täppisch nachäfften?

Dieser Mißgriff des Ballcomité's, der schon im vorigen Jahre geschehen, rächte sich heuer insofern, als die „Gawlier“ ausblieben. Nicht, daß eine specielle Sorte Wiener Blaublut die Tummelplätze der Viertel-, Achtel- und selbst Zweiunddreißigstel-Welt aus Princip flieht; nein, aber diese p. t. Herren gehen von dem richtigen Grundsatze aus: Wozu in die Ferne (bis Lerchenfeld) schweifen, wenn man — die Geschichte allabendlich in der nächsten Nähe haben kann? Und so ist es. Denn wenn auch die Alinka (leider im Vereine mit einem krankhaft bleichen neunjährigen Mädchen) G'stanzeln sang, die „Zwicker Marie“, die „G'schwandtner Nettl“, die „Schuster Lottl“ ꝛc. ꝛc.

abwechselnd jodelten, ein paar „laute“ Fiaker kunstvoll pfiffen und paschten, und das Katzenberger-Quartett die „Allertiefsten“ zum Besten gab, kunstgeübte Augen und Ohren konnten sich doch nicht verhehlen, wem der Abend gehöre.

Es gibt keinen ureigentlichen „Wäschermädelball“ mehr. Mag bei dieser schmerzlichen Nachricht der Localchronist auch sein Haupt verhüllen, mag er fürder das Blatt, auf dem die carnevalistischen Triumphe der feschesten „Waschtrogtonerln“ zu verzeichnen, leer lassen oder vielmehr mit einem schwarzen Rande umrahmen, mein kritisches Gewissen gebietet mir, dieses trübselige Factum allseits kund und zu wissen zu machen. Und wer etwa an meiner Infallibilität zweifelt, oder mein neuestes Dogma belächelt, dem hätte ich gewünscht, in jener Nacht zwei Männer zu beobachten, die mit Kennerblick die Herzen und Nieren eines jeglichen Publicums zu prüfen gewohnt sind. Ich meine die Herren Eckhard und Pirringer, die beiden Jodlermatadore. Wie zwei Jeremiasse auf den Trümmern einer untergegangenen Periode saßen sie einsam bei einem Glas Wein und starrten, in Träume versunken, vor sich hin. „Ist das ein Wäschermädelball?“ frug ich sie. Sie schüttelten schwermüthig die Häupter und seufzten. Nun wohlan, so hört meine Prophetie: Es gibt in aller Ewigkeit keinen „Wäschermädelball“ mehr, und es ist vielleicht sogar die Zeit nicht ferne, wo in Folge der fortschrittlichen Entwickelung des Maschinenbaues und der richtigen Benützung der Dampfkraft die Wäschermädeln selbst als supernumerär, d. i. überflüssig, entfallen und allmählich im gesellschaftlichen Status gänzlich „aufgelassen“ werden. Darum:

Weint Troer, weint!
Uebt Euer Aug' in Thränen!

Auf dem Fiakerball.

I.

(Februar 1868.)

So ist denn auch über den „Wiener Fiaker“ — wenn gerade nicht das Jahrhundert, so doch die „Epoche“ ernüchternd hinweggegangen und aus dem „lauten Wandel“, wie sie sich

gerne nannten, ist eine anständige Genossenschaft zwar noch immer lebenslustiger, aber außerordentlich solider . . . „Geschäftsmänner“ geworden.

Der Fiakerball! Was umschloß dieses Wort Alles noch vor ein paar Jahrzehnten! Welche Fülle von kaustischem Humor lachte Dir schon bei dem Gedanken entgegen, daß die Repräsentanten des „harbesten“ Wiener Witzes sammt und sonders hier beisammen zu treffen seien und sich in vollster Ungenirtheit und Ureigentlichkeit geben werden!

Es gehörte zur Ehrenaufgabe der tonangebenden Männerwelt, zum Fiakerball „geladen“ zu werden. Der „Knackerl“, der „Schackerl“, die „Wurst“, der „Spinatsch—r“, „'s Rostbratl“ u. s. w. u. s. w., wie die Dirigenten vom Bock mit ihren Spitznamen am Wienerplatze intabulirt gewesen, waren versichert, daß ihr „Baron“, ihr „Graf“, ihr „Fürst“ erscheinen werde, und sie erschienen auch. — Die Habitués der Ecksitze, die Helden vom Turf, die goldene Jugend, die Matadors der Börse fanden sich an einem solchen Abende regelmäßig ein und ein Fiakerball zählte unter seinen Gästen oft mehr Cavaliere, als eine Vorstellung von Grillparzer's „Sappho“.

Und wie floß der Champagner in Strömen! Und wie schmuck war der Anblick des weiblichen Ballcontingentes. Die „Frau Mutter“ mit „dem Hals Perlen“ und die Töchter in naivster vorstädtischer Toilette. Und lustig ging's her, und fidel und — „laut“!

Es ist nun anders geworden. Der Fiaker von heute ist nicht mehr der Fiaker von damals, wo er noch mit „seinem Baron“ eins war: Zwei Seelen und ein Gedanke! — Der Fiaker von heute hat den, sozusagen, „Reiz“ seiner Urwüchsigkeit eingebüßt, er ist durch den „Comfortablekutscher“ um den Weltruf des Wiener Kutschirtalentes gebracht worden, es pfuschten ihm Stümper in sein ruhmvoll betriebenes Handwerk, und, blasirt und überdrüssig, leistete er schließlich sogar auf seine herkömmlichen Prärogativen, auf die Attribute seines Standes und seiner Würde Verzicht, was ihn einst mit Stolz erfüllte, weist er heute mit Entschiedenheit zurück: — er hat keinen „Spitznamen“ mehr!

Ja, so unglaublich und fast tragisch es klingen mag, der moderne Wiener Fiaker führt keinen „Spitznamen“. Er zehrt

mühsam von dem Rufe seiner „Nummer" und seines bürgerlichen Namens und das ist sein Alles. Ist das nicht wehmüthig? Ist das nicht — langweilig für einen Wiener Fiaker? Und so haben und kennen wir denn nur mehr die „Waldbauer's", die „Breit's", die „Alt's", die „Edelheim's", die „Saurer", die „Herndl's", die „Maurer", und wie die ganz ehrenwerthen Herren der Zuckergilde heißen, aber wir haben keine „Blutzerbirn", keine „Warzen", keinen „Brustfleck", keinen „Pagatl" und keine „Umurken". — Die „Geschichte", d. h. die Localchronik des Wienerpflasters bewahrt zwar noch durch die Ueberlieferung der hervorragendsten Thaten diese Kernnamen in ihrem goldenen Ehrenbuche, aber von den neuzugewachsenen Helden heißt es nur: „der Maurer ist in 59 Minuten von Baden bis zur Matzleinsdorferlinie gefahren", weiter nichts. Wie simpel, wie dürftig! —

Diese trüben Gedanken beschlichen mich auf dem jüngsten Fiakerballe. Wo waren die „Spitzen der Gesellschaft"? Die Koryphäen unserer Salons? Die Herren aus der Herrengasse? Wo war Er und dann Dieser und Jener, die doch sonst nie und nirgends fehlten, wo eine bürgerliche „Hetz" zu erwarten? Wo waren die notorischen Fürsten und Grafen der Fiakerbälle, die Grafen „Pepi's", die Fürsten „Franzl" und „Schani" u. s. w.? Sie glänzten durch ihre Abwesenheit.

Als ich den prächtig erleuchteten Ballsaal betrat, zu dessen Ausschmuckung Herr Zobel seine besten Gedanken opferte, fand ich ein furchtbares Gedränge, aber auch — eine „gemischte Gesellschaft", d. h. nicht den Typus des „Fiakerthums" allein, sondern mit viel — fremdartigem Elemente vermengt. Man tanzte, soviel es das Gewoge zuließ, man walzte und polkte und arrangirte Cotillons und Quadrilles und aß und trank und das war Alles! —

Als nun nach Mitternacht die unheimlichste Solidität den höchsten Grad erreichte und beinahe unausstehlich wurde, da raffte sich in einem fühlenden Busen das empörte Gefühl des Selbstbewußtseins auf und es erhob sich die „Lady Patroneß" des Balles, die unvermeidliche „Milli" und schritt im rauschenden, blauseidenen Schleppkleide, mit der „Freundin Tini" zu einem Seitentischchen, wo ein uralter, in den (Jodler-)Schlachten beim

„G'schwandtner" ergrauter Fiaker sein Zelt aufgeschlagen und ließ sich dort nieder.

Diese Niederlassung der „Miltschi" mußte etwas bedeuten. Alsbald fand sich auch die Elite der Fiaker an diesem Platze ein. Die „Musikanten" erschienen und mit ihnen der unvergleichliche Jodler Eckhard und — nun erst erhielt der Abend seine eigentliche Färbung, seine Weihe, denn — die Milli begann zu singen!

Was sie sang? Die „allertiefesten Tanz'"! Sie sang mit ihrem bekannten, vom Kleinschwechater stark angehauchten Mezzosopran die packendsten Vierzeiligen, sie sang, daß dem „Volksfreund", wie dem Antagonisten desselben, ihrem Leibpoeten, das Herz im Leibe gewackelt hätte. Nun kannte das Entzücken keine Grenzen mehr. Hochbetagten Männern glänzten die Augen in Freudenthränen, und zwei erprobte, vom „Dulliä-Standpunkte aus" zu bewundernde „Dudler" sanken sich unter dem begeisterten Ausrufe: „Kumm her, alter Raubersbua!" vor Rührung in die Arme und weinten lange.

Der schöne Sieg der Milli ließ die übrigen Talente nicht ruhen. Der „Zweiundachtziger" aus der Regierungsgasse, der berühmteste Pfeifer vielleicht Europa's, hielt seine zwei mittleren Finger an die Lippen und pfiff. Er pfiff die schwierigsten — „Variationen", und zwar mit einer Tonreinheit, wie ich sie nur etwa bei — Ole Bul fand; der „Maurer-Michl" und der „Laut-Schan'" sangen die kühnsten „G'stanzeln" in jenem urwüchsigen Rhythmus und mit jener prononcirten „Verlichtenthalerung", von welcher Richard Wagner selbst in seinen „Meistersingern" nicht die leiseste Kenntniß verräth. Die „Tanzerl-Lenerl" und noch einige Primadonnen vom „goldenen Fassel" sangen — Alles zum Besten der Witwen und Waisen verunglückter Fiaker — die elektrisirendsten „Schnadahüpfeln", und das dicht geschaarte Auditorium sang mezza voce mit.

In dieser kunstbegeisterten Stimmung, in diesem schönen Enthusiasmus für das „g'wisse Eiserne" und das „Husarisch-Tartarische" konnte natürlich vom Tanzen nicht viel mehr die Rede sein, einzelne Versuche wurden vom „Milli-Hofstaat" nur mitleidig belächelt und selbst der „fescheste" Tänzer des Abends, der „Vierhundertneunz'ger" vom Mehlmarkt, konnte mit

seinen getroffenen Engagements nicht mehr ganz reussiren. Der Rest der Nacht gehörte der Milli.

Warum der Fiakerball trotzdem sein altes Renommée heuer nicht erreichte, warum er trotz der Anwesenheit vieler „vier Stock hoher Hausherren“ doch nicht recht „eingeschlagen“, warum er trotz einiger wirklich hübscher Tänzerinnen und theilweiser Entfaltung der unglaublichsten körperlichen Reize, sowie recht geschmackvoller Masken doch den speciell-originellen Gout, sozusagen, den Parfum der einstigen „Fiakerbälle“ vermissen ließ? Ich weiß es nicht. Vielleicht ist eben der — „Milli-Cultus“ schuld daran.

II.

(Februar 1869.)

Ich gebe meinem Berichte ungern den obigen Titel, denn er enthält eine Lüge. Das in Zobel's (geschmackvoll decorirten) Localitäten abgehaltene Ballfest war nämlich kein „Fiakerball“, wie ihn die Chronik des Wiener Lebens aus früheren Decennien kennt, sondern — gleich offen und ehrlich beim rechten Namen genannt, abermals und wieder nur: ein „Milli-Ball“. Es waren zwar ein paar Hundert Fiaker mit ihren ganz ehrenwerthen Frauen und Müttern und Schwestern und Töchtern und — „Zukünftigen“ erschienen, nebstbei auch einige Patrizierfamilien von den „entern“ Gründen, in Sammt und Seide und kostbarem Pelzwerk, allein das Gros der Anwesenden war das bekannte „Ob schön, ob Regen“ Publicum aus den Sperlräumen und stand unter dem despotischen Einflusse der bereits patentirten Beschützerin des Balles, der unvermeidlichen Emilie Wagner, auch Turetschek, auch „Fiaker Milli“ genannt, die mit ihrem ganzen männlichen und weiblichen Anhange wieder kam und den Ball jodelnd und cancanirend in Beschlag nahm.

Schon im Vorjahre sprach ich mein „Bedauern“ aus, daß die Fiakerbälle überhaupt ihren urwüchsigen Charakter nahezu eingebüßt und im „Milli-Cultus“ ihres eigenthümlichen „Reizes“ verlustig geworden. Heute ist wohl kein Zweifel mehr darüber, wem zu Ehren alljährlich dieses „Fest“ abgehalten wird. Mögen die betrübten Witwen und Waisen der lustigsten Genossenschaft immerhin dabei einen erklecklichen Gewinn anzu-

hoffen haben, dennoch ist's längst kein „Fiakerball“ in des Wortes „honett-fidelster“ Bedeutung mehr, sondern, wie gesagt, ein „Milli-Ball“ und heut über's Jahr sind wir vielleicht schon so weit vorgeschritten, daß wir gleich zu Beginn des Carnevals, wenn wir das Repertoire der fixirten großen Ballfeste publicieren, ungenirt sagen können: am Aschermittwoch gibt die „Fiaker-Milli“ beim Zobel „ihren“ Ball.

Die „Entartung“ der Fiakerbälle datirt übrigens bereits um einige Jahre zurück. Von dem Augenblicke an, als die trotzig geschlossene Phalanx der Fiaker sich selbst in zwei gegnerische Lager spaltete und die Moderados, welche am „Landler“ festhielten, von den Progressisten, die sich für's „Schieberische“ erklärten, total auf's Haupt geschlagen wurden, und man, um eine Versöhnung zu Stande zu bringen, auch den noch von beiden Parteien gepflegten „Deutschen“ den Anforderungen der Neuzeit opferte und sich den gemeinsamen Regeln der modernen „Quadrille“ unterwarf, da war's auch um die Originalität des Fiakerballes geschehen. Der „Gummilasti-Franzl“ im schwarzen Frack, „sein' Kathl“ in blauseidener Schleppe — Beide in zierlichen Solis sich abschwitzend, es war eine Ungeheuerlichkeit, eine Anomalie, eine Geschmacksverirrung ohne Gleichen und ein Selbstmord des „Fiakerwesens“, den der Moloch der Cultur auf seinem Gewissen hat.

Um nun, da der Fiaker auf diese Weise mit seiner Vergangenheit, d. h. seinen specifischen Sitten und Gebräuchen, brach und seinen „Chic“, sein „air“ freiwillig in den Schmelztiegel der glättenden Modernisirung warf, und nicht mehr original sein wollte, sondern in der universalen Flachheit nur sclavisch mitthat; um nun, sage ich, dennoch auf der „Höhe“ der Zeit und des herrschenden Tones zu bleiben, konnte dem Fiaker auch die Quadrille und der Cotillon nicht mehr genügen, und er schwur ebenfalls zur Göttin des — Cancans. Hier aber, das fühlte er, war's mit seinem Talente „Rest“, er und sein „Madl“ waren zwar „fesch“ und anstellig und flink, doch für den Cancan waren sie nicht geschaffen, den Koryphäen von Althan, Hungelbrunn und Lichtenthal fehlte die nöthige Agilität und um die nöthige „Hetz“, die „Gaudi“ doch mitzumachen, mußten sie die Sperlianer und Sperlianerinnen zu sich herüberziehen, mit einem Worte: mit der ausgesprochenen Demimonde sich verbinden.

Ob diese Allianz den ehrsamen Fiakerinnen gefällt, ob sie in dieser Gesellschaft sich heimisch fühlen — ich weiß es nicht; mir kamen sie wenigstens sehr kleinlaut und mißgestimmt vor, und als sie sahen, daß sie das Terrain verloren und die Aufmerksamkeit der gesammten Ballgäste sich nur in der Huldigung für „dö kecken M . . sch . r" concentrirte, da „frotzmaulten" sie sicht- und hörbar, und ein resolutes Wäschermädel sagte zu ihrem „Gspan" sogar ziemlich laut: „Wannst no a anzigs Mal mit dem Sperls . tz . n tanz'st, kriagst a sieben Pfund schware Dachtl, daß D' das Firmament beim Z'ausfahren für a Schabrack'n anschau'n mußt. Schamts eng Alle mitanand!" Hätte dieses Wäschermädel ihre Wiege nicht an den Ufern des Alserbachs stehen gehabt, sie wäre vielleicht eine „Mutter der Gracchen" geworden.

Nun „laut" und nach gewissen Begriffen „fesch" ging's beim Zobel wirklich „awa". Dann und wann war's jedoch auch „eisern", schon „a so", und als der alte Brat (Breit) mit der Weiserin dudelte, da breitete der heitere „Genius des Fiakerthums" einen Augenblick seine Fittige über die Häupter der noch nicht vollends innerlich Gesunkenen, ein markdurchdringender Juchazer, ein Aufschrei fanatischer „Genossenschaftslust" schlug an die Wände, hundert glänzende Cylinder und fünfhundert schäumende Bierkrügel wurden geschwungen, die ganze glorreiche Geschichte der unsterblichen Fiakerthaten des Alterthums, d. h. der Zwanziger und Dreißiger Jahre zog vor den Augen des nicht gerade rühmlichen Nachwuchses vorüber und mahnte die etwas lockeren Söhne, ihrer herrlichen Väter eingedenk zu sein und nicht bis zum „Millistrizzi" sich selbst zu degradiren. Aber es währte eben nur einen Augenblick – die „Milli" mit der „neuchen" Freundin, der „Resel" (man sagt, sie sei ihre Schwester) stürmte daher, und mit der kreischenden Frage: „Was gibt's denn da? occupirte sie rasch das Schlachtfeld, und die Nacht und der Ball gehörten ihr.

Es waren nämlich nebst der Milli und ihren sämmtlichen „Freundinnen" und deren — Louis', auch eine Anzahl „noblichte Stadtherren" erschienen, jene blasirten Wüstlinge, deren abgespannte Nerven nur mehr von dem Moschusgeruch der schlammigsten Frivolität in eine gelinde Thätigkeit versetzt werden können. Dann beehrten das „Fest" auch ein paar wirklich blaublütige und sogar eine blaublütigste Durchlaucht. Diese Spitzen der Gesellschaft,

welche von so außerordentlich liberalem Geist angehaucht, daß sie in feinster Balltoilette mit gelben Glacés, der Camelie im Knopfloch und dem Claque unter dem Arme, bis zur Fünfhauser Bierhalle herabstiegen, mußten natürlich auf's Beste unterhalten werden. Wer aber konnte das anders, als die „Milli" und die „Resel"? Man fuhr den Herren unter die Arme, man zupfte dem Einen (einem bekannten Ballettseladon) am freiherrlichen Barte und klopfte dem Andern auf sein fürstliches Glätzchen, man zerrte und stieß die illustren Gäste unter lautem Gelächter hinab in die Räume der Sängerhalle, man ließ sich an einem Tische nieder, das Katzenberger'sche Streichquartett und die berühmten Jodler Eckhard und Pirringer wurden herbeigezogen, um die Gesellschaft „anzustrudeln" und „anzududeln" und — nun ging der Spectakel (zu Gunsten der Witwen und Waisen der Fiakergenossenschaft) an.

Der Tanzsaal leerte sich im Nu und Alles drängte in die tiefer gelegene Halle und umstand, eine undurchdringliche Masse, den Celebritätentisch, an dem die Milli Hof hielt und die „Tanz'" angab, die losgelassen werden sollten.

Es ist nun allerdings wahr, daß diese dudelnden „Meistersinger" ihr Bestes gaben, daß Eckhardt-Rubini und Pirringer-David die Dulliäverständigen mit dem bravourösesten Umschlag zu begeistern wußten; es muß ferners bestätigt werden, daß die Jodlerdilettanten: die Herren Breit Karl, Mühlsteiner, Laut-Schan und Schmid, der Pfeifervirtuose Kornpetz und die Wäscherin Alinka mit ihrem himmelanstürmenden Dudler im edelsten Wettkampf bestrebt waren, die Ehre des engeren Vaterlandes, respective den Ruf der „Graslтanzbezirke" zu retten, und daß ihnen dieses auch meisterlich gelang, aber — erlaube ich mir sowohl die ehrenwerthe Fiakergilde, als auch die „Honoratioren" jenes Zirkels zu fragen: Bedurfte es, um das „Wiener Leben" von der „dudelnden Seite" kennen zu lernen, der Direction der „Milli" und der „Resel"? Genügten nicht die historischen Matadore in diesem Genre aus der Fiaker- und der ihr assimilirten Wäscherinnenbranche? Mußten auch andere Elemente recrutirt werden, um den „harben Ton" einer gewissen Volksschichte zum prägnantesten Ausdruck zu bringen? Fast scheint es, daß es in Wien bald ohne die „Millispecies" nie und nirgends mehr geht.

Doch dieses Dudlerfest war nur der Anfang der Hetze. Was nun folgte, läßt sich nicht gut beschreiben. Man stürmte in den Tanzsaal. Die Milli schrie in ihrem unnachahmlichsten Patois um „a Gadril"! Es wurden Colonnen formirt und während ein Theil (darunter sogar Herr Zobel sammt seiner üppigen Gemahlin) eine regelrechte Quadrille tanzte, begann das überwiegende Sperlcontingent den ausgelassensten Cancan. Nun flimmerte es vor den Augen von rothen Strumpfbändern; einem bekannten Arzt, der meist nur mit einer geheilten Patientin in die Oeffentlichkeit tritt, wurde seine Glatze von der Milli'schen Zehenspitze arg attaquirt, ein adeliger Bauch beinahe eingestoßen, der Saal verfinsterte sich von den fliegenden Kleidern und Unterröcken und den von den Tänzern in die Höhe geschnellten „Damen" u. s. w. Das Ganze nahm sich recht — — phantastisch aus, aber ist das ein Fiaker-Ball?

In diesem tollen Sperltrubel verschwanden natürlich die einzelnen choreographischen Leistungen der notabelsten Fiakertänzer und ihrer „mudelsauberen" Partnerinnen. Ob dem Alt-Poldl oder den drei Waldbauern, dem Saurer oder den beiden Wallnern, dem Baron-Schackerl oder dem Mesner, den drei Kahnl'n von Hernals oder dem Pankraz Schani (auch Müllischani genannt), dem Rinnagel (Schneiderschackerl) oder dem Brat die Palme des Abends gebührt, wer konnte das bestimmen, sie verschwanden in dem lärmenden Troß der frivolsten Bacchantinnen.

Und das war herzlich schade, denn eine Menge prächtiger, urkräftiger und urwüchsiger Gestalten (beiderlei Geschlechtes) lieferte als Ballcontingent gerade der Fiakerstand. Einigen bemoosten Häuptern, welche sich für diesen „Ehrentag" auf's Möglichste herausputzten und nach alter Fiakersitte mit einer nagelneuen, silberbeschlagenen Meerschaumpfeife erschienen, machte das rüde Treiben dieser Rotte Korah viel Unbehagen, das aber in seiner ganzen Größe erst mit den fast erhabenen Worten sich kundgab, als ein Kutscherveteran seiner „Alten" sagte: „A sauberer Ball, das! Hätt' i g'wußt, daß die G'schicht so is, wär' i meiner Seel' lieber nach Schellenhof g'fahren, obwohl ma der windvadrahte Seidenpperl nur zwa Gulden hat geb'n woll'n!" — Um zwei Gulden nach Schellenhof! Man muß diesen (wenn auch verspäteten) Entschluß zu würdigen wissen!

Bei den „Jodlern“.

(October 1870.)

Dank der specifisch preußisch gewordenen „Vorsehung“ fiel endlich auch Metz. Die paar Drähte, die uns der letzte Orkan gelassen, zitterten noch von der furchtbar-freudigen Kunde, und eine ungeheuere Aufregung bemächtigte sich selbst der alten, vielgelästerten Phäakenstadt. Was nun? Diese paar Worte hingen an Aller Lippen. Was nun? So frug Jeder, der überhaupt eine Frage an das Schicksal zu stellen die — Befähigung hat. Was nun? Ach, so fraget doch das Consortium „Roon-Bismarck-Moltke“!

Die vier Wände, in die mich mein Beruf gezwängt, erdrückten mich fast, ich eilte in's Freie. Aber auch das Gewoge in den Straßen machte mich schwindelig, und es war mir deshalb die Einladung eines Kutschers, der mit den so ziemlich allgemein gehaltenen Worten: „Fahr'n m'r 'naus?“ den Wagenschlag öffnete, willkommen. Ja, hinaus! —

Wie konnte ich ahnen, daß am Abende des 28. October 1870, nach dem Falle Metz', das Wort „Hinaus“ bei einem großen Theile der Bevölkerung Wiens nichts Anderes bedeuten könne, als: — hinaus in die „Schottenfelder Bierhalle“, wo unter der artistischen Leitung des „Schoinz-Poldl“ ein großes Jodler-Fest abgehalten wurde, bei welchem nebst einer legalen Dudlercompagnie auch einundzwanzig Privat-Dudler und Dudlerinnen (darunter Namen von künstlerischem Klange, wie die „Schwoma-Elis“, die „Guarbusch-Leni“, die „Meibeck-Nettl“ und der „340er“) sich vor einem Areopag der schärfsten (respective harbesten) Kritiker mit den gewichstesten Schmalkrämplern hören ließen und um „Ehrenpreise“, die die Direction im Namen des Vaterlandes ausgesetzt, mit „himmelhoch jauchzenden Ueberschlägen“ kämpfen sollten! Nichts ahnte ich, aber als ich an dem Turnierplatze der dilettirenden Meistersinger (beiderlei Geschlechtes) ankam, da merkte ich erst an dem tumultuarischen Andrange des kunstsinnigen Publicums die Bedeutung des Tages, und fast beschämt über meine Unkenntniß der wichtigsten Localereignisse, drängte ich mich durch die athemlos

lauschende, leuchtenden Auges harrende, festgekeilte Menge begeisterter Dulliä-Verständiger.

Und Alle waren sie da! Nicht Einer und nicht Eine fehlte. Die Blüthe der Gründe saß vor den perlenden Krügeln und dampfenden „Nierenbraten“. Die Classiker im „Hak'lzieg'n“, die Matadore im „Paschen“, die Toreadore der „Faustkämpfe“ an der Roßauerlände und Siebenbrunnerwiese, und die ruhmreichsten Virtuosen der langen Praterkegelbudel, lockte der gemeinsame Magnet eines landesüblichen Kunstgenusses: der olympischen Spiele des ex-Brillantengrundes in die Festhalle. Der junge „Viz“ nahm seinen „Alten“ mit und umgekehrt, und als Zierden des schönen Geschlechtes glänzten: sie, die Unvermeidliche, und die „Erhartin“ vulgo „Judenpepi“, die dem seligen Grueber Franzl im Vereine mit dem „Lautschau“ und dem alten „Brat“ so oft „ausgehalten“ hat. Und auch diesmal ging es wieder fidel und laut „awer“ . . .

Es sollen über tausendvierhundert Karten ausgegeben worden sein und war um acht Uhr bereits die Casse geschlossen. Aber immer und immer kamen neue Enthusiasten, die mit aufgehobenen Händen um Einlaß baten — vergebens, nicht einmal die spindeldürre Seele eines Landesgerichtsdiurnisten hätte mehr Platz gefunden.

Wer die fünf Preise gewann? Wer als die talentvollsten Schüler und Schülerinnen unserer renommirten Dudlerei-Professoren Eckhard und Pirringer von dem jauchzenden tausendköpfigen Richtercollegium erklärt wurden? Ich überlasse die Nennung der Prämianten anderen Chronisten, mir genügte der Anblick der vorstadtischen Original-Notablenversammlung, und als ich heimkehrte, summte ich selbst in patriotischer Wallung vor mir hin:

Lieb Vaterland, magst ruhig sein
Noch jodelt Wien recht sorglos d'rein!

Unter'm Galgen.

Ein Amusement unter'm Galgen? Gewiß, und noch dazu ein superbes! Das letzte „Volksfest“ dieser Gattung fand in Wien am 30. Mai 1868 (zufällig am Namensfeste Kaiser

Ferdinand's des Gütigen) statt, und galt dem Halse des dreiundzwanzigjährigen Raubmörders Georg Rattay, eines freilich verwahrlosten Subjectes.

Jahre waren vergangen, ohne daß man der schaulustigen Hefe das Seelengaudium gegönnt: einen „baumeln" zu sehen. Außerdem blieb das fatale Gerücht, die Todesstrafe werde demnächst abgeschafft, mit Hartnäckigkeit in Permanenz — wer weiß, ob dies nicht der letzte „arme Sünder" ist, an dem die „Schinderceremonie" mit allen ihren interessanten Einzelheiten in persönlichen Augenschein zu nehmen wäre — also: „Auf, nach Spinnerin am Kreuz!" —

Der Schauplatz ist günstig gewählt. Ein weiter Plan von riesigster Ausdehnung, gibt er einer halben Million Neugieriger Gelegenheit, sich an dem populären Drama einer „Menschenabthuung" satt zu sehen. Nichtsdestoweniger heißt es, sich zeitlich Früh schon ein günstig Plätzchen erobern, will man die Spuren der Todesangst, das Zittern des Delinquenten, ja wenn möglich, sogar die einzelnen Schweißtropfen, die von seiner bleichen Stirne fallen, den Versöhnungskuß des Scharfrichters, das Binden der Stricke, das Knebeln der Hände, das Aufziehen, den „gewissen Druck" u. s. w. u. s. w. genau betrachten können . . . Kluge Leute wandern deshalb bereits um die Mitternachtsstunde nach der Gratis-Galgenarena und occupiren die strategischesten Punkte.

Und so war's auch diesmal. Um ein Uhr Nachts kamen sie angezogen in dichten Schaaren, lachend und kreischend und johlend und jubilirend und lagerten sich im Grase. Es waren die „Habitués vom Galgenturf", beiderlei Geschlechtes, confiscirte Gesichter, Stammgäste der anrüchigsten Kneipen, stabile Insassen der schmutzigsten Höhlen des Elends und des Lasters, ein mixtum compositum aus der vielköpfigen Genossenschaft der Gauner, so daß man weiland Schusterle's bekannten Bericht variiren und sagen konnte: Alles, was von der gewissen Sorte nicht in Zuchthäusern, Spitälern und sonstigen k. u. k. Besserungsanstalten gerade verwahrt gewesen, war der „Hatz" vorangezogen.

Bis der Morgen graute, trieb das Gesindel den heillosesten Unfug: als es endlich Tag ward, und die Verkäufer und Ständer

kamen und ihre „Delinquentenwürstel", „Armesünderbretzen", ihren „Galgendanzinger" &c. ausriefen, da ging der Janhagel erst recht los und die Tausende und aber Tausende wurden so kreuzfidel, wie es seinerzeit auf dem Brigittenauer Kirchtage Mode war.

„Was glauben's denn", meinte ein Mann in Hemdärmeln, der seinen siebenjährigen Buben aus dem „Schnapsflaschl" trinken ließ, „was glauben's denn, so was sicht man nit alle Tag!" — „A Glasl Unblachten wett' i, daß'n nit padanir'n!" rief ein Anderer und stieß mit seinem „Stamperl" an. — „Gilt!" war die Antwort. „Padanirt muß er werd'n, weil er a Ungar is, und weil's d'Ebergenn a padanirt hab'n!" — „I bin nur neugieri, wie's 'n henk'n", warf ein Fünfter ein. „Der alte Hofmann hat alleweil so umabandelt — der jetzige soll a neiche Method' hab'n." — „Na, vielleicht henkt er'n per Dampf", witzelte ein Sechster; „umabandelt hat er oft, der Hofmann, das is wahr — i hab' Alle g'seg'n, aber schön dag'henkt san's nachher a!" —

Mittlerweile kamen auch die sogenannten „schönen Leute" anmarschirt und angefahren. Die meisten in Fiakern; „elegante" Damen, mit Operngucker ausgerüstet, standen auf dem Kutschbock, oder füllten furchtlos die wackligen Nothtribünen und schienen schier entzückt, wenn sie gut postirt waren, und der „Pawlatschen-Entrepreneur" ihnen versicherte: „Hier seg'n's Eu'r Gnaden wunderschön!" —

Dann kam der „arme Sünder" — und die amtliche Procedur nahm ihren ungestörten Verlauf.

War die Menge entsetzt? War sie von der fürchterlichen Suhne ergriffen? Ein jubelndes Halloh scholl durch die Lüfte, als im Momente, wie der Scharfrichter dem Todescandidaten den Kopf „zurecht" legte, eine Stellage einbrach, und hundert Neugierige hinabpurzelten. Ein lustiger Aufschrei aus mindestens tausend angefuselten Kehlen lohnte ferner die witzige That eines Mannes, der einem Kutscher den Hut vom Kopfe schlug, weil er ihn „in Gedanken" aufbehielt, als der Priester sein Gebet zu sprechen begann.

Und was des lustigen Schabernacks mehr ist. Wie man sieht, kann sich eine „Achtung gebietende Majorität" auch „unter'm Galgen" köstlich amusiren.

Bei den Volksſängern und Volksſängerinnen.

Weit höher als alle ſonſtigen Vergnügungen ſtellt der eingefleiſchte Wiener (einer gewiſſen Kategorie) die leidige „Volksſängerei“, die in ſeinem Erholungsrepertoire feſttäglich roth angeſtrichen und — namentlich in dem letzten Jahrzehnt in wahrlich bedauernswerther Weiſe zum mächtigſten Magnete für Alt und Jung, zum faſt wichtigſten Factor des ſocialen Verkehrs geworden. Das Uebel, dem das luſtige „Babel an der Donau“ vielleicht zum größten Theile das oft citirte ſtigmatiſirende Wahrzeichen vom „abfaulenden Miſthaufen“ verdankt, ſcheint übrigens ſeinen bedenklichſten Höhepunkt bereits erreicht zu haben, und muß, da eine Gradation der Unfläthigkeit unmöglich, eine Umkehr zum Beſſern mit Zuverſicht erwartet werden. —

Nachfolgende, wenig erheiternde und noch weniger erhebende „Studien“, die vor vier Jahren geſchrieben und damals als getreueſtes Conterfei einzelner geſanglichen Peſtbeulen der Geſellſchaft und unſerer ſittlichen Zuſtände überhaupt galten,*) dürften deshalb, wenn uns die Götter günſtig, in kurzer Friſt nur mehr als Fragment des Nekrologes einer überwundenen Epoche zu betrachten ſein, jener vieljährigen Verdummungsära, in welcher der geſammte educatoriſche Apparat in der Lehre des albernſten Servilismus beſtand, der als Prämie für ſeine Leiſtung die gnädigſte Zotentoleranz erhielt. Denn ob die ſattſamlich bekannten „patriarchaliſchen“ Zuſtände des Vormärz uns beglückten, oder die bluttriefenden Helden der Reaction uns im Zaume zu halten hatten, immer waren jene Werkzeuge des legalſten Schutzes ſicher, mit deren Hilfe das obligate Verſumpfungs- und Entnervungsgeſchäft glücklich durchgeführt werden konnte. Und dazu gehörten von jeher die patentirten Prediger der Zote — die Volksſänger und Volksſängerinnen. —

*

Eine erſchöpfende Geſchichte des „Wiener Volksſängerthums“ muß — wenn ſie überhaupt ein Bedürfniß — erſt geſchrieben werden. Was ich hier biete, ſind eben nur flüchtige

*) Wurzbach ſpricht (Band 22, Seite 336) bei Erwähnung dieſer „Culturbilder“ von ihrer „haarſträubenden Wahrheit“.

Skizzen, Grundlinien für einen „Essay des Bänkels", welch mühevolle und lorbeerlose Arbeit einem passionirteren Forscher überlassen bleiben mag. Ich begnüge mich mit den ohnehin untröstlichen Resultaten einer kurzen Um- und Rückschau in und nach den genealogischen Mysterien der vaterländischen Orpheuse des „Brettels" und erzähle, was ich über „Volkssänger" erzählen hörte oder in bitterster Autopsie selbst wahrnahm.

Ohne Zweifel besaß Wien schon in den ältesten Zeiten derlei Vertreter der „Volksmuse", denn, wie aus Andeutungen verschiedener Chronisten zu ersehen, zogen stets einige lustige Käuze, eine Art „Volksminstrels" oder „Straßentroubadours" umher, die zum Ergötzen des „gemeinen Mannes" ihre, nicht immer zimperlichen Lieder zum Besten gaben. Meist schien man sich jedoch darauf zu beschränken, gewisse Modethorheiten zu geißeln und die Gefallsucht und Eitelkeit der Weiber durchzuhecheln. Dennoch aber erforderte das Geschäft immerhin einen „ganzen Mann", d. h. Einen, der Grütze im Kopfe und die nöthige Portion Keckheit hatte, denn er mußte bei sich darbietender Gelegenheit sogar aus dem Stegreife ein paar derbe Strophen loszulassen verstehen.

Leider war die Nachwelt, welche bekanntlich nicht einmal den k. und k. Mimen Kränze flicht, so undankbar, auch die Namen dieser „Volksbelustiger" nicht aufzubewahren, und so wissen wir denn kaum mehr als von Einem zu erzählen, der übrigens einer viel späteren Zeit, nämlich dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts angehörte, und den zufälligerweise nicht einmal seine „Kunst", sondern nur seine beispiellose Liederlichkeit und Trunksucht in das Pantheon der Geschichte stellte.

Ich meine den unsterblichen „Sackpfeifer und Bänkelsänger" (Max?) Augustin, den populärsten Meistersänger der damaligen Bierschänken, von dessen zahllosen, von ihm selbst gedichteten und componirten Liedern sich aber nur das noch heute bekannte

> Ey du lieber Augustin:
> 's Geld is hin, 's M..sch is hin;
> Ey du lieber Augustin —
> Alles is hin!

im Munde des Volkes erhielt. Von diesem „Bruder Liederlich" erzählt nun die Chronik, daß er im Jahre des Unheils 1679 aus seiner Lieblingskneipe „zum rothen Dachl" (heute Griechen-

gasse Nr. 9 „zum weißen Engel", auch „Schlosserbierhaus" genannt), Nachts volltrunken nach Hause gewankt, später auf der Straße liegend aufgefunden, von den Siechknechten als vermeintliches Opfer der Pest auf den Todtenkarren geladen und zu den Todten in die Pestgrube (in der Nähe von St. Ulrich) geworfen wurde. Dieses schauerliche Nachtlager habe jedoch, so heißt es weiter, dem wüsten Kumpan nicht im Mindesten geschadet, im Gegentheile, als er am nächsten Tage sich ausgeschlafen und aus dem Leichenhaufen sich hervorgearbeitet habe, sei er ganz wohlgemuth seinem Geschäfte (und noch mehr der Weinflasche) wieder nachgegangen und habe noch ein volles Vierteljahrhundert sein tolles Abenteuer unter schallendem Gelächter des begeisterten Auditoriums in „ergötzlichen Verslein" abgesungen. Der Unverbesserliche starb hochbetagt am 10. October 1705 in seinem Kämmerlein auf der Landstraße (heute Nr. 120) nach abermals durchschwelgter Nacht, vom Schlage getroffen und wurde auf dem damaligen St. Nicolai-Friedhofe (dem heutigen Kirchenplatze) beerdigt. Ein Jahr darauf fiel sein Rivale, der berühmteste Tanzgeiger und Liedersänger Georg Staben, ebenfalls im volltrunkenen Zustande, Nachts vor dem Stubenthore in eine Senkgrube und erstickte im Unrath. — Ist es nicht ein bedeutsames Fatum, daß schon die Urahnen der Volkssängerzunft, sozusagen: die Patrone des Zotenmetiers in solch charakteristischer Weise endeten? . . . .

*

Vom „Bruder Augustin" bis zu Anfang unseres Jahrhunderts ist in den Annalen des Wiener Volkssängerthums wieder eine Lücke, denn erst vom Beginne dieses Säculums reichen die Daten, welche unsere Väter und Großväter über die Leistungen einzelner Koryphäen des Wirthshaus- und Straßengesanges (Polyhymnia vulgivaga) gesammelt, und auch die Ausbeute dieser mündlichen Traditionen ist eine nur höchst spärliche.

So erzählen sie von dem „blinden (Bürger) Poldl", der als Harfenist (Harfenspieler) in Wirthshäusern umherzog und bei den Klängen seines erbärmlichen Instrumentes einige populäre Strophen krähte. Besser war schon der (einäugige) Italiener Manochetti, der nicht übel sang, natürlich nur deutsche Gassenhauer, d. h. Lieder im Wiener Dialecte; dann der „Zwickerl"

(Leopold Mayer), der erst vor ein paar Decennien als abgekümmerter Greis starb, einst als Zitherspieler und Geiger in den vorstädtischen Schenken brillirte, wo er unter der stereotypen Formel: „Brave Mannschaft! Brave Mannschaft!“ sein hypernaives Publicum grüßend apostrophirte, ehe er mit seiner Tabädelstimme die gang und gäben Volksweisen zu fistuliren begann. Endlich eine ganz dämmerige und fast unsichere Figur: Rothkopf, der sich sein Renommée als „Dudler in's Häfen hinein“ ersungen haben soll.

Eine Legion von „Harfenisten“ (so nannte man damals jeden „Volkssänger“) trieb sich noch in den Zwanziger und Dreißiger Jahren in den Häusern herum. Wahrhaft Grauen oder Mitleid erregende Gestalten von dunkelster, oft auch glorioser Vergangenheit, schlichen sie, zerlumpt und zerrissen, mit einer invaliden Harfe armirt, in die Hofräume der bevölkertsten Wohngebäude, ließen sich auf dem nächstbesten „Holzstock“ oder auf dem Brunnenkranz nieder und krähten und schnarrten ein Lied, meist fürchterlichen Inhaltes: eine Schauerballade, eine „Moritat“ oder eine schandvolle... Cochonnerie, worunter das vielberüchtigte und darum vielbejubelte „neiche Lied“ von der „Schwerenoths-Liesel“ fast so obscön wie eine Bravourarie unserer Ulke war. Dieser billigste „musikalische Genuß“ der unteren und untersten Stände fand stets ein überaus hörbegieriges und auch dankbares Publicum. Köchinnen, Gesellen und Lehrjungen umstanden funkelnden Auges den schlüpfrigen Amphion und „schmissen“ ihm in fidelster Stimmung das Honorar in den zerknitterten Hut, der zu den Füßen des „Künstlers“ stand, und sangen, wenn er weiterzog, die markantesten Strophen der unsauberen Dichtung im privaten Chorus. So wurde die Schweinigelei öffentlich geschult! — Später thaten sich solcher Hofvirtuosen mehrere zusammen und gaben ihre Productionen in Bierschanken vor den Linien oder in Praterkneipen zum Besten (der Originellste war wohl jener „Stelzfuß“, der trotz seiner Krücke am liebsten tragirte, d. h. ganz ernsthaft „Helden“ spielte und z. B. als „Peter Szapary“ sein Auditorium thatsächlich zu verblüffen verstand); auch Frauenspersonen, selbstverständlich nicht von makelloser Conduite, wirkten bei solchen kleinen Truppen mit, und bald wurde das „Harfenistenvergnügen“ zum lebendigsten Bedürfnisse für einen großen Theil des Volkes.

Aus diesen zerstreuten und, wenn auch nicht für die Hefe, so doch für die vorletzte Schichte der „Gesellschaft“ berechneten „Banden“ sonderten sich allmählich die vermeintlich talentvolleren oder auch unternehmenderen Köpfe ab und bildeten soi-disant „purificirte“ Firmen, was jedoch nicht ausschloß, daß die Misère in jeder Beziehung nicht auch ihre stärkste Seite war. Uebrigens kannten (bis auf ein paar sporadische Guitarristen) fast Alle kein anderes Instrument zur Begleitung ihrer Liedervorträge als die Harfe, und der, der sie spielte, war sicher ein alter, meist blinder Mann, ein Erharfenist, der nun das Gnadenbrot bei seinem Director aß und anstatt in einem Versorgungshause Zuflucht zu suchen, doch lieber beim altgewohnten Geschäfte blieb, wenn es ihn auch nur kümmerlich ernährte.

Weitaus den größten Ruhm genossen jedoch damals die „Gesellschaften“ Jonas und Anselm Stöckel — Letzterer der Vater des jetzt noch wirkenden Volksängers A. Stöckel, des „ungezogensten Lieblings der Kamönen“. — Jonas und der alte Stöckel waren in den Zwanziger Jahren die Matadore des singenden Harfenistenthums, hatten ihre stabile Truppe engagirt, d. h. zwei oder drei untergeordnete Sänger, mit denen sie in den namhafteren Vorstadtgasthäusern kleine Scenen im entsetzlich grellen Costüme aufführten und als „Orchester“ ebenfalls einen, meist blinden, Harfenspieler benützten.

Jonas und Stöckel hatten viel Zulauf und verdienten mit dem Absammeln bei den Gästen — sie gingen nämlich, sobald sie ein oder zwei Lieder oder eine komische Scene zum Besten gegeben, in ihrer phantastischen „Charaktermaske“, das Gesicht bis zur Unkenntlichkeit beklert, mit dem Teller in der Hand von Tisch zu Tisch — ein schönes Stück Geld. Aber nur Stöckel, der, wie weiland der urgemüthliche Komiker Hasenhut, mit dem drastischesten Discant die Leute lachen machte, verstand hauszuhalten und hinterließ den Seinen ein nicht unbedeutendes Vermögen; Jonas, der in seiner Blüthezeit die Finger mit Brillantringen vollgesteckt hatte und durch dieses Manöver seinen Gästen, wenn er ihnen den Teller entgegenhielt, so sehr zu imponiren wußte, daß man es nicht wagte, weniger als ein paar „Silbergröschel“ darauf zu legen, ja daß man auch häufig einen Zwanziger springen ließ, starb Anfangs der Vierziger Jahre in der hiesigen Vorstadt Erdberg blind und fast als — Bettler.

Bald nach den ersten lucrativen Erfolgen Meister Jonas' und Stöckel's wimmelte es auch schon von stabilen, öffentlichen Firmen aus der Harfenistengilde, und war es keine Seltenheit, nicht einzelne „Talente", sondern sogar complete Familien diesem edlen Zweige der vielgeästeten Kunst sich widmen zu sehen. So die Familie Linnbrunner, mit dem unbeschreiblich ordinären Schwesterpaare, den viel angestaunten „Tenoristinnen"; dann die Familie Scharinger, weiters Kwapil, Herzog, Fruholz (nebenbei glücklicher Copist des „Holz- und Strohmusikers" Gusikow) ꝛc. ꝛc. Wer spricht heute noch von diesen wirthshäuslichen Celebritäten der guten alten (Backhendl-)Zeit? Verschwunden und vergessen die (in färbigen Transparenten) leuchtenden Namen, verklungen wie ihr letztes Lied, verschollen selbst in den Bezirken ihrer populärsten Ruhmesthaten, ausgelöscht auch in dem Gedächtnisse ihrer enragirtesten Verehrer, all die tausendmal belachten und beklatschten Lieblinge des Volkes! — Einzig und allein der Harfenistendynastie Linnbrunner gelang es, ihren „Künstlernamen" auch der gegenwärtigen Generation geläufig zu machen, indem ein Mitglied dieser Familie und ihr üppigster Sprosse — der „Prater Falstaff" Linnbrunner, als feistester Komiker des Jahrhunderts in Fürst's Singspielhalle noch immer mimt und agirt.

*

All diese „Künstler und Künstlerinnen", welche ihre armselige Tribune von Schenke zu Schenke schleppten und in den Winkeln der Vorstadte ihr Publicum und ihre Enthusiasten suchten, trotteten die breite Straße des Hergebrachten und vermochten schon aus dieser Ursache keine schlagenden, nachhaltigen Erfolge zu gewinnen.

Da kam endlich der Reformator des Harfenistenthums — Moser und hob mit einem mächtigen Ruck den noch immer auf der untersten Stufe befindlichen „Stand". Wie Luther die Bulle verbrannte, so verbannte Moser, gleichfalls mit den alten Ueberlieferungen brechend, die Harfe, das triviale Symbol des „Standes" aus dem Requisitorium des „Volkssängers" und wählte das ästhetische Clavier. Dann wagte er den gefährlichsten Schritt: er perhorrescirte das „Absammeln", als — „seiner Leistungen unwürdig" und führte das geregelte „Entrée" ein, wodurch er sich wenigstens die rohste Classe der Bevölkerung vom Halse hielt.

Moſer war ein Genie in ſeinem Fache. Von armen Eltern abſtammend — er war der Sohn eines Trödlers — (ſein wahrer Name war J. B. Müller) ſah er ſich gezwungen, ſeine Studien abzubrechen, und da es ihm nicht behagte, das Gewerbe ſeines Vaters zu ergreifen, ſo ging er, wie es in einem Buche über Wien heißt, als „Factotum einer Herrſchaft“ auf Reiſen, durchzog Deutſchland, Frankreich, die Schweiz und Holland, und erwarb ſich Sprachkenntniſſe, die es ihm nach ſeiner Rückkehr ermöglichten, als Sprachlehrer einige Zeit Unterhalt zu finden. Mangel an Bekanntſchaft zwang ihn jedoch, 1829 zu einer Harfeniſtenbande zu treten, wo er nach jahrelangen Mühen ſich endlich ſelbſt zum „Director“ emporſchwang.

Als ſolcher wirkte er nun wahrhaft veredelnd auf ſeinen Stand und hatte auch die Veredelung der Maſſen in ſeinem achtbaren Programme. Moſer kannte das Wiener Leben aus dem ff; aber er vermied es ſtets, gemein oder zotenhaft zu werden und: Meiſter Moſer, dann der unvergleichlich luſtige Gatter, der Verſuchstenor der Hofoper Hagen, der heute noch, wenn auch in ganz anderer Sphäre, beim „Geſchäfte“ iſt, waren in den von Moſer gedichteten, überaus witzigen Scenen eine Trias, der man nur eine „Verſündigung“ nachſagen konnte, und zwar: die an dem Zwerchfell der Zuhörer. Auch Matras verdiente ſich bei Moſer ſeine erſten künſtleriſchen Sporen.

Moſer's Bedeutung für die Culturgeſchichte Wiens iſt nicht zu unterſchätzen; er hatte aber auch, wie Wenige, wirklichen Beruf für den ſelbſtgewählten Stand, und daß er ſeine „Miſſion“ als Volksſänger nicht mißbrauchte und der Gemeinheit keine Conceſſion machte, beweiſt ein gleichzeitiges Urtheil über ihn, welches lautet: „Ohne Scheu kann jeder Gebildete in die Localitäten treten, in denen Moſer ſich producirt und ſelbſt Frauenohren dürfen es wagen, ſeinen Scherzen zu horchen.“ Für die Tüchtigkeit von ſeinen Leiſtungen ſpricht endlich, daß der Hofmuſikalienhändler Haslinger die meiſten von Moſer gedichteten und componirten Lieder in einer hübſchen Ausgabe veröffentlichte.

Moſer geißelte in treffender, aber gutmüthiger Weiſe die Dummheiten ſeiner lieben Landsleute, die anfänglich herzlich über das Spiegelbild lachten, jedoch allgemach anfingen, die gewohnten „Pikanterien“ zu vermiſſen, die ihnen ähnliche Productionen

anderer Volkssänger im Uebermaße boten. Moser merkte diese Sehnsucht, aber sie beirrte ihn nicht in seinem Vorsatze, er blieb seinem sittlichen Programme treu, ja er verfiel nun sogar gewissermaßen in ein Extrem von Solidität, belehrte und moralisirte, und — langweilte schließlich den großen Haufen, so daß er gerade zur rechten Zeit starb (6. December 1863, in nicht glänzenden Verhältnissen), um den schwer genug errungenen Kranz nicht verwelken sehen zu müssen. Wurzbach schreibt in einem lesenswerthen Aufsatze über den Sonderling:

„In den letzten Jahren änderte sich seine Weise des Vortrages merklich. Die Zote hat er stets, soviel als möglich, von seinen Productionen ferngehalten, in den letzteren Jahren aber wurde er geradezu moralisirend; seine Vorträge durchzog ein Hauch der — Belehrung und Bildung, und es war interessant, die Metempsychose zu beobachten, wie sich die Volksbühne in eine Bude der Schamlosigkeit und lüsternen Zote verwandelte, während das Bänkelsängerthum sich zum edleren Berufe, dem der Volksbildung, die der Volksbühne obliegt, erhob. Doch dauerte diese Umwandlung nur kurze Zeit. Mit Moser's Tode gingen die Dinge ihren alten Gang weiter, nur mit dem Unterschiede, daß nun Volksbühne und Bänkelsänger vereint in Zote und Gemeinheit machten, welche Aufgabe in neuester Zeit auch die höheren Bühnen übernommen zu haben scheinen."

Moser's gesammelte Schriften, eine Specialität der Wiener Localkomik und drolligster Humoristik, erschienen vom Jahr 1842 an bei Mörschner, später bei Dirnböck in zwanzig Bändchen, unter dem Titel: „Das Wiener Volksleben. In komischen Scenen geschildert von J. B. Moser, Volkssänger in Wien." Die complete Sammlung gehört bereits zu den buchhandlerischen Raritäten und wird gut gezahlt. Von seinen „Wiener Localgesängen" wurden vierundsiebzig Nummern veröffentlicht, die sich mit ihrem einfachen Schmucke des harmlosen Spaßes in der heutigen Aera des schamlosen Scandales wunderlich genug ausnehmen. Politischen und poetischen Werth in gewissem Sinne und innerhalb der Grenzen seines bescheidenen Wollens hatten vorzugsweise seine letzten Producte, so die Soloscene zur „Schillerfeier" und das „Wiegenlied für Kronprinz Rudolf".

Wer nun die Erbschaft Moser's, des ehrlichen Regenerators des arg verwilderten „Harfenistenthums", angetreten, wie sie ver-

waltet wird? Ach, nur Wenige waren von demſelben lauteren Streben erfüllt, die Mehrzahl brach wie eine Horde Wüſtlinge in den von Moſer ſo ſorgſam gepflegten Garten der „Volksmuſe“ ein, übergoß die bereits ſo ſchön gedeihenden Schößlinge des anſtändigen Witzes mit dem Spülicht der ehrvergeſſenſten Zote und devaſtirte die mühevolle Pflanzung mit dem Kehricht der unglaublichſten Gemeinheit und des nackteſten Cynismus . . .

*

Wie eine Bombe platzte Fürſt in die durch ſeinen wilden Aufſchrei erſchreckte Geſellſchaft. Ein heiſerer, kreiſchender Evoëruf bierduſeligſter Schlemmerei drang plötzlich in die Ohren der lauſchenden Zuhörer; mit vandalſter, rüdeſter Zerſtörungsluſt wurde der äſthetiſche Aufbau Moſer's niedergeriſſen, und als von deſſen Werk keine Spur mehr vorhanden, da ſchlug der lüſterne Faun, der unbarmherzigſte Spötter, der ungenirteſte Verläſterer und Verächter des „guten Geſchmackes“ und der Geſittung eine grinſende Lache auf, und das verehrungswürdige Publicum, wie aus einem langen Schlafe erwachend, lachte aus vollem Herzen mit. Der Sprung in dieſe gräuliche Tiefe war jäh und von . . . ſchmutzigſten Folgen, man kam in einer Pfütze an, aber man fuhr nicht erſchreckt zurück, nein, man fühlte ſich cannibaliſch wohl und wälzte ſich und wälzt ſich noch heute gemüthlich darin herum. Mit Fürſt beginnt demnach die neueſte Aera des Wiener Volksſängerthums.

Was verſchaffte Fürſt die ſociale Bedeutung, die er unleugbar und im rapideſten Fluge errungen? Was gab ihm die Macht, einer ganzen Epoche in dem Culturleben einer Weltſtadt ſein Mal aufzudrücken? Was verhalf ihm dazu, daß er trotz des Zetergeſchreies der entrüſteten Aeſthetiker ſogar viele Deſerteure aus dieſem Lager zu ſich herüberlockte, und worin beſtand endlich die ſeltene Kunſt, das Publicum durch ein Decennium an ſich zu feſſeln? Es iſt, um aufrichtig zu ſein: ſeine friſche, lebenswahre Auffaſſung und Darſtellung der eigentlichen „Volkscharaktere“, der, wenn auch nicht reizenden, ſo doch in gewiſſer Beziehung claſſiſchen, jedenfalls originellen Typen aus den allerunterſten Volksſchichten, ſeine frappante Portraitirung des „Urwieners“ und des ſogenannten „reſchen und ſeſchen

Wieners", dessen letzte Abkömmlinge einer aussterbenden Classe er mit diabolischer Schärfe und in den urwüchsigsten Gestalten wahrhaft meisterlich zu zeichnen verstand. Fürst war der Höllenbreughel des famosen „Thurnbrücklers", des resoluten „Praterscheibers", des Alles „vergitschenden Dulliäbruders", er schuf die „Poesie in Hemdärmeln" und „Schlapfen" und gründete damit die Schule für „Graseltänze" und „Hackerg'stanzel" — entsetzlichen Andenkens.

Fürst's Auftreten und seine energisch-kaustische Vortragsweise waren für die Kreise, die sich für derlei überhaupt interessiren, von betäubender Wirkung. Er wußte Töne anzuschlagen, die jeder Wiener in seiner Brust verschlossen hielt; er gebrauchte Worte von jener kernigen, niederschmetternden Wucht, von jener prägnanten Färbung, wie sie nur auf den Lippen der Urwieners schlagfertig des Erlösers harren; er ließ ein Brillantfeuerwerk von zündendsten Witzen los, die prasselnd über die Köpfe seiner Zuhörer fuhren, Witze, die dem eigentlichen Wesen des Wieners entsprossen und nur ihm verständlich, oft sogar ein Echo seiner eigenen Gedanken und Empfindungen waren. Fürst cultivirte zwar nur das niedrigste Genre, er holte sich seine „Charaktere" nur aus den fuselqualmigsten Räumen, dennoch aber begriff den Meister des Cynismus, den neuesten Kneipen-Hogarth, nicht nur deren stabilster Insasse, sondern — wunderbarerweise — auch der zartfühlige Schöngeist reinsten Wassers, von den „Wiener Cawliers", seinen wärmsten „Schätzern", gar nicht zu sprechen. Denn wenn auch die Terminologie seiner präcisirenden Kraftausdrücke, das jenische Hader-Kauderwälsch seines Dialoges und die Wurzelbedeutung seiner geflügelten Worte fremden Ohren fremdartig klangen, der auf dem Wiener Pflaster Großgezogene verstand — weß Standes er auch immer sein mochte — entweder jubeltrunken oder verschämt schmunzelnd — recht gut die schäumenden Ergüsse dieser ungezügelten Suada.

Fürst gehörte in der „Blüthe" seines Wirkens zu den populärsten Persönlichkeiten der frivol modernisirten Fabiana; er war der Favorit der „Gründe", aber auch in den goldstrotzenden Salons erlauchter Paläste excellirte der wilde Classiker, der sich mit jedem neuen Liede aus seinem unerschöpflichen Borne frische Kränze, freilich penetranten Duftes, um seine Schläfe

wand. Dieſe Glorie des ungeberdigſten Sohnes ſeiner Zeit war die einſchneidendſte Kritik der eigentlichen Ziele des größten Theiles der Wiener Geſellſchaft, die raſtloſen Schrittes ihrem heutigen triſten Zuſtand entgegeneilte. Damit ſpreche ich es ungeſcheut aus, daß eine namhafte Summe der Demoraliſation und Verwilderung Wiens dem Schöpfer und Begründer der neuen Schule, dem Meiſter der verſificirten Nudität und Trivialität, d. h. Fürſt auf's Kerbholz zu ſchreiben iſt, Fürſt, der, ein anderer Virgil, ein entſittlichender Cicerone, ſeine Gäſte im Pfuhle der roheſten Sinnesart umherführte, ſie vor dem Schmutze nicht Abſcheu, ſondern daran Gefallen finden lehrte, ſintemalen der Mann auch noch das unſelige Talent beſaß, alle ſeine textirten . . . Entſetzlichkeiten mit packendſter Verve vorzutragen und dazu Melodien zu erſinnen, die das trägſte Blut ſieden machten.

Seitdem ſind Jahre vergangen. Fürſt, der es ſelbſt lachend erzählt, daß ſein erſter „Lehrherr“ in der Kunſt des Geſanges bei „Spinnerin am Kreuz“ endete, iſt ein Biedermann geblieben, iſt ein opferwilliger Menſchenfreund, ein wahrer Vater der Armen, insbeſonders armer Schriftſteller, die er nährt, tränkt, bekleidet und ſchließlich begräbt. Zahllos ſind die Wohlthaten, die er ſpendete, und verdiente der Mann nach dieſer Richtung zum Ehrenbürger Wiens ernannt zu werden, wenn ſeine äſthetiſchen Verbrechen nicht peſtilenzialiſch auf zum Himmel — röchen. Inzwiſchen hat er, „dulliäſatt“, dem „Brettl“ Valet geſagt, iſt wiederholt und nun abermals Leiter eines „Muſentempels“ geworden, kann Laube und Dingelſtedt Collegen nennen und ertheilt ſeinen Leibpoeten (worunter der treffliche Elmar und der ganz tüchtige und überaus fleißige Bayer) dramaturgiſche Winke, die einem „Schreyvogel der Poſſe“ imponiren könnten. Fürſt, älter, milder und zahmer geworden, ſpielt in ſeiner Winterreſidenz in der Joſefſtadt und in ſeiner Singſpielvilleggiatur im Prater nunmehr edle Greiſe und moraliſirende Väter. Aus dem zuchtloſen Satyr wurde faſt ein ſchamhafter Mentor, der (trop tard) ſeinen verderbten Zeitgenoſſen lehrreiche Vorträge hält und in honneteſten Couplets ſie zu ihren Bürgerpflichten zurückzuführen beſtrebt iſt. Welche Wendung durch Gottes Fügung! —

Aber die Unheilsschule, die er vor einem Decennium gründete, erfreut sich leider noch immer des blühendsten Bestandes. Eine vielköpfige Meute, beiderlei Geschlechtes, drängte sich auf das durch seinen Abgang eines Regenten beraubte Terrain und riß sich um die Palme der Führerschaft. Seine alten Zunftgenossen gingen übrigens ihre gewohnten Wege und kümmerten sich blutwenig um die „neiche" Methode. Matras, Fürst's langjähriger Kumpan, der drolligste Repräsentant des „verschmitzt spaßigen Wieners", war längst vom Geschäfte ausgeschieden und erklomm, „im Sokkus der höheren Posse", den Rang eines ersten Komikers im Leopoldstädter Theater, wo er für Figuren der unteren Classen eine schauspielerische Specialität geworden. Wer also sollte Fürst's Nachfolger, d. h. Wiens Liebling auf der Wirthshaus-Rostra werden? Ein entsetzlicher Wettstreit brach los, weniger in der Copie der packenden Urwüchsigkeit Fürst's, als im Cultus der nackten Zote; die Jünger wollten es dem Meister zuvorthun, die Novizinnen des Jodler Metiers übersprangen die letzten Schranken, welche Sitte und Anstand gezogen und — die Orgie begann. „Après moi le déluge!" zu deutsch: „Macht's, was's wollt's!" rief der emeritirte Triumphator hämisch zum Abschiede, und die heiserstent Megären der Unverschämtheit und die grinsenden Dolmetsche der frappirendsten Frechheit balgten sich um die Concession, die Metropole zur stinkenden Pfütze sittlichen Unrathes heranzubilden.

Ach, es wurde eine „Bibel der Zote", wollte man diese gesanglichen Schandthaten, das planmäßige Ersticken des letzten Fünkchens Schamgefühl in den respectiven Busen der geehrten Zuhörerschaft (jeglichen Standes, Alters und Geschlechtes), den gereimten und gemimten Unflath, der allabendlich über die Häupter des p. t. Publicums lachend ausgeschüttet, nach Gebühr und erschöpfend würdigen. Ich unterzog mich im Herbst 1868 der unrühmlichen Aufgabe, diese privilegirten Brutstätten der Demoralisation, diese Lehranstalten für Schamlosigkeit zu durchwandern, aber der Cursus überstieg meine Kräfte: von hundert derlei Prostitutionsgymnasien lernte ich nur circa ein Dutzend kennen — ich war satt und müde und von unüberwindlichem Ekel zu sehr ergriffen, als daß ich die Wanderung hätte fortsetzen können.

Nur ein paar ehrenwerthe Ausnahmen fand ich, die man, schon der kostbaren Rarität wegen, mit dem Monthyon'schen Tugendpreis zieren sollte. Der Rest war Schmach. — Was hier folgt, sind eben die Ergebnisse meiner damaligen dornenvollen (vielbereuten) Pilgerfahrt. Neuere „Forscher" haben ihre angebliche Entrüstung mittlerweile in weit groteskere Formen gekleidet — pessimistische Zweifler in die Echtheit solch rühmlicher Gesinnung witterten in dem Sittlichkeitsspectakel nichts, als eine — verlockende Reclame, wieder Andere warfen sämmtlichen mißgünstigen Kritikern den „Schimpf" an den Kopf, daß sie „Moralitätsfexe" seien. Sind beide Einwürfe nicht erhebend? Nun, mag darauf antworten, wem es beliebt, ich persönlich finde es nicht der Mühe werth und reproducire vielmehr unverkürzt und ohne die Farben aufzufrischen, was ich nach meinem ersten Rundgange in ehrlichster Absicht niederschrieb:

* * *

Beginnen wir mit den „Damen". — Verehrte Leserin! Erröthen Sie nicht über meine Frage, aber ich muß Sie fragen: Kennen Sie die Mannsfeld, „Fräulein Antonie Mannsfeld"? Nein? Nun, das wundert mich, denn gerade in den sogenannten „besseren Kreisen" ist dieser Name ein vielgenannter, und ich wette um was Sie wollen, daß Ihr Herr Gemahl, oder Ihr Bräutigam, oder Ihr Cavaliere servente, mag er mit seinen ästhetischen oder moralischen Grundsätzen noch so prunken, doch ein heimlicher Habitué der gewissen „Soiréen" bei Dreher, bei den „drei Engeln", dem „Zeisig" u. s. w. ist, und daß sich dieses Muster eines soliden Mannes vielleicht nirgends so gut, d. h. so „famos" unterhält, als eben dort.

Damit habe ich gleich vorwegs angezeigt, daß das Stammpublicum dieser modernsten Wirthshausprimadonna kein ordinäres, kein bierduseliges ist; nein, Fräulein Mannsfeld recrutirt ihr Auditorium thatsächlich meist nur aus der zweiten und ersten Wählerclasse und die Rauchwolken, die ihr entgegenwirbeln, dampfen aus keinen trivialen Tabakspfeifen hervor; im Gegentheile, es ist aromatischer Wohlgeruch aus kostbaren Milares, Londres und Regalias, der ihrem Mezzosopran schon während der nur dreijährigen Strapazen leider einen so rauhen Timbre

anhauchte. Nochmals, die Zuhörerschaft ist keine gemeine, die Anhänger der Künstlerin kommen auch selten zu Fuß, eine Wagenburg von Fiakern hält vor jenen Etablissements und aus den Fiakern springen alte und junge Herren in tadellosester Toilette, mit den allerweißesten Manschetten und den phantasiereichsten Knotenverschlingungen ihrer koketten Echarpes. Die alten und jungen Herren, mit Lackstiefletten und Binocles geschmückt, werfen den Billeteurs der Mannsfeld so vertraut-cordiale Grüße zu, wie ihren Freunden — den Stallpagen in der Manège bei Renz — und sind selbst mit dem Kellner herablassend freundlich, wenn er sie zu den reservirten Plätzen führt. — Das ist die Garde der Mannsfeld.

Ist nun der Saal gefüllt, ist die Ungeduld der Kunstfreunde auf's Höchste gespannt, dann beginnt die Production, d. h. ein oder meist zwei seröse Eingangslieder werden von den männlichen Assistenten der Directrice, natürlich wirkungslos herabgesungen — alle Hälse richten sich sofort nach einer Seitenthür und — Fräulein Mannsfeld erscheint unter donnerndem Begrüßungsjubel, sie lächelt, macht die obligaten dankerfüllten Knixe und singt ihre „Wiener Lieder“.

Was Fräulein Mannsfeld singt? Sie singt, um es kurz herauszusagen, den Cancan. Sie singt die Zote in der unzweideutigsten Textirung, sie singt den impertinentesten Gassenhauer, wie ihn das angeheiterte, echte „Wiener Lumperl“ nach der vierzehnten Halben „fühlt und empfindet“, sie singt die Hausordnung gewisser Häuser, sie singt die Usancen der Straßendirne. Und das p. t. Publicum jubelt, es klatscht, daß die rothbraunen Glacés zerplatzen und die aufrichtigsten Freudenthränen in den edlen „Markersdorfer“ perlen.

Wie Fräulein Mannsfeld singt? Vor einigen Jahren brachte ein Localästhetiker in einem hiesigen Blatte einen großen „kritischen“ Aufsatz über die schneidige Wiener „Theresa“ und erschöpfte den ganzen Vorrath seiner berühmten Styltechnik, um das Pikante, Prickelnde, Kaustische, Diabolische dieses weiblichen Petronius, dieses halb „Nestron'sche“, halb „Fürst'sche“ in ihrer Vortragsweise in das rechte Licht zu setzen. Es ist wahr, Fräulein Mannsfeld, welche ich sogar als ein gebildetes, jedenfalls geistreiches „Frauenzimmer“ halte, ist eine pikante Erscheinung. Fräulein

Mannsfeld iſt ſo klug, anſpruchslos aufzutreten. Ihre Toilette iſt eine beinahe abſichtlich einfache: ein bis an den Hals eng- geſchloſſenes Kleid, ohne viel Aufputz, eine faſt „ſchüchterne“ Friſur — kein Schmuck und kein Geſchmeide — ſie bringt nur ſich und ihr Talent.

Und ſie hat Talent! Es iſt ſchwer, ſchärfer zu nuanciren, treffender zu pointiren, kauſtiſcher zu perſifliren, als es die Mannsfeld „macht“; aber was nuancirt ſie, was pointirt ſie und was — perſiflirt ſie? Der unſaubere Poet dieſer „Wiener Lieder“, der immer und immer nur einen einzigen „Vorwurf“ für ſeine ſpecifiſch dichteriſche Begeiſterung wählt und ſeinen Pegaſus aus der ſchmutzigſten Hippokrene . . . ſaufen läßt, weiß das „pikante“ Thema in zahlloſen Variationen zu ſcandiren und, von unglaublichem Cynismus geleitet, in die erſchreckendſten Re- frains zu bringen. Und dieſes verſificirte mixtum compositum von Schamloſigkeit und leidigem Wiener Kneipenwitz hat Fräu- lein Mannsfeld zu interpretiren und — es gelingt ihr „magnifique“, die „Schlager“ ſolcher Sorte nicht unverſtanden an den ge- neigten Ohren eines hohen Adels und verehrungswürdigen Publi- cums vorüber gehen zu laſſen, denn ſie „nuancirt“ die Zote wirklich meiſterhaft und blinzelt dazu auf eine unnachahmliche Weiſe mit ihren pfiffigen Aeuglein, was den empörenden Text gleichſam mit durchſchoſſenen Lettern bringt.

Das iſt die Mannsfeld der neueſten Aera. Das nicht die Wirthshäuſer beſuchende Publicum kennt dieſe ſingende Mänade nur aus einer gelungenen Imitation der luſtigen Soubrette des Carltheaters. Aber was ſang die Gallmeyer? Eine Strophe von „Na verſteht ſi!“, eines der frömmſten Lieder der Manns- feld und noch aus der guten alten Zeit vor zwei Jahren! Das jetzige Repertoire, d. h. die neueſten Lieder dieſer reſoluten Sän- gerin, haben jedoch bereits die Grenze des „Möglichen“ nicht nur erreicht, ſondern weitaus überſchritten, und würden ſelbſt die — als bedeutend emancipirt — renommirten claſſiſchen Mlles. Phryne und Lais erröthen machen. Aber nichtsdeſtoweniger be- ſuchen ſelbſt Damen und ſogar Mütter mit ihren Töchtern dieſe amüſanten „Soiréen“ und ſtoßen die unwiſſenden Backfiſchchen mit dem Ellbogen, wenn ſie eine markante Stelle gleichgiltig an- zuhören Willens wären.

Wen soll man nun anklagen? Fräulein Mannsfeld? Sie macht mit ihren Productionen brillante Geschäfte und soll sich bereits als dreifache Hausfrau fühlen. Den Dichter? Mein Gott! Der Mensch kann eben nichts Anderes „dichten" und die Zote ist sein Element, wie dem Fisch das Wasser. So bleibt denn das Publicum, das der Zote huldigt und sie ermuntert und ermuthigt und aneifert, immer in neuer Form aufzutreten und sie nöthigt, sich sogar zu überbieten. Das ist nun bereits geschehen und die Frage ist wahrlich beängstigend, was denn, um den Beifall nicht erkalten zu lassen, und da somit stets Durchschlagenderes, Packenderes gebracht werden muß, nun Alles noch von diesem Genre gebracht werden wird? Denn solch gesungener Caviar ist für manchen Gaumen bereits zum Bedürfniß geworden, er ist das ästhetische Souper eines großen Theils unserer „anständigen" Gesellschaft, denn wenn selbst Männer, welche notorisch zu den bedeutendsten Persönlichkeiten Deutschlands gehören und sogar von Napoleon in Salzburg aufgesucht wurden, die paar kurzen Mußestunden, welche ihnen die schwierige Mission der Gesetzgebung erübrigt, dazu verwenden, die „Wiener Lieder" der Mannsfeld anzuhören, so ist es kein Wunder, wenn sich an solchen Festabenden auch simple . . . Bankiers mit ihren Angehörigen dort einfinden. —

*

Fräulein Antonie Mannsfeld heißt eigentlich „Montag". Ihre Schwester, die ebenfalls beim „Geschäfte" und von welcher später die Rede, behielt ihren rechten Namen bei, nur die fesche Toni transfigurirte. Sie that dies aus „Pietät" für ihren Leibdichter, welcher sich Ferdinand Mannsfeld nannte.

Nicht ganz ein Jahr, nachdem obige Zeilen geschrieben, starb dieser Zotenpoet, und zwar unter der Bezeichnung: „Wiener Liederdichter und Journalist (!)". Fräulein Mannsfeld erschütterte dieser Fall auf's Heftigste; sie ließ einen schwarzgeränderten Partezettel in den Blättern inseriren, womit sie uns von dem Heimgange des Unersetzlichen Mittheilung gab. Er entschlief „nach langen schmerzvollen Leiden und Empfang der heiligen Sterbesacramente selig in dem Herrn". Knapp daran stand wörtlich Folgendes: „Da ich es als eine heilige Aufgabe betrachtete,

den ſo ſchwer Leidenden in ſeinem letzten Kampfe nicht zu verlaſſen, ſo war ich leider in die unangenehme Lage verſetzt, an einigen Abenden meinen Verpflichtungen dem p. t. Publicum gegenüber nicht nachkommen zu können. Deshalb um Vergebung bittend, mache ich die geziemende Anzeige, daß ich von Montag den 14. Juni 1869 angefangen (alſo drei Tage nach dem Tode des Unvergeßlichen) wie zuvor meine Soiréen abhalten und mich bemühen werde, mit ganz neuen Liedervorträgen meine geehrten Gönner beſtens zu unterhalten. Antonie Mannsfeld, Volksſängerin.“ —

Iſt das nicht das reſoluteſte . . . „Wiener Blut“? — —

* *
*

Ein theilweiſe anderes Publicum als die Mannsfeld, und auch ein theilweiſe anderes Repertoire, als es dieſe cultivirt, haben die nächſten Größen der — zwar beim Clavier arbeitenden, aber im Volksmunde noch immer als „Harfeniſten“ bezeichneten Volksſängergilde: die Herren Nagel und Amon.

Dieſes Dioskurenpaar hat in Wien einen Namen, weil es die Miſſion uſurpirt, einen ganzen „Begriff“ zu repräſentiren, nämlich den des „Urwienerthums“. — Allein ich finde, daß gerade dieſe Herren trotz aller Anſtrengung das allerwenigſte Geſchick dazu haben, denn es fehlt ihnen Witz und Humor und dieſes Deficit läßt ſich weder durch gellendes Gejohle und Geſchrei, noch durch forcirte Geſten ausgleichen — die Wirkung, die ſie mühevoll hervorpreſſen, iſt lange nicht jene, wie ſie Fürſt einſt erzielte, ehe er „dramatiſcher Künſtler“ wurde, oder wie ſie Matras ſo ganz unbewußt erreichte, als er noch nicht die Ambition hatte, erſter Komiker des „eleganteſten“ Theaters zu werden, was ihm übrigens auch gelang. Fürſt und Matras waren die Typen des „Urwienerthums“, ich beklage nicht, daß ſie es nicht mehr ſind — aber die Herren Nagel und Amon ſind es auch nicht.

Ich weiß, daß ich durch dieſen gewagten Ausſpruch, der an Kühnheit nur durch jenen Galilei's überboten wird, den geſammten Chorus der „Dulliä-Fanatiker“ gegen mich gehetzt habe, aber wenn mich die ehrenwerthen Nagel-Enthuſiaſten auch ſteinigen oder im Wege der Gnade nur prügeln würden, ich bleibe

doch dabei, daß das, was Herr Amon im Schweiße des Angesichtes schreit — nicht witzig, und das, was Herr Nagel mit den lebensgefährlichsten Körperverrenkungen zu verdollmetschen sucht, nicht lustig ist. — Die beiden Herren haben eben — ermuthigt durch die damaligen Erfolge der vorgenannten Koryphäen des vierzeiligen Genres, vor ein paar Jahren das gleiche Geschäft etablirt, aber ohne die nöthigen Fonds ihrer Vorbilder, sozusagen den „göttlichen Funken" (sic!) zu besitzen, der z. B. Herrn Fürst beseelte, wenn er den „blauen Montag" sang, dessen classischer Refrain „Nur ka Wasser nit!" zum „geflügelten Worte" in der Sitten- und Literaturgeschichte Wiens wurde.

Die meisten Anhänger dieser unsterblichen Matadore der echten „Weana-Tanz" geben sich nun freilich auch mit den Epigonen der Meistersänger zufrieden und applaudiren in unverfälschter Begeisterung die wirklich anstrengenden Leistungen derselben; allein der Kern jener Gattung Publicum, das an diesem Genre Gefallen findet, fehlt; es fehlt der Schottenfelder Fabrikantenssohn mit dem gewichsten, schmalkrämpigen Cylinder; es fehlt der Lerchenfelder Bummler, der die unvergeßliche „Tinnerl" von den „drei Hackeln" noch „dudeln" gehört; es fehlt der aus innerem Triebe, aus Passion, aus Leidenschaft für die „Sache" zum Privat-„Hacker" selbstherangebildete Hausherrnssohn von der Siebenbrunner Wiese, von Erdberg und überhaupt von den „entern" Grunden; es fehlt so mancher „laute Bua", der „harbe" Pepi und der „manschesterne Schani", der „Kohlrabi-Schackerl" und der „Blinserl"! — Ja, die gesammte Garde fehlt, die noch vor Jahren dem „Alleweil fidel, fidel!" gelauscht, sie hat sich zurückgezogen und schmollt, denn sie „versteht die Welt nicht mehr", die sich an den mattherzigen „Schnapper-Liedern" der Herren Nagel und Amon ergötzen kann und doch einst so wahrhaft „Gediegenes" zu hören bekam.

Und von ihrem „Hacker-Standpunkte" aus hat diese urwüchsige Garde Recht. Sie räumte deshalb das Terrain einem anderen Publicum, auf dessen Bildungsgrad, auf dessen Talent zum „Fidelen" sie nun nur mitleidig herabblickt, dessen Verständniß und kritisches Urtheil für das „Laute" sie belachelt. Das jetzige Publicum ist zwar scheinbar auch „laut", aber es sind doch nur die Pseudo-Fidelen, die gegenwärtig — „paschen"; es

ſind wohl auch freiwillige, aber forcirte „Hacker", denen der innere Beruf fehlt, „ſchon a ſo zu ſein", und die nicht die mindeſte Berechtigung haben, „mitzujodeln", wenn ein Kunſtverſtändiger irgend einen „ganz Tiafen" zu präludiren beginnt. Das jetzige Publicum, welches die „Soiréen" der Herren Nagel und Amon beſucht, iſt ein innerlich zahmes und nur äußerlich fideles. Es kommt der Commis, der auch zu Zeiten ein „verflirter Kerl" ſein will, aber ſchon die Wahl ſeiner geſchniegelten Toilette zeigt, daß er ſeiner Aufgabe nicht gewachſen und davon himmelweit entfernt iſt, was er für ein paar Stunden anſtrebt. Es kommt ferners der ſogenannte „Lebemann", der, blaſirt von den Genüſſen beim Sperl, ſich durch eine — vermeintlich ſehr ſtark paprizirte „Hetz" auffriſchen will und ſchon deshalb glaubt, das Zeug in ſich zu verſpüren, ein Wiener Vollblut darzuſtellen, weil er weiß, daß man den Hut in ſolchen Regionen ſchiefer in's Geſicht zu ſetzen hat. Und ſchließlich kommt auch ſogar der vorſtädtiſche Spießbürger, der ſein durch alle möglichen Steuerzuſchläge verbittertes Gemüth mit Gewalt erheitern möchte, und der, je mehr Herr Amon ſchreit, deſto mehr glaubt, ſich unterhalten zu müſſen.

Aus dieſen, im Grunde genommen faden, wenigſtens ſehr friedfertig und gemäßigt organiſirten Charakteren beſteht das Gros des Nagel- und Amon'ſchen Publicums, welches ſich zwingt und überredet und ſogar einbildet, ſich „feſch" zu unterhalten. Was bieten nun dieſe beiden ſo renommirten Volksſänger ihrem überaus dankbaren Auditorium? Eine Reihe von „Wiener Liedern", deren Inhalt theils zweideutiger Natur, wenn auch nicht ſo ſchrankenlos zotig, wie die Mannsfeld'ſchen, theils ein ſogenannter „politiſcher" iſt. Dieſe Lieder werden nun von Beiden, um den größtmöglichen Effect zu erzielen, mit der Vollkraft ihrer Lungenflügel, und accompagnirt von den groteskeſten Körperbewegungen und Geſichterſchneidereien, herabgeſungen, und je größer das Geſchrei des „Sängers", deſto lärmender iſt der Beifall des Publicums. Herr Nagel z. B. verblüfft ſchon durch die, die Wände erzittern machende Stentorſtimme, mit welcher er in die erwartungsvolle Menge hineinſchreit: „A neugs Liad!" — Dieſes ſo gewaltſam annoncirte „neuche Liad" wird nun mit obligatem Jubel begrüßt und, ob es noch ſo witzlos, am Schluſſe mit Jubel belohnt. Die „politiſchen" Lieder ergehen ſich in communalen Anklagen über

den Mangel an Schatten im Stadtpark und die schlechte Bespritzung der Ringstraße, oder wenn der Dichter sich zu patriotischer Begeisterung aufraffte, in edelstem „Preußenhaß", welche, wenn auch ungefährliche Gesinnungstüchtigkeit den Spießbürger selbstverständlich in Entzücken versetzt. Uebrigens sind die „politischen" Lieder von „liberalem Hauche" durchweht, was immerhin anerkennenswerth ist.

Aber alle diese Lieder werden von keinen originellen Melodien begleitet, welche früher eine so rasche Popularität erlangten und thatsächlich diesen Schöpfungen der Volksmuse einen eigenthümlichen Reiz verliehen. Die Lieder, welche die Herren Nagel und Amon singen, sind mühevoll den Motiven eines Walzers, einer Polka, ja sogar einer Quadrille angepaßt, welcher sinnlose Usus eine qualvolle Zerhackung des Textes erfordert und schließlich monoton wirkt. Schon durch diesen Fürgang verliert ihre Leistung das Charakteristische des Volkssängerthums.

Wer nun von beiden „Künstlern" der vorzüglichere ist? Ich weiß es nicht. Herr Nagel soll der Komiker sein, heißt es, und Herr Amon will komisch sein — ich hörte Beide stets nur schreien; aber unzweifelhaft ist, daß sie zusammengehören. Was nämlich David dem Jonathan und Jonathan dem David war, was Orest dem Pylades und Pylades dem Orest gewesen, das ist Herr Nagel dem Herrn Amon und Herr Amon dem Herrn Nagel: zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag — außerdem sollen Beide recht wackere, brave Wiener Bürger sein, die nebstbei ihre deutsche Gesinnung beim Schützenfeste bekanntlich durch die Spende eines prächtigen Fasses Wein manifestirten — aber ich bleibe dabei, das specifische, witzige, fidele „Urwienerthum" präsentiren sie doch nicht. Wie dem auch sei, die Welt braucht nicht zu verzagen, ein neu Geschlecht ersteht, vielleicht bringt es uns auch den eigentlichen „Volkssänger", der lustige und witzige Lieder zu singen weiß, und auch den, freilich Anfangs wenig lucrativen Versuch wagt, dem Publicum weder Zoten, noch Gemeinheiten, noch läppische Albernheiten zu bieten.

*

Vor beiläufig anderthalb Jahren wurde das engverknüpfte Dioskurenpaar vom unerbittlichen Schickſale gewaltſam getrennt. Herr Nagel erkrankte eines Abends plötzlich und ernſthaft und mußte in eine Privatheilanſtalt abgegeben werden. In jüngſter Zeit körperlich ſo ziemlich hergeſtellt, ſcheint er jedoch noch nicht in der geiſtigen Verfaſſung, ſich neue Lorbeeren zu — erjodeln. Vorbei! Vorbei! — —

Und nun zu einem „weißen Raben“:

* * *

Wieder ein anderes Publicum hat die dritte „Größe“ des Volksſängerthums — Kampf um ſich geſchaart: die anſpruchsloſe, aber lebens- und lachluſtige Mittelclaſſe des Bürgerthums und was „drum und dran“ hängt, die Subalternbeamten und „kleinen“ Hausherren als Schwiegerſöhne und Schwäger, ſozuſagen die neunte und zehnte Diätenclaſſe des Wiener Honoratiorenthums und überhaupt Alles, deſſen Gaumen an keine „prickelnde“ Koſt, an keinen „Wildpretparfum“ gewöhnt iſt, und das nur das beſcheidene Verlangen hegt und trägt, nach des Tages Mühſal ein paar Stunden lang . . . lachen zu können. Und da ſind ſie denn auch auf der rechten Fährte, denn wer bei Kampf nicht lacht, der lacht in dieſem Jammerthal überhaupt nicht mehr, für den iſt „Tauf und Chryſam“ verloren, der ſoll ſich — begraben laſſen.

Der „alte Kampf“! — Die Wiener heißen ihn ſo; nicht, weil er ſchon hochbetagt — er zählt erſt einundfünfzig Jahre — ſondern weil er ſeit fünfunddreißig Jahren in Wien „wirkt“, in Wien, ſeiner Vaterſtadt, und weil ihn Jeder von uns ſchon in ſeiner Jugend gehört, weil es Jedem von uns wie ein Traum dünkt, als er das erſte Mal über ihn — lachte. Und nun treibt er ſeit fünfunddreißig Jahren dasſelbe tolle, luſtige, pudelnärriſche Zeug; ſeit fünfunddreißig Jahren „ſchneidet“ er dieſelben draſtiſchen „Geſichter“ und ſeit fünfunddreißig Jahren ſind wir ihm gefolgt, zu gutem und ſchlechtem Bier, in alle Vorſtädte der communalen Windroſe ſind wir ihm nachgewandert, in ſämmtlichen Wirthshausſalons haben wir ſeinetwegen geſchwitzt und uns mit den Kellnern der verſchiedenſten Rechnungsmethoden herumgezankt, und in Folge dieſer ſchönen Erinnerungen iſt Kampf

ein Stück von unserem Leben geworden — er ist mit den Wienern und dem Wiener Leben verwachsen.

Dann ist sich Kampf — und das wird ihm von seinen paar Gegnern zum Vorwurf gemacht, diese lange, lange Zeit so ziemlich gleich geblieben. Das Wiener Volkssängerthum brüstet sich nämlich mit seinen kolossalen „Fortschritten", und indem es heute dem Geschmacke und Geiste der Zeit sich accomodirt zu haben vorgibt, eigentlich aber nur in der . . . Zote „macht", blickt es mitleidig lächelnd auf die „alte Schule" zurück, die einst der selige „Zwickerl" gegründet, Stöckel (Vater) und Jonas fortgeführt und die mit Moser begraben wurde. Kampf aber ist — „stehen" geblieben. Er sieht zwar die Erfolge, die das „Hackerthum" und die Zotenreißerinnen sich errungen, aber er bringt es nicht über sich, in dem sauberen Genre mitzuthun, er leistet Verzicht auf eine gewisse Gattung Publicum, wie auch auf die männliche und weibliche, auf die öffentliche und heimliche Demimonde, und er begnügt sich mit seinem altgewohnten bürgerlichen Stammpublicum, das mit Weib und Kind zu seinen „Lachkränzchen" kommt und sich nicht zu schämen braucht, Weib und Kind mitgenommen zu haben.

Kampf's Force ist der harmlose Spaß, der gemüthliche Jux, dann seine Charakteristik gewisser Volksfiguren und unter diesen namentlich sein bereits der „Classicität" sich erfreuender „Böhm". — Kampf's „Böhm'" hat einen Ruf, der weit über den Liniengraben Wiens reicht und Koryphaen der Kunst haben Kampf aufgesucht, um seinen „Böhm'" zu bewundern. Dawison z. B. erfrischte sich, wie er selbst sagte, an dieser köstlichen Charge; wenn Nestroy moros zu werden fürchtete, ging er zu Kampf und war wieder geheilt, wenn Beckmann melancholische Anwandlungen fühlte, vertrieb er sich die Grillen mit Kampf's „Böhm'" — selbst Karl Treumann, der's doch wahrlich auch nicht nöthig hatte, studirte diese treffliche Leistung. Kampf ist in dieser Darstellung eine Specialität, und die Figur, die er geschaffen und die sein Eigenthum ist, wurde für Wien ein ganzer „Begriff". Ein Kampf-Abend ohne „Böhm'" ist nicht mehr denkbar und obwohl er, wie er gesteht, den „Böhm'" bereits über neuntausend Mal(!) gespielt, und viele tausend Male als „Böhm'" „den Mailüftl" und den nicht minder classischen Anhang:

„Von den Olmen“ gesungen, so bin ich doch überzeugt, daß, wo Kampf auch heute spielt, seine Zuhörer, wenn ihnen auch vor Lachen bereits die Thränen in den Augen stehen, doch wieder nimmersatt: „Den Mailistl“ und „Von den Olmen“ verlangen und daß Kampf beide Lieder, vielleicht auch als Zugabe noch die pyramidal drolligen, böhmischen „Grasltonz'“ mit derselben zwerchfellerschütternden Wirkung zum Besten gibt.

Damit sei aber auch gleich gesagt, daß Kampf mit seiner allerdings grotesken Persiflage nichts Arges, nichts Böswilliges beabsichtigt. Nicht wie Hamilkar seinen Sohn Hannibal den Römerhaß lehrte, lehrt Kampf die Wiener den „Böhmenhaß“. Kampf bringt in der harmlosesten, gutmüthigsten Weise nur die, ohnehin allen Wienern bekannte, sich ewig gleichbleibende Figur eines nach Wien eingewanderten Urczechen, der sich aus angebornem, stets vom Glücke begünstigten Speculationstriebe hier freiwillig germanisirt, immer und immer wieder eine „Wittfrau mit klane Eckhäusl“ findet und heiratet, dabei in bornirt-verschmitzter Weise „kecke Wiener L . . . bub“ überlistet und schließlich als „reiche Seilerermaste“ — echt wienerisch-fidel werden will.

Darüber lachen nun die Wiener und diese kleine Revanche, daß wir über das „Glück“ eines Czechen lachen, werden uns die Herren Czechen wohl verzeihen. Was anderes ist es mit dem „dummen Kerl von Wien“, der sich daran ergötzt, wenn im Prater der „Jud“ vom Wurstel erschlagen wird. Wenn aber Kampf den Wienern nur den freilich drolligen, aber dennoch sprichwörtlichen Glückspilz aus Podiebrads und Czaslau's Umgebung zeigt, und der in verschiedenen Richtungen von dem eingewanderten Rivalen eben nicht am . . . Brüderlichsten behandelte Wiener zu seiner eigenen Niederlage und über den „socialen Sieger“ lacht, so ist das wahrlich ein bescheidenes Vergnügen des Wieners, der keinen Nationalitätenhaß kennt und sich sogar an die „pfiffigsten“ Erfolge seiner uncollegialsten Nebenmenschen zu gewöhnen weiß.

Das mußte, wie gesagt, erwähnt werden, weil von einer Seite, wo man bekanntlich „keinen Spaß versteht“, Kampf wiederholt der Vorwurf gemacht wurde, er mache die „böhmische Nation“ lächerlich, und deshalb cajoliren ihn die eingefleischten Wiener. Dem ist nun eben nicht so. Kampf ist ein so gutmüthiger, harm

loser Wiener, wie der Wiener überhaupt ist, und es war eine — Lächerlichkeit ohne Gleichen, daß einige bramarbasirende Swornoste, freilich zu einer Zeit, als der doppeltgeschwänzte Löwe am grimmigsten knurrte, aus Kampf's lustiger Scene politisches Capital schlagen wollten und in einem öffentlichen Locale einen nationalen Exceß producirten.

Nein, wer halbwegs bei gesunden Sinnen ist, wird und muß über Kampf nur lachen. Ich glaube, daß der sauertöpfischeste, griesgrämigste, verhämorrhoidalisirteste Protokollsdirector oder menschenfeindlichste Landesgerichtsrath über Kampf lachen muß. Ich glaube, daß selbst der wüthigste Sohn der Wenzelkrone wenigstens lächeln muß, sieht er und hört er sein leibhaftiges Conterfei, „Klesheimisch“ fühlen und dabei das „Deutsche“ so unbarmherzig maltraitiren. Ich glaube endlich, daß selbst der ernsteste Shakespeare-Erklärer und „gebildetste“ Hebbel-Kritiker trotz der imponirenden Höhe seines Standpunktes und Forscher-Bewußtseins doch . . . schmunzeln muß, wenn er Kampf z. B. als alten (Wiener) Sesselträger Sebastian von der „Leich'“ zurückkommen sieht, wo er sich so gut unterhalten, wo auch eine „Harmonika“ dabei war; wie Kampf ferners erklärt, daß über eine „schöne Leich' nir is“, und daß er den „Jur“ in seinem Leben nicht mehr vergißt, wie sie „sein' besten Freund einig'seuert haben in die Grub'n“! u. s. w.

Das sind Scenen und Figuren aus dem Volke und, von Kampf wahrheitsgetreu dargestellt, von unbeschreiblicher Wirkung. Man lacht seit dreißig Jahren und wird stets darüber lachen. Und es lacht Alles über Kampf, Alt und Jung. Frauen beißen in ihre Sacktücher, um nicht laut aufschreien zu müssen und der kleine Nachwuchs, der sich stets in die nächste Nähe der Tribüne postirt und Mund und Augen aufreißt, um all den Schabernack ganz zu genießen, schüttelt sich vor Lachen.

Kampf spielt hauptsächlich die „Alten“ und zwar aus den unteren Volksschichten, vortrefflich. Eine fabelhafte Beweglichkeit seiner Gesichtsmuskeln gestattet ihm die frappantesten Physiognomien hervorzuzaubern, wobei ihn eine merkwürdige „Gaumentechnik“ unterstützt, um alle möglichen Sprecharten und Dialecte zu copiren. Außerdem ist er noch ein Meister im künstlichen — Schielen!

Im Umgange ist Kampf wie alle gebornen Komiker höchst einsilbig und sogar misanthropisch. Als vielgeplagter Familienvater — von sechzehn Kindern hat er noch sechs zu ernähren, ist sein Dasein eben kein sorgenfreies, kein lustiges. Er gesteht, daß er nicht den rechten Beruf erwählt, daß er hätte „zum Theater“ gehen und die Bretter, welche die Welt bedeuten, betreten sollen, während er auf dem „Brettl“ versauert sei. Auch ein politischer Märtyrer ist Kampf; in der Zeit der Ordnungsmacherei wurde er nämlich einer Strophe wegen confiscirt und mußte fast durch zwei Monate „brummen“. Er hat mit den Wienern überhaupt „Freud und Leid“ getheilt und auch schon deshalb haben die Wiener ihren „alten Kampf“ gerne. Möge er sie noch lange lachen machen! —

* *
*

Wir steigen nun einige Stufen tiefer hinab. — Wollte ich pathetisch werden, ich würde einen classischen Vergleich wählen und meine verehrten Leser und Leserinnen, wie es Dante von seinem Cicerone passirte, höflichst einladen — die „Hölle“ zu besuchen, so aber geht unsere, wenn auch nicht ganz ungefährliche Wanderung nur in einen beliebigen „Keller“ mit soundsoviel Staffeln. — Aber das „Hinabsteigen“ meine ich ja überhaupt nur figürlich, denn wir können unsere Studien viel commoder in einem oberirdischen Locale, z. B. in einem Etablissement der „Stadt Belgrader“ Region fortsetzen, nur dürfen Sie weder über die Kunstgenüsse, die nun folgen, noch über die Atmosphäre, in die ich Sie führe, die Nase rümpfen, denn es ist eben — in jeder Beziehung „starker Tabak“, der hier consumirt wird, und Sie haben sich gegen so manche Attentate auf Ihre verschiedenen Nerven und Organe zu wappnen.

Besuchen wir deßhalb heute zur Abwechslung Herrn Stöckel. Sie werden gleich beim Eingange den Unterschied in den „Empfangsmodalitäten“ merken; es fehlt nämlich an der Thüre das usuelle „Kastel“ mit dem darin sitzenden Cassier, denn Herr Stöckel huldigt noch dem alten, von seinem Vater ererbten Cultus des „Absammelns“ mit dem Teller, ein Gebrauch, der ebenfalls viel für sich hat, denn der „Künstler“ wird dadurch mit seinem Publicum in Berührung gebracht. Das

Streben eines Volkssängers geht doch vor Allem dahin, „populär" zu werden. Was erhöht nun die Popularität mehr, als wenn der soeben mit dem betäubendsten Beifallsgeklatsche ausgezeichnete „Künstler" von seiner Tribüne herabsteigt, einen Teller mit der obligaten Serviette ergreift und im vollen, oft pudelnärrischen Costüme, noch hochroth geschminkt, d. h. das Gesicht bis zur Unkenntlichkeit beschmiert und beklert, sich an den nächsten Tisch wendet und ohne jeglichen Künstlerstolz wie ein ganz gewöhnlicher Mensch sein bescheidenes Anliegen vorbringt, sich für eine Kleinigkeit von etlichen Kreuzern sogar bedankt — ja noch mehr, es nicht einmal verschmäht, aus dem ihm dargereichten Bierglase einen tüchtigen Schluck zu thun.

Man kennt die Naivetät einer gewissen Gattung Publicum, das jede „Vermaschkerirung" mit weit aufgerissenen Mund und Augen bewundert, das sich höchlich geschmeichelt fühlt, wenn selbst der schäbigste Bajazzo einer herumziehenden Seiltänzertruppe sich mit ihm die unsanftesten Späße erlaubt, und das nicht genug staunen kann über solche Leutseligkeit und wie derlei — eigentlich „ungewöhnliche" Menschen so menschlich sprechen und — trinken. Dieses naive und gutmüthige Publicum freut sich nun stets, wenn irgend ein Künstler (aber nur „maschkerirt" muß er sein, oder doch wenigstens geschminkt) nach seiner Production — und sei es was immer für eine — zu ihm „herabsteigt", mit ihm verkehrt und mit ihm aus einem Glase trinkt. Es freut sich, den, über welchen von seinem erhöhten Standpunkte aus es soeben noch bis zum „Zerplatzen" gelacht, nun in der allernächsten Nähe zu sehen, die grotesken Malereien in seinem Gesichte nun genau bewundern zu können und vielleicht sogar ein paar Extraspäße, die nur für diesen einen Tisch berechnet sind, zu hören. Es freut sich schließlich, den Tribut seiner ungeheuchelten Anerkennung dem Liebling direct einhändigen zu können, d. h. ihn auf den vorgehaltenen Teller zu legen und auch gleich den Dank dafür separat in Empfang zu nehmen.

So viel über den „Werth" der Methode des „Absammelns". Ich wollte damit nur zeigen, in welch cordiale Verbindung es den ausübenden „Künstler" mit seinem Auditorium bringt. Diese „cordiale Verbindung" herrscht nun, und zwar in der tolerantesten Ausdehnung, gerade zwischen Herrn Stockel

und ſeinem Publicum. Stöckel hat auf ſein Sängerbanner die Deviſe: „Nur kan' Schenirer!“ geſchrieben und ſeine Zuhörer an einen ſolch vertraulichen Verkehr gewöhnt, wie er nur in gewiſſen Kreiſen beſteht, wo ſich eben Einer vor dem Andern nicht zu „ſcheniren“ braucht. Herr Stöckel genirt ſich nun wahrhaft nicht im Mindeſten vor ſeinem Publicum und dieſes wieder genirt ſich nicht — über Herrn Stöckel zu lachen, und zwar „unbändig“ zu lachen. Stöckel verſchmäht es, Umſchreibungen zu gebrauchen, das iſt dem Manne zu langweilig und ſeine Zuhörer prätendiren ja auch eine ſo zarte Rückſicht nicht. Stöckel nennt die Dinge bei ihrem wahren, wenn auch oft — übelriechendſten Namen; er verhüllt auch die Zote nicht, er entzieht ihr ſelbſt das nothdürftigſte Gewand und ſchleudert ſie nackt hinaus unter ſeine lachenden Zuhörer und kichernden Zuhörerinnen. Er bringt Dinge auf's Tapet, bei deren leiſeſter Andeutung die „Damen“ ſonſt die Ohren verſtopften oder doch „verſchämt“ die Augen niederſchlugen — bei Stöckel „kugelt“ man ſich vor Lachen. Dennoch will ich Stöckel nicht gemein nennen und ſein Publicum kein ſittenloſes; beide Theile ſind nur, wie bereits geſagt, im höchſten Grade „ungenirt“ und über Vieles „hinaus“, was bei halbwegs ſcrupulöſen oder „kritiſchen“ Köpfen Bedenken oder gar Aergerniß erregen würde. Bei Stöckel kennt man ſich gegenſeitig, man weiß dort, wo „Barthel den Moſt holt“, man verſteht das . . . „Jägerlatein“ exact und kennt die Terminologie gewiſſer Ausdrücke wie ein Profeſſor der betreffenden Wiſſenſchaft. Zu was alſo viele Umſtände machen? Man braucht ja deshalb nicht verdorben, auch nicht gemüthsroh zu ſein, ſo wenig als z. B. die urwüchſigen Repräſentantinnen der „Wäſchertonerl“-Species ſchon aus dem Grunde moraliſche Ungeheuer wären, weil ihre Dialectik eine ungeheuerliche und ihr „savoir faire“ ein verblüffend — ungebundenes iſt.

Nein, gerade Stöckel's Publicum iſt kein ſolches, das nur der Zote wegen kommt und ihr begeiſtert zujohlt, es lacht zwar darüber, aber die Zote und die Gemeinheit iſt ihm nicht Hauptzweck, nicht Lebenselement, nicht ſein ganzes Wiſſen und Wollen. Stöckel's Stammpublicum ſteht zwar um eine Nuance unter dem — Kampf's, aber es iſt wie dieſes nicht aus der Demimonde recrutirt; im Gegentheile, es iſt der „untere“

Bürgerstand, der tagsüber gearbeitet und Abends ein paar Stunden lachen will, der Geselle, der mit „ihr“ kommt, wenn sie ihren „Ausgang“ hat u. s. w. Stöckel's Publicum will ebenfalls, wie Kampf's Publicum, nur lachen, und weil es einen gesunden, starken Magen hat und viel vertragen kann, so lacht es über Vieles, eigentlich über Alles.

Und Stöckel ist wirklich drollig. Als Urwiener und Sohn des bei unseren Vätern und Großvätern vielbeliebten Volkssängers, hat er die Eleusinischen „Geheimnisse“ des Volkssängerthums sozusagen mit dem „Namenbüchl“ gelernt. Er kennt Wien und die Wiener, dann das Wiener Leben wie Wenige; er kennt die Eigenthümlichkeiten und Schwächen des leichtlebigen, lustigen Völkchens, wie nur Einer; er kennt die Sprech- und Ausdrucksweise, den Jargon der unteren Schichten vortrefflich und versteht aus dem „ff“ die Schlagwörter des Tages, die „mots“ des Augenblicks zu benützen. Ihm ziehen auch alle Jene nach, denen der Kampf zu „hoch“ ist, denen Kampf's parodistisches Talent und sarkastisch drastische Charakterisirung zu ferne liegen, aber Stöckel begreifen sie, seinem „Gedankenfluge“, der sich nie über das Niveau der allerpopulärsten Vorkommnisse erhebt, vermögen sie zu folgen, Stöckel's „Philosophie“, die er in seinen drolligen Monologen darlegt, können sie fassen, seine Beziehungen wissen sie zu deuten, seine „Logik“ zu würdigen. Stöckel hat auch nicht das Bestreben, zu ironisiren, zu geißeln — er schlägt mit dem Dreschflegel darein, er spricht von der Leber weg, oder wie er selbst sagt, „wie ihm der Schnabel gewachsen ist“. Und das schätzt sein dankbares Publicum.

Ein Abend bei Stöckel ist in mancher Hinsicht amüsant. Schon seine Vortragsweise ist originell. Während sein Vater mit dem dünnsten „Tabädl“ Stimmchen die harmlosesten Lieder zum Besten gab und wie ein krankes „Zeiserl“ sein bekanntes

„Von Hietzing kum i her,
Hab' fast kan Ath'n mehr“,

mühselig zwitscherte — schnarrt sein Sohn, der nun wohl auch schon den Fünfzigern nahe sein mag, in gellendster Weise die verschmitzten Reime herab und schaut sich dabei mit den malitiösesten Augen die Wirkung an, welche die, gleich einem Gußregen aus seinem Munde hervorschießenden, für andere Menschen

unaussprechlichen Worte auf seine elektrisirten Zuhörer machten. Nun, diese Wirkung besteht in einem ohrenerschütternden Gelächter und Geklatsche, Stöckel verneigt sich, macht einen derben Spaß und singt (d. h. schnattert) ein neues Lied in noch viel merkwürdigerer Textirung und der wunderlichsten Wortfügung.

In den sogenannten „Intermezzos" (komischen Scenen), in welchen Stöckel eine ganze „Rolle", meist dummdreiste Bediente und ähnliche „Charaktere" durchzuführen hat, ist er unerschöpflich in den drolligsten Einfällen und oft sogar recht witzigen Impromptus.

Mit Stöckel hat das Volkssängerthum keinen Fortschritt gemacht, weder zum Guten, noch zum Schlimmen. Er selbst kennt keine Concessionen an den Zeitgeist, an den Geschmack der Gegenwart, er kennt nur den Spaß, freilich in seiner derbsten Weise, aber — man muß es gestehen, es ist wirklicher Spaß. Zudem versteht ihn sein specifisches Publicum, das ohnehin gleichfalls an die derbste Kost gewöhnt ist. Wie vertraut er nun mit diesem seinem Publicum ist, habe ich bereits oben angedeutet, er selbst nennt sich — da er etwas hinkt — in seinen Ansprachen laut und ungescheut „den hatscheten Stöckel", und hat er eine Pièce anzukündigen, so geschieht es, indem er sagt: „Sogleich folgt eine komische Scene: „Der Wunderdoctor" — daß also ka Mensch daweil furt geht!" — Ist das nicht familiär?

* *
*

Wir sind von nun an fort und fort im „Hinabsteigen". Wer mir folgen will, mag es thun, aber mich später mit Vorwürfen verschonen, daß Manches doch so unsauber, ja Vieles sogar empörend roh gewesen und daß er nahe daran war, in einem Sumpfe der cynischesten Gemeinheit zu ersticken. Sie fragen mich erschreckt, wohin es gehe? Ich weiß es selbst noch nicht; wir haben eine weite Wanderung durchzumachen, ein ganzes Heer von — Wirthshauskünstlern und Künstlerinnen harrt noch unseres Besuches, wir wollen sie Alle kennen lernen und auch ihr Stammpublicum und ihren Einfluß auf die große Masse — und dabei müssen wir sogar das „Rangsverhältniß" im Auge behalten und Jeden und Jede in die Reihe stellen, in die Jeder und Jede gehört. Denn nur keine Verletzung des fremden Ehrgefühls!

Aber da befinde ich mich selbst in einem peinlichen Dilemma und komme mir fast vor, wie Buridan's Gefährte zwischen zwei Bündeln Heu, „prüfend und wählend, welches das Bessere sei" — indem ich sinnend nachgrüble, welcher von den beiden rivalisirenden Gesellschaften, „Eckhard und Pirringer" — dann „Schieferl und Drexler", von denen die Erstere den Gesangskomiker Reder, und die Andere die sogenannte Localsängerin Fräulein Zeidler als Reservemagnet mit sich führt, der Vorrang gebühre? Beide Gesellschaften haben nämlich die specifische „Ambition", das Treiben der allerunterſten Volksschichten Wiens in Sang und Klang zu versinnlichen, das „Leben und Lieben" einer ganz eigenthümlichen Gattung Menschen zu zeigen, deren Nerve das prononcirteste, hart an das Gebiet des „Kappelbubenthums" streifende „Hackerthum" ist, deren Ideale der Vogelhuber und die Vogelhuberin und deren Heldenthaten bei der „Mehlgrub'n im Prater (seligen Andenkens) sind; die leuchtenden Auges vom „picksüaßen Holz" des „Grueber Franzl" beim „Gschwandtner" erzählen, die bei den „Schwoama Buab'n" schwören, denen nur bei den Melodien einer „Klampfen" wohl ist, die den Musikanten ihre letzten paar Kreuzer hinwerfen, um sich „austrudeln" zu lassen und bei den „freien Phantasien" eines „Guitarrezupfers" und den stürmischen „Vierzeiligen" einer „Jodler Sirene" begeistert ausrufen: „Verkauft's mein G'wand, i bin im Himmel!"

Meinen verehrten Lesern und Leserinnen, welchen dieses „Beisldeutsch" fremdartig klingt, denen dieses Hacker Idiom unverständlich ist und die über solches „Sprüchlkauderwälsch" verwundert den Kopf schütteln, kann ich mich nun freilich nicht erklären, sie würden die Beziehungen auch nicht verstehen — aber wenn sie vielleicht schon das „Vergnügen" hatten, (en passant) die Herren Nagel und Amon gehört zu haben, so könnten sie doch einen annähernden Begriff des „Wesens" jener Volksclasse und des „seelischen" Inhalts ihrer Amusements haben, zugleich aber auch die Bedeutung des „Klampfen Jenisch" leise in sich aufdämmern fühlen und sodann — je nach Geschmack oder ihren starken Nerven — mich weiter begleiten oder sich auch widerwillig abwenden.

Die Firma „Nagel und Amon" ist nun, wie ich schon früher einmal gezeigt, die, wenn auch humorlose, gegenwärtig aber doch Hauptdolmetscherin dieses sogenannten „Urwiener"- eigentlich aber „Hackerthums". Die Ableger dieses Stammhauses sind die seit einigen Jahren selbstständig etablirten Nebenfirmen Eckhard und Pirringer — dann Schieferl und Drexler. Welche von beiden Gesellschaften die „vorzüglichere" sei — wie gesagt, ich weiß es nicht, ich habe nur so viel gefunden, daß beide „Schulen" innigst bestrebt sind, ihre Vorbilder zu überbieten, d. h. bei Reproducirung der „Art und Weise" der gemeinsten Species unserer geliebten Mitbrüder in Superlativen sich zu ergehen und bei ihrer gewohnten minutiösen Detailmalerei des Gemeinen die Farben nicht zu schonen, im Gegentheile, möglichst dick aufzutragen.

Die Herren Eckhard und Pirringer, zwei Vollblutwiener, beschäftigen sich meist mit „Dudeln" (Jodeln) und genießen das Renommé, die ersten „Dudler" des aufgeklärten Jahrhunderts zu sein. Nun ist es allerdings wahr, daß vorzugsweise Herr Eckhard ein Matador auf dem Falsett ist und daß er mit staunenswerther Virtuosität den „Umschlag" und die sonstigen Bravouren eines Professionsdudlers versteht. Es ist auch ferners wahr, daß in diesen — eigentlich unbeschreiblichen Melodien ein prickelnder Reiz, ein wollüstiger, elektrisirender Zauber liegt, daß ihr nationales Element eine anheimelnde Wirkung auf heißblütige Naturen auszuüben vermag, und daß schließlich dieses „melodische Aufjauchzen der inneren Lust" die Zuhörer leicht mit sich fortzureißen im Stande ist. Aber das Jodeln der Alpenbewohner ist wohl ein anderes, als das städtische Surrogat, das uns in gewissen Bierschänken und Kneipen geboten wird. Während der Sohn der Berge in seiner schmucken Tracht, wenn er die nationalen Weisen erklingen läßt, mit der Kraft und dem Schmelz seiner Töne in unserer Brust Wehmuth und Entzücken erweckt, wird der schwarzbefrackte, mit einem „feschen Schnauzel" adjustirte „Dudler" der Haupt- und Residenzstadt befremdend auf uns wirken und müssen die, wenn auch lieblichsten Melodien durch die triviale Vortragsweise und den unterlegten, meist empörenden Text uns mit den wohlmotivirtesten — Unmuth erfüllen. Denn die eigentliche Tendenz dieser civilisirten Jodler ist doch keine andere, als

der Trivialität und Gemeinheit eine Concession zu machen, ihr ein Loblied zu singen und das verwerfliche „Wiener Hackerthum“ zu glorifiziren.

Aber man wird mir einwenden, daß die Herren Eckhard und Pirringer — ebenfalls zwei „Inseparables“, zwei sich ergänzende Factoren, wie die Herren Nagel und Amon — sich eines großen Anhanges erfreuen, daß ihr Publicum alle Stände umfaßt, welches nur aus ihrem Munde, aus ihrer Darstellung die Personificirung des „Urwieners“ zu hören und zu sehen gewohnt ist? Darauf erwidere ich, daß eine Reproduction der häßlichsten Seite des Wiener Lebens wahrlich kein Bedürfniß ist und daß es ersprießlicher wäre, die unsaubere „Species“, welche dargestellt werden soll, lieber aussterben zu lassen, als sie durch eine forcirte Copie noch fortzupflanzen. Daß aber die Zuhörerschaft der Herren Eckhard und Pirringer „alle Stände“ umfaßt, ist eine leidige Thatsache. Ich war zur Ergänzung meiner mühseligen und aufreibenden Studien erst dieser Tage im „Maximilian-Keller“, wo man unter der artistischen Leitung des Herrn Faber wenigstens exquisit bedient wird. Das Publicum daselbst war nun unstreitig aus „allen Ständen“ und ein neben mir sitzender „Mann aus dem Volke“ that sich nicht wenig darauf zu Gute, in diesen Räumem mitunter in der illustresten Gesellschaft zu sein. „Ob Sie's glauben oder nit“, meinte er, „da herunt' is' oft recht noblich. A Stuck a zwanz'g Gawlier san gar nix Selten's; da schauen's, da kummen g'rad wieder a drei!“ — Richtig, drei Cavaliere vom allerblauesten Blute und darunter sogar Einer, der in der „Affaire Brasseur-Hornischer“ eine Marterrolle spielte, den man erst vor einigen Stunden abermals mit der Vorlesung des erschütternd herzinnigen Briefes seiner unglücklichen, sterbenden „Lori“ gelangweilt und der in den schneidigsten „Vierzeiligen“ des Herrn Pirringer und den „harbsten“ Tudlern des Herrn Eckhard die richtigste Medicin für sein fatales Ennui suchte und — fand. Ach, jener Mann hatte Recht, es wahr recht noblich in diesem Keller.

Wer sich übrigens an den eigenthümlichen Productionen der Herren Eckhard und Pirringer nicht ergötzen kann oder wer vielleicht „Tullnajatt“ und des unausgesetzten „Tudelns“ müde ist, der findet an dem Compagnon der Gesellschaft, an dem drolligen,

lustigen, quecksilbernen „Gesangskomiker" Herrn Reder einen hinlänglichen Ersatz für die ausgestandenen ästhetischen Leiden und kann unter herzlichem Lachen die Unbill vergessen, die man seinem — Gemüthe angethan. Herr Reder ist nämlich ein wirklicher, dabei vielseitiger Komiker, und ich begreife nicht, daß man diesen Tausendkünstler in einem solchen Wirkungskreise verkümmern läßt, d. h. daß ihn noch kein Theaterdirector entdeckte.

Von der rivalisirenden Firma der vorgenannten Gesellschaft, von denen Herren Schiefer und Drexler, dann ihrer Helfershelferin, dem Fräulein Zeidler, die sich sammt und sonders in demselben Geleise, in dem gleichen Genre bewegen, ist unter Hinweis auf das soeben Geschilderte nicht viel Neues zu sagen, außer — daß sie hauptsächlich und meist einzig und allein nur in der Zote brilliren. Die meisten Strophen all ihrer „schönen" Lieder sind von diesem „Hauche durchweht", und wo diese gewiß starken Herren der Schöpfung nicht ausreichen, da besteigt das „schwache Weib" die Tribüne und singt mit der kolossalsten Nonchalance Dinge, über die mein Setzer erröthen müßte, wollte ich sie für den Druck hier niederschreiben.

Fräulein Zeidler ist keine angenehme Erscheinung. Zur „prickelnden" Mannsfeld fehlt ihr eben Alles, und sie besitzt nur den hehren Willen, es der Meisterin in der Ungenirtheit zuvorzuthun. Daß die Zeidler nicht die mindeste Anlage zu einer Sängerin, wenn auch nur „Volkssängerin" hat, daß sie nicht vorzutragen, nicht zu pointiren, nicht zu nuanciren versteht, macht ihrem Publicum, das nur mit heißhungerigem Begehren der „Zote" lauscht, nichts; Fräulein Zeidler singt (oder kräht vielmehr) die pure, nackte, eindeutige Zote und wird von ihrem Publicum beklatscht und bejubelt. Und was ist das für ein Publicum, das dieser frivolen Firma nachzieht? Unsere „liebe Jugend" und ein gewisser Theil des untern Bürgerstandes. — Vor mir saß eine solche Bürgerfamilie. Die zwei erwachsenen Töchter wußten vor Verlegenheit nicht, wohin sie ihre Augen richten sollten und wischten sich thatsächlich den Angstschweiß von der Stirne. Zwei sechs- bis siebenjährige Buben schliefen fest und hatten — es war halb zwölf Uhr Nachts — ihre Köpfchen erschöpft auf den Tisch gelegt. Der Vater wollte gehen — aber Fräulein Zeidler begann, dem stürmischen Verlangen eines verehrungswürdigen Publicums

Folge leistend, ein neues Lied, und die Mutter an jenem Tische rüttelte mit unmütterlichster Heftigkeit die beiden Knaben. Diese schnellten schlaftrunken empor, rieben sich ihre armen, vom Tabakqualm gerötheten Aeuglein, und die Mutter rief, ihnen das Bierglas hinhaltend: „Schamt's Eng z'schlafen, da trinkt's und hört's zu, sie singt a neug's Lied!“ — Wackere deutsche Mutter! — Ich sag's ja immer, die Zukunft gehört den Müttern! —

* *
*

Ein paar Jahre sind es erst, daß das Consortium „Lamminger und Lasky“ sämmtliche „fesche Zeug'ln“ von Wien vor die Pforten jener Bierschänken lockte, in welchen es die vielbewunderten „Grasltanz“ in endlos variirten Strophen erklingen ließ. Die Begeisterung der „werthen Anwesenden“ war allabendlich eine stürmische, das „verehrungswürdige Publicum“ konnte sich an den inhaltsschweren Liedern und dem energischen Vortrage nicht satt hören, es strömte stets wieder in Massen herbei und lohnte die beiden „Sänger“, die es so recht verstanden, die nationalen Weisen — Lichtenthals zu interpretiren, mit dem „ehrendsten“ Beifallsgeklatsche.

Es war eine schöne Zeit! Fürst und Matras begannen fast gleichzeitig ihre Laufbahn, die „Ach, Herr Jegerle!“ Poesie florirte, Parteien bildeten sich, welche sich im heftigsten Kampfe gegenüberstanden und mit leuchtenden Augen, das Bierkrugel in der zitternden Hand, darüber stritten, wer größer sei: ob Fürst, ob Lamminger — ob Lasky, ob Matras, und ob „der liabe, der guate, der brave Herr von Hecht“ auch sämmtlichen Anforderungen des gerade herrschenden Geschmackes entsprechen könne.

Wie gesagt, eine schöne Zeit! Wir staken eben bis über die Ohren in den ersten Segnungen des Concordates; wie ein Bleigewicht lastete die Hand der damaligen „Ordner“ des Staates auch auf der Bevölkerung der Metropole und erstickte jede freiere Regung des Geistes und confiscirte jede politische Kundgebung, die nicht in den Kram der momentanen Machthaber paßte. Man arretirte die jungen Leute mit langem Kopfhaar, man reihte die Redacteure der Witzblätter in die Strafcompagnien zu Gaunern und Dieben ein, man löschte das letzte glimmende Fünkchen Freiheit

licher Beſtrebungen mit den willkürlichſten polizeilichen Ordonnanzen aus — aber man ließ das plötzlich emporwuchernde Unkraut der Gemeinheit und der Zote unberührt und war vielleicht an „maßgebender“ Stelle heimlich froh, daß die Menge an ſolch unſauberen Dingen Gefallen finde, im Bierduſel und „G'ſtanzel“-Lärm alles Andere überhörte und im blöden Gejohle allmählich verſumpfe. —

Mit dieſem kleinen Rückblick auf einen der traurigſten Abſchnitte der vaterländiſchen Geſchichte wollte ich nur den Zeitpunkt andeuten, wann beiläufig die „neue Schule“ des Wiener Volksſängerthums, die unter dem Aushängeſchilde des „Fidelen“ nur im Trivialſten, in der Charakteriſirung, reſpective Nachahmung der ordinärſten Volksſchichte — oder einzig und allein in der Zote macht, begonnen hat. Die Herolde dieſer neuen Aera, die nach und nach die große Maſſe verwilderte, ſittlich corrumpirte, für jedes beſſere Streben unempfindlich machte, habe ich bereits oben genannt — ihre Firmen beſtehen aber nur mehr theilweiſe. Fürſt und Matras trennten ſich. Beide wollten ſich „veredeln“, d. h. der Eine hat die Hardieſſe, Theaterdirector zu ſein und der Andere warf die „Schlapfen“ des Bänkelſängers weit von ſich und ſchlüpfte in den Soccus des „höheren Komikers“. Beide vermögen zwar den Tabakqualm-Parfüm ihrer früheren Stellung nicht ganz loszuwerden, aber ſie emancipirten ſich doch wenigſtens von den grellen Geſtionen des Wirthshaus-„Harfeniſten“ und den ſchreienden Verpflichtungen eines „Brettlhupfers“.

Aber auch das Band, das Lamminger und Lasky, die beiden Unzertrennlichen, ſo innig umſchlang, iſt zerriſſen; Tyrtäus-Lamminger, der die Spartaner des V. U. W. W. mit ſeinen „Vierzeiligen“ einſt zu ſo ſchönen Thaten begeiſterte, daß das Bier, mit Jubelthränen vermiſcht, über alle Tiſche rann, iſt — verſchollen. Ich weiß nicht, zog er ſich auf irgend eine erſungene Villa in Erdberg oder „Odakling“ zurück und ruht auf ſeinen Lorbeeren aus, oder iſt er auf Kunſtreiſen in fernen Welttheilen und enthuſiasmirt vielleicht einzelne Indianerſtämme mit ſeinen „Schnadahüpfeln“, oder — iſt er in ein noch beſſeres Jenſeits hinübergegangen — genug, er iſt verſchollen. Aber ſein Kumpan Lasky lebt und „wirkt“ noch. Ich fand ihn erſt dieſer Tage wieder, aber wie! Alt und faſt innerlich zuſammengebrochen,

mühselig moderne Lieder singend, er, der nach dem Ausspruche seiner Verehrer einst zu den „Harbsten“ der „Harben“, zu den „Lautesten“ der „Lauten“, zu den „Fidelsten“ der „Fidelen“ gehörte, der in der „Dudler-Frage“ dominirend auftrat und in schwierigen Zeitläuften, in kritischen Augenblicken einen „tiafen Tanz“ in die Waagschale warf, die Muthlosen und Verzagten damit aufrichtete und ihr erschlafftes Blut wieder warm pulsiren machte. Der arme Lasky! Herr Zangl, der jetzige Matador des „Reschen“ und „Feschen“, der eigentliche Repräsentant des „Urwienerthums“, hat ihn bei seiner Truppe in's Schlepptau genommen und läßt ihn edelmüthiger Weise das Gnadenbrot essen, d. h. ein paar Lieder singen. Sic transit gloria . . .!

Zangl! — Wer ist aber Zangl? höre ich den Areopag der „Kunstkenner“ rufen. Nun, ich habe seine „sociale“ und „künstlerische“ Stellung bereits signalisirt und wiederhole es, daß dieser frische, kräftige Mann mit seiner Stierbrust und seinem Stentororgane, seiner Lebhaftigkeit und seinem Mutterwitze, gegenwärtig weitaus der Berufenste ist, jene gewisse Gattung „Vollblut“ der „entern“ Gründe, wie es leibt und lebt, spricht und singt und — philosophirt, zu copiren und der, wovon sein „Werkelmann“, eine kleine Meisterleistung, Zeugniß gibt, sogar hinlängliche schauspielerische Befähigung besitzt, einzelne Chargen und Typen der minderen Volksclassen aus der lustigen Kaiserstadt auf's Trefflichste darzustellen. Zangl, und das ist ihm bei der dermaligen Zotenepidemie nicht hoch genug anzurechnen, verschmaht das schmähliche Hilfsmittel der equivoquen Attentate, er hat ein reiches Requisit anderer Späße und Drollerien, und steigt er auch manchmal in die tiefuntersten Schichten des Wiener Lebens hinab, so zeichnet er zwar die Figuren desselben auf's Frappanteste und Täuschendste, aber er holt sich bei diesem heiklen Tauchergeschäft keine Zote herauf, und die Zuhörer und die Zuhörerinnen brauchen bei seinen drastischen Schilderungen nicht zu erröthen.

Und Herr Zangl hat diese Fursorge nöthig. Denn man sagt, daß nicht nur das herzogliche Schreiberlein Criquet und die „Caprizen-Pepi“ häufig seinen schneidigen Vorträgen gelauscht, sondern daß auch unnachsichtigere, sensitivere Naturen aus dem high-life der Wiener Gesellschaft mit stillem Vergnügen den rheto-

riſchen Kunſtſtücken dieſes „rauhen Pyrrhus“ von der „Roßauer-lände“ zugeſchmunzelt hätten.

Herr Zangl beſitzt neben den kräftigſten Stimmmitteln aber auch noch das „Mundſtück“ eines echten Wieners. Sein „Was iſt deutſch?“ — dieſes feierlichſte Manifeſt eines „Thurybrücklers“, iſt wohl das Non plus ultra einer dialectiſchen Eruption, wie ſie nur aus dem vulcaniſchen Buſen eines reinblütigen Deutſch-meiſters hervorzuwirbeln pflegt und deren Lavaerguß von ver-wegenſten Titulaturen und niederſchmetterndſten Nomenclaturen als Pelotonfeuer von „Wiener Sprücheln“ an das Ohr des verdutzten Zuhörers ſchlägt.

Aber unter all dieſen halsbrecheriſchen „Sentenzen“, die — um figürlich zu ſprechen — „bloßfüßig“ und mit „auf-geſtreckten Hemdärmeln“ und „pleine carrière“ daher-raſen, läuft doch nicht die Zote mit, jene, manchmal etwas verhüllte, meiſt aber ſplitternackte Zote, wie ſie von der Mehr-zahl der Herren und „Damen“ dieſer Sängergilde ſo gerne her-umgetummelt wird. Als ich mein Staunen darüber ausdrückte, meinte ein neben mir ſitzender „herrſchaftlicher Koch“: „Das kommen bei ‚Sangel‘ nix vor, Monſieur Sangel ſeien ordent-liche Mann und haben nix nöthig, in immoralité zu macken.“ — „No“, ergänzte der „herrſchaftliche Kutſcher“, der ebenfalls an dem Tiſche ſaß, den Commentar: „wann's eppa ſo was gern hör'n, da gengan's zu die ‚G'ſrettbrüada‘, da ‚geht's dick awa‘!“ — Gerne hören?! — Ich warf dem Manne im Be-wußtſein meiner culturhiſtoriſchen Miſſion einen „vernichtenden“ Blick zu, aber — ich ging zu den „G'ſrettbrüdern“, weil ich meinen Rundgang zu machen habe.

„G'ſrettbrüder!“ — Was heißt „G'ſrett?“ Caſtelli hat das Wort in ſeinem berüchtigten „Wörterbuch der nieder-öſterreichiſchen Mundart“ nicht, er kennt nur das Wort „Frött'n“ und erklärt es mit: „eine Sache langſam und ungeſchickt thun, auch ſich mit Etwas abmühen und doch nicht vorwärts bringen“. Adelung leitet das Wort aus dem ſchwäbiſchen „Fretten“ — eine ſchwere Arbeit verrichten — her und nennt „Fretter“ einen „Pfuſcher“. — Mit dieſen etymologiſchen Vorkenntniſſen aus-gerüſtet, ging ich zu den „G'ſrettbrüdern“, die unter dieſem Namen bei den Volksſängern intabulirt und deren Firma Herr

Seisenmoser — oder in Abwesenheit des Chefs Herr Lebschmied zeichnet.

Ich hörte eine lange Weile zu und empfand nebst den übrigen Anwesenden eine herzliche Langeweile. Herr Seisenmoser ist ein Veteran unter den Volkssängern, ein kleines, graues, schmächtiges Männchen mit dünner Stimme und singt altväterisches Zeug. Herr Lebschmied, der primo buffo, ist ein Groteskkomiker von trivialstem Schlage, humorlos, witzlos, und das Abmühen Beider, Gelächter zu erzielen, rechtfertigte ihren eigenwilligen Titel „G'frettbrüder" vollkommen. Von der berüchtigten Zotenreißerei aber sah ich und hörte ich nichts. Wieso kommt dann die Gesellschaft zu diesem unsauberen Renommée? dachte ich mir, was steckt noch im Hintergrunde, mit welchen Knalleffecten will man den Beifall des bereits ungeduldigen Auditoriums sich erobern? Was kommt noch? — Da wurde eine Soloscene: „Die Ausspielerin", vorgetragen von Fräulein Fanny Seisenmoser, annoncirt und ein freudiges Gemurmel ging durch den Saal.

Und wie eine Gazelle sprang ein schlankes, zierlich gebautes sechzehn bis siebzehnjähriges Mädchen, mit einem Goßmannköpfchen, reizenden Angedenkens, hervor und schwang sich auf die Tribüne, verneigte sich, aus den lieblichsten Augen schelmisch lächelnd, nach allen Seiten und begann das Lied. Die Stimme des Mädchens ist nicht stark, aber sie klingt angenehm und schmeichelt sich in Herz und Ohr des Zuhörers. Das anmuthige Mädchen tragt aber auch anmuthig vor, so klug und verständig — dabei ist uber die ganze Erscheinung ein eigener Zauber ausgegossen, das Gesichtchen strahlt in Heiterkeit und Lust — unähnlich dem brutalen, rohen, ja frechen Auftreten mancher ihrer Geschäftsgenossinnen gibt sie sich so zart und modest, beinahe unbewußt und unschuldsvoll, man hort so gerne zu . . . plötzlich kommt sie zur Pointe — o pfui Teufel!

Da wiehert nun der Janhagel. Der „dumme Kerl von Wien" erwacht, er fuhlt sich in seinem Elemente, er johlt, er jauchzt, denn er watet und patscht herum in der Zote; der Gischt, die Jauche der ennischesten Gemeinheit spritzt ihm in's Angesicht und nun ist ihm wieder wohl . . .

Es ist unmoglich zu schildern, was das arme Geschöpf zu singen hat. Das Lied hat eine Unzahl Strophen, aber jede uber

bietet die andere an Schamloſigkeit, an Rückſichtsloſigkeit gegen etwa Anweſende des „zarten“ Geſchlechtes. Aber der Beifall des „verehrungswürdigen Publicums“ wird immer ſtärker, immer tobender; die Sängerin hat ihren Strophenvorrath erſchöpft, ſie muß immer und immer wieder erſcheinen, bis ſie zuletzt mit einer eingelernten Capitalzote ihren tiefgefühlten Dank ausſpricht und Abſchied nimmt.

Es ſchnitt mir in die Seele, als ich dem Scandale anwohnte. Und da mußte der Vater — ſeine Priſe gemüthlich ſchnupfend, zuhören, was ſein Töchterchen ſang. Die Mutter ſaß mit ſeligem Entzücken über das Talent und den Beifall ihres Kindes, vergnügt an der Caſſe; mein Gott! das Mädchen, der Magnet der Geſellſchaft, ernährt ſeine Eltern; wie muß es nun dieſe heimlich ſchmerzen, daß der Geſchmack des Publicums ein ſo tief geſunkener, daß die Gemüthsroheit der Maſſe eine ſo fürchterliche iſt und man ſo Unerhörtes, ſo Empörendes bieten muß, um „bei der ſtarken Concurrenz“ nur halbwegs reuſſiren, ſeine paar Krügel Bier trinken und ſein Jungſchweinernes eſſen zu können . . .

Nun exiſtiren vielleicht einige ſogenannte „Lebemänner“, die das Alles, was ich hier ſchreibe, als verſteckte Reclame betrachten und den Abſcheu, den ich rückhaltslos und offen ausſpreche, doch nur für einen veritablen Köder anſehen, um ſie zu dieſer ſauberen Wirthſchaft hinzulocken. Möglich; denn es gibt ja Leute mit ſo eigenthümlich organiſirten Spürnaſen, daß ſie in Allem, ſelbſt in den ehrlichſten Worten doch eine ſpeculative Reclame wittern und dieſe ſind eben nicht zu curiren. Aber eine indirecte Reclame iſt eine derlei Schilderung für gewiſſe Menſchen allerdings. Als Samſtag ein hieſiges Abendblatt ebenfalls ſeine Gloſſen über das Zotenthum einiger Volksſängerinnen machte und dabei pathetiſch ausrief: „Eine heilſame Reaction gegen die Zotenreißerei bereite ſich in Wien vor“ — da ſprangen ein paar alte junge Männer wie elektriſirt in die Höhe und der Eine ſagte: „Du, da müſſen wir doch noch eher dazu ſchauen, eh' die G'ſchicht aufhört oder gar — verboten wird!“ Und als ich unlängſt, entrüſtet von dem widerlichen Schauſpiel, daß man ein ſo jugendliches, reizendes Geſchöpf, wie die zuletzt geſchilderte „Künſtlerin“, zu einem ſolch traurigen Handwerk dreſſirt, auf- und davonlief und auf der

Straße einem „Bekannten“ begegnete und ihm meine Empfindungen klagte, schüttelte er verwundert den Kopf und erwiderte „Ah — ah — ah! Was Sie da sagen! Da muß ich doch gleich morgen hingehen, ob's wirklich so arg ist!“ — Da hat man's! —

* *
*

Wir sind nun in der Region des Zehnkreuzer-Entrées und der „Zweikreuzer-Zigarl“. Das „Gollasch“ dampft und die, wenn auch nur sporadischen Rostbraten, welche die imponirendsten Hausmeister des Bezirkes nach den obligaten „Savaladis in Essig und Oel“ als Dessert genießen, entwickeln den populärsten Zwiebelduft. Das Auditorium besteht meist aus Eleven der Schuhmacherkunst und sonstigen Delegirten der „feschen“ Arbeiterwelt. Aber auch vorzeitig emancipirte Lehrjungen, deren Stellung es zufällig erlaubt, sich einen „guten Tag“ anzuthun, geben durch ihre Erscheinung zu verstehen, daß sie der „kindischen Hetz“ beim Röhrbrunnen bereits entwachsen und nicht unempfänglich für das „Höchere“ seien, d. h. für die zweite Serie der üblichen Vergnügungen ihrer irdischen Laufbahn: den „Harfenisten“.

Die „Gesellschaft“ ist demnach etwas frappirend. Auch das credenzte „Lager“ (?) hat nicht die Dreher'sche Noblesse und läßt seinen Ursprung aus Laboratorien der sagenhaftesten Winkelbrauereien vermuthen. Weiters zeigt der hier herrschende Lärm von — beinahe beängstigender, ungezogenster Ungenirtheit, und das in kurzen Zwischenpausen sich stets wiederholende Gellirre von, durch das begeisterte „Anstoßen“ verletzten Bierkrügeln illustrirt in eben nicht anheimelnder Methode die gehobene, „animirte“ Stimmung der jugendlichen Kunstfreunde.

Aber dennoch „schmucken“ diese Kreise mitunter ganz notable Persönlichkeiten. Junge Dandys in prächtiger Toilette und den „heiklichsten“ Ueberziehern, hervorragende „Papas“ und „Onkels“ der Residenz huschen etwas verschämt an den biertriefenden Tischen vorüber und kauern sich bei einer Bouteille Rothwein in irgend einer Ecke nieder; denn wer das unbezähmbare Verlangen in seinem sonst erschöpften Herzen trägt, Fräulein Montag, die singende Prophetin des Gesellenthums, zu hören, muß eben das Opfer bringen, in diese Räume hinabzusteigen.

Wer ist Fräulein Montag und wie kam sie zu solch lärmendem Renommée? Ich weiß darüber nicht viel zu berichten, ich kenne weder ihre genealogischen, noch sonstigen Verhältnisse und habe nur in Erfahrung gebracht, daß sie im Beginne ihrer „künstlerischen“ Laufbahn im schönen Vereine mit Fräulein Mannsfeld wirkte, daß sie sich später, wie es unter rivalisirenden und ehrgeizigen Künstlerinnen schon geht, mit ihr entzweite, sich von dem Impresario Klügl engagiren ließ und nun für einige Zeit den Leibpoeten ihrer Meisterin für sich ganz allein gewonnen habe. Mehr als diese kurzen biographischen Notizen kann ich selbst meinen wißbegierigen Lesern und — Leserinnen nicht bieten und füge höchstens noch bei, daß dieses Kellerphänomen eine ganz hübsche, freilich überaus . . . resolute Erscheinung ist, daß sie ihren blonden Lockenkopf kühn in die Höhe zu schnellen weiß, äußerst lebhafte flammende, die milchbärtige, wie glatzköpfige Zuhörerschaft beinahe fascinirende Augen besitzt, ein schwarzes, bis an den Hals „modest“ geschlossenes Seidenkleid trägt, an einer schweren „goldenen“ Kette eine Damenuhr baumeln läßt, und, was die eigentliche Force ihrer künstlerischen Leistung betrifft, es, wie mich ein Sachverständiger mit seinem „heiligen Ehrenworte“ versicherte, im Dudeln nicht nur der Mannsfeld, sondern allen „Dudlerinnen“, mögen sie der Gegenwart oder bereits der Kunstgeschichte angehören, schon längst „awaputzt“ hat. Mehr weiß ich von dieser Dame nicht zu erzählen.

Aber Fräulein Montag „dudelt“ nicht nur, in welchem Gesangsgenre sie übrigens wirklich — möge man den schlechten Witz gestatten, eine „Sonntag“, d. h. eine vollendete Meisterin ist; sie „dudelt“ nicht nur — sie singt auch textirte Lieder, deren Inhalt jedoch das Gerücht bestätigt, daß der Erdichter der Mannsfeld sein schönes Talent dem neuen Wirthshaussterne angeboten und der „Toni zum Trutz“ gerade jetzt sein „Bestes“ geben will.

Ich weiß nun nicht, ob mein verehrter Verleger es mir glaubt, wenn ich ihm auch schwöre, daß ich selbst in diesem Augenblicke, wo ich mich nur an jene Lieder erinnere — erröthe; mögen es dagegen meine theuren Leserinnen mir glauben und mich auch deßhalb von jeglicher Detailmalerei der beiden

Gesangsfrevel „Nix is g'scheg'n!" und „Guat is' ganga!" dispensiren.

Das nervenstarke Auditorium erröthete aber nicht. Die — Herren klatschten, als ob sie gerade einen belehrenden Vortrag über Socialdemokratie gehört und als ob man ihnen eben haarscharf nachgewiesen hätte, daß sie keine Wiener Arbeiter, sondern „Europäer", ja, was noch mehr, „Weltbürger" wären. —

Ich hätte es gerne gehabt, daß in diesem peinlichen Momente, wo, nebenbei erwähnt, Fräulein Montag einem hart an der Tribüne postirten, ungeberdigen und volltrunkenen . . . Jüngling während ihres Vortrages mit dem Notenhefte eine „Dachtel" auf das Hinterhaupt versetzte, und diese autonome Justiz der fixfingerigen und schlagfertigen Volkssängerin von Allen, selbst von dem „Betroffenen", mit ungeheucheltem Jubel begrüßt wurde — ich hätte es, sage ich, gerne gehabt, daß jenes Mitglied des Arbeiterbildungsvereines, welches mit Leidenschaftlichkeit Vorträge über Voltaire's „Candide", die „Fee Mab" und ähnliche literarische Curiositaten hält, an meiner Seite gesessen wäre.

Vielleicht hätte der gelehrte Ausschuß doch die drängende Nothwendigkeit gefühlt, daß vor allem Anderen in seiner Standesclasse ein sittlicher Grund gelegt werden muß und daß — selbst ehe man noch die Arbeiter mit den poetischen Schöpfungen Shelley's oder der Felicia Hemans bekannt macht, der Verwilderung, der moralischen Corruption, welche durch die fanatische Cultivirung des zotigsten Bänkelsängerthums sogar über den jugendlichsten Nachwuchs hereinzubrechen droht und theilweise schon hereingebrochen ist, nur insofern Halt geboten werden kann, wenn die Wortführer der Arbeiter ihre „Macht" und ihren oratorischen Einfluß dazu verwenden, einen wohlmotivirten Abscheu vor diesem ekelerregenden Treiben selbst in dem Busen des ausgelassensten Epigonen des Meisters Sachs zu erwecken.

Oder ist es etwa nicht ein betrübender Anblick, es zu sehen, wie unser Gesellenstand sich im Schlamme der Gemeinheit wälzt, wie die Arbeiter nicht nur sich selbst an solch scandalösen, gelungenen Orgien weidlich ergötzen, sondern auch noch ihre „Braute" mitnehmen und diese nöthigen, den Unflath zu toleriren, ja — sich daran zu gewöhnen? — Was werden das einst für Mütter werden, und wie werden sie ihre Kinder erziehen? Soll

die Roheit, das Erbtheil gewisser Stände und Volksclassen, nie und nimmer enden? Freilich sollten in diesem Punkte die Arbeiter, die Meister selbst mit „leuchtendem“ Beispiele vorangehen und nicht ihre eigenen Familien in derlei Zotenspelunken führen. Aber statt „die Kleinen lehren, Speere werfen und die Götter ehren“, animirt man sie, die Wiener Lieder einer Mannsfeld, einer Zeidler, Seifenmoser oder gar einer Montag anzuhören und in der Schlemmerei und im „Dulliä-Verständnisse“ heranzuwachsen. Gott besser's! —

* *
*

Die Jeannette Weiß singt auch! — — Mit diesem scheinbar unüberlegten Ausspruche will ich aber dennoch keinesfalls weder die Muse des Gesanges noch den Begriff „Singen“ überhaupt verletzen; denn ich glaube, daß, wenn wilde Indianerstämme ihr Geheul erschallen lassen und dies von den gelehrtesten Reisebeschreibern oder gefangenen weißen Reportern als „Kriegsgesänge“ bezeichnet, somit als in die Rubrik „Singen“ gehörig, classificirt wird — und wenn ferners sogar das Charivari von heiseren Gurgellauten, das die ungezähmteste Naturalistin beim „burgundischen Kreuz“ im Wurstelprater, Liesinger-Unterzeugvoll mühsam hervorquetscht, von den umstehenden Köchinnen und ihrer militärischen Assistenz „Singen“ und die musikalische Missethäterin selbst eine Sängerin, wenn auch nur eine Volkssängerin genannt wird — man nicht anstehen darf, auch das, was Fräulein Jeannette Weiß allabendlich im Wirthshaus bei Clavierbegleitung thut — singen zu nennen. Also sie singt wirklich! —

Es liegt mir nun nichts ferner, als dem Fräulein durch eine unfreundliche Kritik in seiner Carrière etwa schaden zu wollen. Auch ihre „Schule“ und ihren „Meister“ will ich nicht tadeln, da ich ja ohnehin nicht weiß, ob sich die sonderbare Sängerin Beider je erfreute, und ob sie nicht vielleicht in ungeschultester, ungekünsteltster Urwüchsigkeit, gerade in heroischer Verachtung jeglicher Notenkenntniß dennoch ihren Platz als europäische Künstlerin einzunehmen bestrebt sei. Aber auch die „Stimme“ will ich nicht verlästern, da der Charakter derselben vorläufig ohnehin noch nicht genau zu präcisiren ist, welcher Ansicht auch mein verehrter Freund, der „Maschindrumbeter“ Przlaczel huldigt,

indem dieser „Hanslick“ der Stadt Belgrad auf meine Erkundigung die Achseln in die Höhe zog und erklärte: „Waß man nir was G'wißes, ob is Ald, ob is Subran, ob gar is Indermezzo, weil is Stimstock nir in Urdnung, ganz ruinirte!“ — E pur si muove! Und sie „singt“ doch! —

Was sie singt? Mein Gott! Die „g'wiss'n Liada“, für deren Interpretation man heutzutage nur mehr das „zarte“ Geschlecht wählt und mit welch „pikanter“ Methode — das idealste Gebilde des Weltenschöpfers: das Weib, die Lehrmeisterin für Obscönität werden zu lassen, man allein noch die erschlafften Nerven der blasirten Gesellschaft aufzurütteln vermag und — „a halbwegs leidlich's G'schäft mach'n kann“!

Ich saß so recht zerknirscht über die Ohnmacht der Besserdenkenden, so recht muthlos gegenüber der verheerenden Macht der Gemeinheit, so recht angewidert von der ungeschlachten, rohen Production der „Sängerin“ und dem Gejohle der Zuhörer, und grollte im Stillen meinem hämischen Schicksale, das mich dazu verurtheilte, sogar derlei anhören zu müssen und dieses Zotengeplärre gerade von den jugendlichsten Aspiranten des activen und passiven Wahlrechts beklatscht zu sehen. Ich mußte wohl gar zu vernehmlich geseufzt haben, denn ein neben mir sitzendes, legitim getrautes Paar frug mich bekümmert, ob mir etwas fehle oder ob mir die „G'schicht“ vielleicht nicht gefalle? Es ist nun möglich, daß ich mein Referentenhaupt schwermüthig geschüttelt, denn die Beiden sahen sich verwundert an, worauf mich die gutmüthige Frau tröstete und meinte: „'s is wahr, gar schön is das nit, was ma da z'hör'n kriegt, aber es is ja a nur für d' jungen Leut, die müssen doch a a Freud hab'n!“ — Also nur fur die „jungen Leut“ ist „das“? — Sirtes! Sirtes! — Ich glaube, ich ging hinaus und „weinte bitterlich“.

„Fraulein“ Jeannette Weiß ist eine „hoch aufgeschossene“ starke Person. Sie imitirt, was das moderne, bis an den Hals geschlossene, sittsame Volkssängerinkleid betrifft, weder die Mannsfeld, die diese keusche Mode erfunden, noch die Montag, die den „Gspaß“ nachmacht, Fraulein Weiß huldigt der entgegengesetzten Methode. Auch ihre Actionen sind nicht so bescheiden, so nur leise andeutend, wie es die pfiffige „Toni“ zu machen und soviel Effect damit zu erzielen versteht. — Die Weiß haut mit den

fleischigen Armen um sich und gebraucht dieselben, wie die wirkliche und falsche Antoinette ihr „Bein", zur Versinnlichung dessen, wo der Text nicht immer ausreicht. Sie hat zwar schließlich nicht den mindesten Beruf für ihr dermaliges Geschäft, aber — sie scheint wenigstens, wie so Viele ihrer Gattung, ein „gutes Herz" zu haben, denn obwohl eben nicht mit glänzenden Einnahmen beglückt, gab sie doch erst vor ein paar Tagen eine Beneficevorstellung zu Gunsten der hochbetagten Mutter eines kürzlich verstorbenen „Volkssängers" Namens Kainz.

Ach, die arme Matrone saß, in das ärmlichste Schwarz gekleidet, am Cassentischchen und zählte wiederholt die vier bis fünf Gulden, die ihr nun für ihre alten Tage geschenkt wurden; die „Jeannettel" wetterte auf der wackeligen, morschen, baufälligen Tribüne ihre derben „G'stanzeln" herab . . . ich weiß nicht, was in jenem Augenblicke das verlassene, gebrechliche Mütterchen gedacht und gefühlt haben mag, wenn sie ihres todten Sohnes sich erinnerte, der ja auch dieselbe „Künstlerlaufbahn" betreten, und daß es doch wohl eigenthümlich sei, wenn man gerade durch den Vortrag der frivolsten Lieder ihr in ihrer Noth und Kümmerniß, in ihrem herzzerreißenden Elende eine edelmüthige Hilfe bringen will. Vielleicht seufzte sie auch? Vielleicht beklagte sie doch — diesen „Stand", der in seiner fortschrittlichen Entwicklung heute fast durchaus sittlich so tief gesunken ist? Vielleicht zürnte sie — tiefinnerlich beschämt, erst jetzt ihrem Sohne?... Die alte „Harfenistenmutter"! — —

Aber, um nicht sentimental zu werden, was für den „Stand", den ich mir erwählt, das Gefährlichste wäre, suchte ich lieber die „Salonjodlerin" Fräulein Mathilde Krahl auf, die sich unter dieser kühnen Bezeichnung bei der Genossenschaft der „Dudlerinnen" intabuliren ließ und als solche in der Kunstgeschichte Wiens glänzen — möchte.

„Salonjodlerin!" Das Wort klingt wohl barock, hat aber für den, der das locale Mäcenatenthum kennt, nichts Befremdendes. Es ist nämlich noch nicht so lange her, daß gerade in den aristokratischesten Gemächern, in gar vornehmen Salons die Zither sammt ihrem dudelnden Zugehör en vogue gewesen: die zart geädertsten Damen glühten ungescheut für diese romantischen Melodien der Sennerhütten oder des Kuhstalles und so

manches üppige Boudoir wurde zur idyllischen „Schwaig", worin man mit dem neuen faible den phantasievollsten Cultus trieb. Alexander Baumann brachte die Sache in die Mode, das Burgtheater-Nandl, Fräulein Wildauer, machte sie salonfähig und der Zithermatador Kropf wurde thatsächlich zum „tonangebenden" Helden der damaligen Abende. Wie Alles durch Ausschreitungen sich abnützt, so war's auch in dieser momentanen Geschmacksrichtung. Man griff immer tiefer und tiefer und lud sich zuletzt in jenem bekannten Rennweger Tusculum sogar — Herrn Fürst ein . . .

A la Camera scheint sich der Dudlercultus überlebt zu haben. Natürlich; man braucht ja, um dem specifischen Gelüste fröhnen zu können, diese heimlichen Dudlerconventikel nicht mehr, man fährt in dieser aufgeklärten Zeit ungenirt in unnummerirten Fiakers zu den öffentlichen Soiréen der Mannsfeld und der Montag, und genießt unter Einem den dazu gehörigen Parfum der ganzen „fidelen" Wirthshausscenerie. Ob nun Fräulein Krahl je in einem veritablem „Salon" gejodelt und ob sie demnach das stolze Prädicat einer „Salonjodlerin" c'est-à-dire „gesetzlich" zu führen berechtigt ist, ob ihre künstlerischen Antecedentien bis in solche Räume reichen, in welche man nur über mit Teppichen belegte Stiegen zu schweben hat, das Alles habe ich leider nicht in Erfahrung bringen können. Auch das Dulliä-Professorencollegium, an das ich mich in meiner Kritikerangst wendete, wußte mir nicht Bescheid zu geben, denn Fräulein Krahl blüht wie ein Veilchen nur im Verborgenen, es ist schwer, sie aufzufinden und ich habe sie rein zufällig beim — „schwarzen Ochsen" auf der Landstraße entdeckt.

Die „Salonjodlerin" singt dort in der „Schwemm". Es ist dies übrigens das geräumigste Local des Etablissements, das nur noch zwei kleine Nebenzimmer aufzuweisen hat, und die beim „Ochsen" sich producirenden Künstler müssen sich deshalb schon bequemen, unter den unmittelbaren Auspicien des Hausknechts, respective „Weintragers" zu „arbeiten".

Als ich eintrat, sah ich noch nicht die mindesten Vorkehrungen für die „Soirée". Wohl saßen die Künstlerin und ihr Cortège in einem Winkel, aber mehr zur Abreise gerüstet, als für den heiteren Dienst der Musen, und thaten recht kleinlaut. Der Wirth

hatte das sogenannte „große Umschießen“; es war nämlich auch zugleich „Blunzen- und Leberwürsttag“ und die Anwesenden lechzten hörbar nach dieser schweinernen Ambrosia, denn das stürmische Feldgeschrei lautete unaufhörlich: „Nur recht braun, Herr Wirth!“ Dieser selbst war nicht „gut aufg'legt“ und auf meine Frage: wann das „Concert“ beginne, antwortete er trocken: „Gar nit, der Hausherr leidt's nit!“ — Der Hausherr leidt's nit — der Tyrann!

Das vorhandene Publicum fügte sich jedoch in das Unvermeidliche und kaute seine Würste. Es bestand meist aus ehrbar rußigen Schmiedegesellen und sonstigen Arbeitercollegen; die Damenwelt war nicht vertreten.

Da trat ein benachbarter Jüngling mit der „Seinigen“ ein und machte an die Inamorata mit der kategorischen bezirksüblichen Redeformel: „Da schwaß Di nieder!“ die Einladung zum „Platznehmen“. Dies geschah und entschied für den Abend. Außerdem kamen noch einige Stammgäste und die übrigen stabilen Extrazimmerhonoratioren, und nun wurde der Kellnerjunge encouragirt, sich in die Höhle des Löwen, nämlich in das hausherrliche Atrium zu wagen: „mit einer schönen Empfehlung vom Wirth und ein' Handkuß von der Fräul'n Krahl und sie thäten halt bitten lassen — u. s. w.“ Ich glaube, das Placetum wurde aufgehoben, das Veto zurückgenommen und die Licenz huldvollst gewährt, denn alsbald ging der Arrangirungsrummel los.

Zwanzig fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle —

d. h. der Wirth, der Hausknecht, der Kellnerjunge und einige „Freiwillige“ stürzen sich muthig in die Schlachtlinie, in die compacte Masse der dichtbesetzten Tische, fassen diese an beiden Enden — die Gäste mit den Wurstresten, sie theils zwischen den Zähnen, theils mit dem „Hölzl“ in den Händen haltend, springen in die Höhe und fügen sich gutwillig in die neue Ordre de bataille, denn es ist Platz zu machen für's „Clawir“ und für die „Bawlatschen“. Aus der „Fleischbank“, d. h. dem Abstech-

laboratorium des Wirthes werden nun zwei Schrägen geholt, ein paar Bretter darauf gelegt und die Tribüne ist fertig.

Das Alles ist im Nu geschehen. Mittlerweile beeilt sich der Famulus der Gesellschaft, die äußere Decorirung des Hauses ordnungsgemäß zu bewerkstelligen. Das „Annoncenkastel" wird hervorgebracht, mittelst fabelhaft rasch fabricirten „Mehlpappes" werden die „Soiré-Pelakate" darauf geklebt, zwei brennende Kerzen hineingestellt, die leuchtende Firma wird beim Eingange aufgehängt, der Hausknecht wischt sich den „Schwiz", der ihm „bis über'n Buckel awirinnt", mit dem Leibelärmel von der Stirne, die Künstler stärken sich noch mit einem Schluck „Abzug", die Primadonna — eine dralle, bereits im Hochsommer des Lebens stehende, mit einem schwarzen Lockenkopf geschmückte, jedoch unrasirte Dame legt ihre Vermummung ab — Alles räuspert sich und die Production, die eigentlich in einem unaufhörlichen, rapiden „Absammeln" besteht, beginnt.

Wie gesagt, die Zustandebringung der „Soirée" kostete nicht viel, aber eine schwere Arbeit — es war nicht der Mühe werth! —

* *
*

Da macht mich Einer, der genau bis auf's Tüpfelchen ist, aufmerksam, daß ich bei meinen „kritischen Gängen" die Rangordnung verletzt, daß ich eine „Koryphäe" übersprungen und dadurch meinem Gerechtigkeitssinne wie Tarirungsvermögen beinahe eine Blöße gegeben hätte, indem ich, weiß Gott! über wen und was Alles schon geschrieben, aber der — Fanny Hornischer, die doch so viel Spectakel in Wien mache und ihre Existenz so tumultuös kundgebe, mit keinem Sterbenswörtlein gedacht habe. „Ueber die Hornischer", meint mein pedantisch gewissenhafter Freund, „sollen Sie doch schreiben, die kommt ja weit vor der Zeidler, Weiß u. s. w., die dürfen Sie nicht ignoriren, es ist schon des Publicums wegen!" — — Richtig; die Hornischer, auf die hatt' ich bald vergessen . . .

Eigentlich nicht vergessen. Nur Mangel an Zeit und — aufrichtig gesagt, eine Art — Idiosynkrasie, die ich bei Nennung dieses markanten Namens nicht uberwinden kann, hinderten mich bisher, meiner Pflicht nachzukommen. Nein, ich habe sie nicht

vergeſſen, im Gegentheile, erſt dieſer Tage, als ich die jetzt in Wien anweſenden drei Pariſer Volksſängerinnen ſah und hörte, iſt mir meine edle Landsmännin, die Fanny, eingefallen, und ich nahm mir da ernſtlichſt vor, bei nächſtbeſter Gelegenheit das Verſäumte nachzuholen. Und ſeitdem hab' ich ſie nun auch gehört, die Horniſcher . . .

Viele anſtändige Menſchen beklagen das Erſcheinen und die Productionen der drei Franzöſinnen. Es iſt wahr, was ſie importiren, iſt eben kein Bedürfniß für Wien und was ſie leiſten, iſt ſowohl vom ſittlichen, wie vom künſtleriſchen Standpunkte aus eher als verwerflich zu betrachten. Dennoch glaube ich, iſt das bösartige Contagium, das die fremden Damen in unſere Mauern verſchleppt, kein ſo nachtheiliges, ſo intenſiv wirkendes und ich bin vielmehr der Anſicht, daß der eigentliche Peſthauch unheilbarer Sittenverderbniß von unſeren vaterländiſchen Künſtlerinnen genügend verbreitet wurde. Die drei Pariſerinnen haben uns ſittlich nicht verſchlechtert, die haben uns moraliſch nicht ruinirt.

Was leiſten denn die drei verſchrieenen Sumpfpflanzen von der Seine gar ſo Entſetzliches? Die Dolores iſt, wie der Wiener ſagt, „a arm's Waſerl", die „nit kalt und nit warm macht" und apathiſch ihre unverſtändlichen Chanſonetten herableiert. Der Satan der Waſagaſſe, die Antoinette, iſt eigentlich auch nur ein Impreſario-Schwindel, das Fräulein hat keine Stimme und trägt auch nicht beſonders pikant und charakteriſirend vor, da ihr der Mannsfeld'ſche Eſprit, der im Scandalgenre ſo herrlich eingreift, zu fehlen ſcheint. Die Antoinette leiſtet ſogar blutwenig. Sie arbeitet mit ihrem Beine; das iſt ihr ganzes Können und Wiſſen und das ſehen wir ja allabendlich an unſeren heimiſchen Ballerinnen. Was ſie ſingt, verſtehen ferner die Wenigſten, vielleicht nicht einmal der Regiſſeur dieſer Bühne, denn ſie ſingt im Pariſer Straßenjargon, der bekanntlich weder bei Machat, noch bei Meidinger, noch bei Ahn erklärt wird, und die verläſterte Antoinette iſt ſomit ſelbſt „textlich" für die keuſchen Ohren der Wiener und Wienerinnen nicht von enormer Gefahr. So bleibt denn nur die Alkazar-Marguerite, deren Erſcheinung freilich einige Bedenken von Seite der Sittlichkeitspolizei, die wir in unſerem eigenen Buſen zur Wahrung unſerer Unverdorbenheit zu erhalten haben, wachrufen könnte.

Mlle. Marguerite ist eine verwirrend corpulente Dame. Sie thut auch nicht besonders prüde und geizt mit der Schaustellung ihrer Reize, die in's Gewicht fallen, nicht im Mindesten. Personen mit etwas ängstlichen Grundsätzen erschrecken vielleicht, wenn sie diese Göttin der Ueppigkeit, die selbst für das unbewaffnete, kurzsichtigste Auge noch immer eine Büste voll Ueberschwenglichkeit und eine noch dazu ungekünstelte, aber hyperbolische Anschoppung unter der Kniebeuge offenbart, plötzlich zu betrachten haben. Auch was sie singt — und sie singt leider sehr verständlich und verständig, ist nicht immer ein Hymnus auf die Verschämtheit, für welche Tugend Propaganda zu machen, die schlau blinzelnde Pariserin überhaupt nicht auf Reisen gegangen zu sein scheint. Mitunter klingt Einiges sogar etwas . . . frivol; ja manche stylistische Wendung ihrer Chansons, accompagnirt von der entsprechenden Hüftenbewegung, gibt unserem moralischen Gewissen einen tüchtigen Schlag — aber so niederschmetternd gemein klingt vielleicht selbst das Abscheulichste aus diesen sinnlich aufgestülpten Lippen nicht, als wenn unser (ja, wir dürfen sagen: „unser!") „Landeskind", die heimische Künstlerin Fanny Hornischer die Strophenzote: „Nit schön, aber guat!" singt, und so bodenlos trivial wird selbst das Cynischeste aus dem Munde der gleichfalls ungenirten Französin nicht erscheinen, als wenn unsere (ja, wir dürfen sagen: „unsere!") vaterländische Sängerin ihren Gesangscollegen in der schnarrendsten Tonart mit den Worten: „Soglei a Lied vom ‚bladen Binder'!" annoncirt.

Das ist wohl der Superlativ der unweiblichsten Roheit und diese innerliche Roheit wird umso widerlicher, als die Sprecherin in himmelblauem, „anstandshalber" bis an das Kinn geschlossenem, mit der obligaten Schleppe behaftetem Seidenkleide, in der Maske einer sozusagen anständigen Dame erscheint, und diese erborgte Maske dazu benützt, zur prickelnden Ueberraschung ihres Auditoriums, dieses mit einer Sturmfluth sprachlicher Gemeinheiten zu überschutten. Und wie lachen über derlei schmutzigen Gußregen oder platzende Petarden der Trivialitat meine theuren Wiener, wie jubeln sie über die Naschmarktphrasen der „eleganten" Sangerin, wie „paschen" sie über solchen „Jur"

Aber wie „fidel", wie „fesch" die Fanny Hornischer ist! Wie sie — anscheinend so recht in ihrem Lebenselemente sich be-

wegt, wenn sie — wie eine Ente in der Pfütze, im dicksten Zotensumpfe herumplätschert und ihr die Jauche bis an die Stirne spritzt. Und wie bei solcher Production ihr und ihren Verehrern so cannibalisch wohl ist . . .

Da fiel mir — die ich überhaupt nicht aus dem Gedächtnisse verlieren kann — die Katastrophe ein, welche den Namen Hornischer zuerst in die Oeffentlichkeit brachte. Die Fanny hatte sich vordem in Vielerlei versucht, sie mimte und sang vor der Linie und im Prater, und Kunstkenner wollten behaupten, sie hätte zur Sängerin oder Schauspielerin nicht den mindesten Beruf, nicht das mindeste Talent. Da — schoß sich ihre Schwester, die arme Lori, durch's Herz; das unerfahrene Kind, das man in Gesellschaft der Fiaker-Milli, der „böhmischen Toni", der „dicken Bernhardine" u. s. w. u. s. w. brachte, starb an — schlechter Obhut — man hätte nun glauben sollen, die überlebende Schwester würde von diesem fürchterlichen Schlage zermalmt, oder sie büße in einem Winkel der Erde dafür, daß sie der unschuldsvollen Schwester keine gute Wegweiserin war und die Mutterstelle bei dem unerfahrenen Wesen zu leichtsinnig ausgefüllt habe. Ach nein; der entsetzliche Fall wird zur Reclame für den Namen und die Fanny stellt sich sogar in den Vordergrund, in die grellste Beleuchtung, sie wird Volkssängerin, und — in welchem Genre!

Es wäre damals an den Wienern, wenigstens an den Frauen Wiens gewesen, die Aufdringliche zurückzuweisen und durch einen allgemeinen Schrei der Entrüstung über solches Treiben die Ehre der Wiener Gesellschaft zu wahren. Von all dem geschah nichts. Wohl sollen, wie es heißt, bei dem ersten Debut der neuen Bänkelsängerin einige Zischlaute gehört worden sein, allein die Hornischer-Enthusiasten erklärten die Zischer für „brotneidige" Mannsfeld'sche Emissäre, und der Jubel war sogar grenzenlos, als der Applaus die Störefriede übertäubte. Gerechter Gott im Himmel! Als ich unlängst gerade auf einem echt „bürgerlichen Grunde", auf der Wieden, unserer politisch-hochwichtigen Vorstadt „St. Antoine", den Freudenrummel, den die Hornischer mit ihren S . . liedern unter den Anwesenden hervorrief, mit anhören mußte, als ich es mit eigenen Augen sah, daß sich betagte Männer, ihre Familien am Tische zurücklassend, zur Tribüne

drängten, um nur kein Wort davon zu verlieren, was aus dem Munde der lascivsten Volkssängerin hervorquillt, und nicht einmal errötheten, daß ihre Frauen und Kinder gezwungen waren, diesen gesprochenen und gesungenen Unflath anzuhören — da frug ich mich selbst: Sind das Deine Landsleute? Sind das die Wiener, die einst Barrikaden erbaut, das Zeughaus gestürmt und ihre Brust den Bajonetten einer zehnfach überlegenen Macht entgegengehalten haben?

Sind das die Wiener, für die so viel edles Blut geflossen, für die die Wortführer der Bewegung in den Tod gegangen oder in den Kerkern geschmachtet? O, diese zwanzig Jahre haben uns hart mitgenommen, diese zwanzig Jahre offener und versteckter Reaction haben uns entnervt, versumpft, sittlich zu Grunde gerichtet, diese zwanzig Jahre haben uns . . .

Man verzeihe mir, daß ich scheinbar den unwürdigsten Anlaß benütze, um ein Blatt aus der Geschichte Wiens in's Gedächtniß meiner Landsleute zu rufen. Aber mit tiefster Bekümmerniß erfüllt es mich, sehe ich die Geistes- und Herzensrichtung einer erschreckend großen Zahl meiner Mitbürger und wie oft gerade der Mittelstand — jedes bessere Streben als langweilig perhorrescirend, nur der Zote, der Gesinnungslosigkeit, der Gemeinheit zujohlt. Was ist dann von den unteren und untersten Ständen zu gewärtigen? Einer meiner hochverehrtesten Freunde, dessen Pessimismus kein krankhafter, sondern ein „wohlmotivirter" ist, lächelt in solchen peinlichen Augenblicken stets auf eine diabolische Weise und trumpft mich mit dem unwiderlegbaren Hinweis auf derlei Geistesprostitutionen jedesmal mit den Worten ab: „Diese Leute wollen eine Constitution? Gebt ihnen eine alberne Komödie, eine frivole Cancanistin, eine freche Bänkelsängerin — und sie sind zufrieden!" — Circenses! Circenses!

Fräulein Hornischer ist für den Moment in gewissen Kreisen eine gefeierte Erscheinung. Ein Ervater der Stadt, dessen Beziehungen zu der gesungenen Ungenirtheit bekannt sind, applaudirt in heiliger Begeisterung für das „G'wisse"! Die Sängerin selbst ist anscheinend recht lebensfroh und glücklich und erfreut sich vorderhand des „ehrenden" Beifallssturmes. Mich aber dauert sie beinahe. Ich denke immer, daß sie — zur Ehre der Weiblichkeit, doch Stunden hat, wo sie die ganze Erbärmlichkeit

ihrer „künſtleriſchen“ Miſſion empfindet, wo ſie vor der, im Grunde genommen, doch qualvollen „Oeffentlichkeit“ ihrer Stellung vielleicht ſogar erſchrickt, wo ſie bei der Erinnerung an die gar zu effectvolle . . . Ouverture ihrer Production als Volksſängerin doch erbebt, und bei dem Gedanken an eine vorausſichtlich freudenloſe Zukunft etwa ihre „Zuſtände“ bekommt. Vielleicht fühlt ſie ſich trotz des tollen Lärmens der fanatiſchen Zechgenoſſen, trotz des Geknalles der Champagnerſtöpſel zeitweiſe übel gelaunt und ungeachtet des Umſchwirrens jubelnder Verehrer dann und wann doch recht einſam und verlaſſen! Vielleicht weint ſie ſogar zu Zeiten um ihre arme, todte Schweſter, die ſchrecklich enttäuſchte Lori . . ., iſt es ſo, mein Fräulein? Dann — verzeihen Sie mir, was ich über Sie geſchrieben habe. — —

* * *

Wien iſt endlich auf dem rechten Wege. Da ſchreibt mir Jemand, daß meine edle Landsmännin Horniſcher ein geradezu injuriöſes Couplet auf mich ſinge, d. h. krähe, und daß das „Publicum“ keinesfalls darüber indignirt ſei, im Gegentheile „juble und jauchze“. Der Mann vergaß beizufügen — welches Publicum. — Bei der Geſchmacksrichtung, welcher die große Maſſe heutzutage huldigt und welchem Genre ſie überhaupt „zujubelt“, wäre übrigens noch ganz Anderes zu gewärtigen. Wie dem auch ſei, das Spülicht der Gemeinheit, das die ſingende Zote ungeſcheut und öffentlich über Alt und Jung, Weib und Kind ausgießt, hat den Kern der Wiener Bevölkerung bereits mit einer undurchdringlichen Kruſte überzogen, an der jeglich veredelndes Bemühen einer reinigenden Seife faſt vergebens iſt. Welcher Geſchmack aber der herrſchende, was das Leibgericht der Menge iſt, davon ein paar erläuternde Beiſpiele.

Es exiſtirt in Wien eine Geſellſchaft „Katzenberger“, welche ſich ebenfalls öffentlich producirt, aber keine Geſangsvorträge zum Beſten gibt, ſondern nur in „Muſik“ macht. Nun, der Name Katzenberger klingt wohl nicht harmoniſch und nicht melodiſch, dennoch leiſtet die Geſellſchaft ganz Tüchtiges. Die Frau iſt eine kleine Meiſterin auf der Flöte, Clarinette und dem Piccolo, auch eine gute Zitherſpielerin iſt ſie. Der Mann ein vortrefflicher Violoniſt, desgleichen ſein College. Der eine Sohn der Familie

leistet auf dem Clavier recht Anständiges und sogar der jüngste Katzenberger'sche Sprößling arbeitet bei der großen Trommel und den Cinellen wacker darauf los. So bildet denn die Familie ein ganz gutes Orchester en miniature und bringt ihre Pièceen fast tadellos zur Aufführung. Man sollte demnach glauben, daß sich Familien aus dem Mittelstande an einer derlei musikalischen Katzenberger-„Soirée" ganz wohl vergnügen könnten. Dem ist aber nicht so, die Mehrzahl der Anwesenden langweilte sich. Ein ehrsamer Bürger vom Grunde klopfte mürrisch seinen Ulmer mit den Worten aus: „Fade G'schicht!" — „Fad?" interpellirte ich den vorstädtischen Kritiker, „warum fad?" „No", entgegnete er, „das seg'ns und hörn's ja; 's is ja a Alles mäuserlstill, die Leut' woll'n halt was sing'n hör'n und was Fesch's — aber da soll'ns morg'n kommen, da singt die X., da wurden's an Spectakel erleb'n und a Hetz! — i g'freu mi selber schon!" — Würdiger Greis!

Weiters. Die Volkssängergesellschaft Hofer, Unger und Wanthaller gehört meines Erachtens unter die besseren, jedenfalls anständigeren Ableger der vielgeästeten singenden Genossenschaft. Das lustige Trifolium cultivirt eben nicht die nackte Zote und sucht mehr durch drastischen Spaß zu wirken. Wer lachen will, der kann da genug lachen. Herr Hofer ist nun nebenbei noch ein recht angenehmer Sänger. Endlich ist der Mann auch sehr bescheiden. Freilich ist diese Bescheidenheit eine durch den Erfolg nothgedrungene, denn als ein neben mir sitzender Herr den Sänger nach einem Liede becomplimentirte und sein Bedauern aussprach, daß er so selten singe, erwiderte Letzterer fast kleinlaut: „Ja, ich würde recht gerne singen, aber ein großer Theil des Publicums findet an derlei Liedern keinen Gefallen. Muß ich's doch selbst oft hören, daß ganz ‚anständige Tische' bei meinem Erscheinen ausrufen: ‚O je, kummt der schon wieder mit sein' G'sangel; mir mög'n aber das nit, mir möchten a paar harbe Tanz — so g'wisse Liader hör'n'!" —

Da habt Ihr ein Urtheil aus dem Munde von ehrlichen Volkssängern und Volkssängerinnen über den Geschmack des Publicums. Wollt Ihr ihn noch unterstützen und schützen? Meinetwegen thut's, wenn Ihr darob nicht errothet! —

* * *

Bei den Volksſängern und Volksſängerinnen.

(Fortſetzung.)

Perſonen (z. B. einzelne journaliſtiſche Mitglieder des Delegationstrains), welche zeitweiſe von dem Schwerpunkte der Monarchie nach Wien zurückkehren, können nicht genug Wunder erzählen von der außerordentlichen transleithaniſchen Liberalität, mit der man in Budapeſt gewiſſe Dinge gewähren läßt.

Nun möge Jeder unbeſorgt ſein, Wien wird in dem Kampfe mit den rivaliſirenden Schweſterſtädten in dieſem Punkte nicht zurückbleiben, und wenn wir's auch gerade heute noch nicht ſo weit gebracht haben wie Peſt, das z. B. mit ſeinem „Elyſium" Alles in dieſem Genre Gehörte und Geſehene bereits überflügelt haben ſoll, ſo ſind die Productionen einzelner cisleithaniſchen Künſtler und Künſtlerinnen höchſtens nur mehr um eine halbe Naſenlänge von dem ſchönen Ziele entfernt, und mit gutem Willen und einiger Unterſtützung von Seite des Publicums gehört der Sieg bei unſerer unbeſtreitbar vorgeſchrittenen Bildung und den talentvolleren Kräften der Reſidenz vielleicht doch noch uns.

Ja, wir haben der heimiſchen Größen in dieſem Fache genug und die „luſtigen Lebemänner" der Kaiſerſtadt brauchen nicht mit ſcheelſüchtigen Augen auf die glückliche, nicht im Mindeſten bevormundete königliche Stadt am Rakosfelde zu ſchauen. Nein, meine theuren Landsleute dürfen nicht fürchten, daß ſie in dieſer Beziehung zu kurz kommen, und wer von meinen verehrten Leſern und Leſerinnen ſo freundlich war, mir bei meinen Schilderungen bis hieher zu folgen, wird ehrlicher Weiſe geſtehen müſſen, daß auch Wien diverſe Prachtexemplare (beiderlei Geſchlechtes) von

der Gattung der „zweibeinigen, singenden Cancanschweinchen" besitzt. Nochmals, wir bleiben nicht zurück!

Die tröstliche Aussicht drängt sich mir immer mehr und mehr auf, je weiter ich meine Forschungen ausdehne. Schon wollte ich sie schließen, als mir auf meinen Wanderungen durch die Gassen und Gäßchen unserer Vorstadtbezirke noch eine Firma entgegenleuchtete, die ich bisher nicht beachtete. Ich meine die „Familie Sperl". Ein öffentliches „Familienleben" bei Sang und Klang ist doch wohl der Neugierde eines Chronisten werth, und ich trat ein.

Alle guten Geister, was ist das? Ich traute meinen Augen nicht und lachte fast laut auf, denn der Spaß schien nicht übel, da die veritable — Wolter vor mir stand, den Teller, um den Kunsttribut einzusammeln, den werthen Gästen wie einen geladenen Revolver an die Brust setzend. Bei Apollo und seiner keuschen, bräutlichen Cousine Vesta! das war die Wolter — bei näherer Betrachtung freilich nur in grotesker Verzerrung und beinahe carrikirt, aber sie ähnelte doch, bis zur Beleidigung, der städtischen Heroine, und sie trug sich sogar wie ihr tragisches Vorbild und hatte denselben idealen griechisch-ägyptisch-asiatischen Kopfputz, dieselben schwärmerisch-phantastischen paar Ringellöckchen um die Stirne und die Schläfe, sie imitirte, im Besitze eben solch schlau erobernden Augen, den classischen Burgtheaterblick, und wußte mit diesen Augen, wie die Sophonisbe des Michaelerplatzes, Pfeile auf Jenen zu entsenden, der — statt eines Zehnerls nur zwei Neukreuzer opferte. Als der Musenlohn eingeheimst war, schüttete sie ihn in ein „Sackl", das unter dem „Productionstischl" lag, fegte durch eine kühne Wendung der rechten Hüfte nach links mit der Schleppe den Kehricht der Wirthsstube rasch in eine Ecke, schwang sich, nun die linke Hüfte nach rechts werfend, auf die Tribüne und sang ein Lied. O Himmel! . . .

Die „Familie Sperl" besteht aus fünf Köpfen. Der Vater geigt, der eine Sohn arbeitet auf der Guitarre, der jüngere (ein Kind noch) auf der Zither, und zwei Töchter „singen", d. h. sie recitiren unter dem disharmonischen Accompagnement ihrer Blutsverwandten die Texte jener Lieder, die heutzutage gang und gabe sind. Von diesen zwei Töchtern hat die

kleinere, vermuthlich auch jüngere, nicht die mindeſte Stimme, aber noch weniger Stimme beſitzt der Magnet der Geſellſchaft, die falſche Wolter, die — „Fräul'n Lepoldin'". — Da es nun beiden „Sängerinnen" von der Mutter Natur auf's Hartnäckigſte verwehrt wurde, ſelbſt die genügſamſten Zuhörer durch ihre Stimmmittel zu entzücken und die Intention dieſer Damen auch nicht dahin geht, durch Schule und Vortrag das Mangelnde zu erſetzen, ſo benützen Beide die Macht der verſinnlichenden „Action" und ergänzen durch erläuternde Handbewegungen das Fehlende.

Dieſer Commentar wirkt in ſeiner Einfachheit und allgemeinen Verſtändlichkeit überraſchend. Er iſt ſozuſagen das Ei des Columbus, denn wenn etwa ſogar der „Dichter" dieſer Genoſſenſchaft hin und wieder zurückbeben ſollte, ſeiner Inſpiration die erforderlichen Worte zu geben, und wenn er Anſtand nimmt, all ſeine Gefühle textlich zu verwerthen, ſo tritt im entſcheidenden Momente für den Schüchternen das reſolutere Weib in die Bahn und — weiſt mit den Fingern darauf hin, um was es ſich eigentlich handelt.

Die „Schule Sperl" gehört demnach, was Deutlichkeit betrifft, zur progreſſiſtiſchen Couleur. Ihr Programm iſt kein nebelhaftes, verſchwommenes — im Gegentheile, ein offenkundiges, man erhält für ſein Geld beinahe Poſitives — „man ſieht doch, wo und wie", wie der wißbegierige Schüler ſeinem Lehrer Mephiſtopheles verſichert, und man geht nach einem ſo inſtructiven Unterricht ebenſo befriedigt wie Jener nach Hauſe. Dieſen Vortheil bietet die „Familie Sperl", was nämlich die Vorträge der beiden Töchterleins betrifft.

Dennoch war der Beifall kein enthuſiaſtiſcher und die Stimmung des Auditoriums keine ſo gehobene, ſo begeiſterte, wie ich ſie bei ähnlichen Productionen fand. Die „Lepoldin'" that ihr Möglichſtes, ſie trug ſo „dick" auf, als es nur immer anging und als es die Anweſenheit der Kellnerbuben, auf deren Alter man doch einige Rückſicht zu nehmen hatte, zuließ — aber die Gäſte konnten ſich bei dieſer Zotengymnaſtik doch nicht recht erwärmen. Was war Schuld daran? Der Mangel an Stimme? Der beiſpiellos ordinäre Vortrag? Der Abgang jeglicher Pikanterie in der Nuancirung und Pointirung? Nichts von all dem! Es

fehlt — wie mich ein neben mir sitzender Stammgast und Kunstkenner aufklärte, der Reiz des Mädchenhaften, der Zauber — der Jungfräulichkeit — denn — die „Fräul'n Lepoldin'" soll, wie ihre Schwester, schon längst verheiratet sein — man weiß das so ziemlich allgemein und dieser Umstand beeinträchtigt den Genuß, denn die Zote wirkt nur sieghaft in dem Munde eines Mädchens! — — „Sie sehen das", ergänzte der freundliche Nachbar, „an der Seifenmoser; wenn ein solch ‚unschuldiges Gesichterl' derlei singt, das ist prickelnd, das ist anregend — aber sobald eine verheiratete Frau in diesem Genre macht, geht der Effect zum Teufel. So ist's ja auch mit der Gesellschaft ‚Gebrüder Schütz sammt Frauen', und da noch mehr, weil sich Letztere sogar als „Frauen" repräsentirten. Heutzutage hat eben nur das Ungewöhliche Erfolg. Ließ man doch schon, um das stumpfsinnig und unempfindlich gewordene Publicum zu kitzeln, ein achtjähriges Kind Mannsfeld'sche Obscönitäten singen . . ." Ich erhob mich und ging.

Aber vielleicht hat der Mann Recht? Vielleicht schädigt es wirklich den „Genuß", wenn das Lascive nicht aus dem Munde eines „unerfahrenen" Mädchens, sondern einer „erfahrenen Ehefrau und Mutter" kommt? Vielleicht ist thatsächlich nur das Gerücht, daß auch die Volkssängerin Fräulein Fuchs, die sich nun bis zur Solistin des „Alcazar" aufgeschwungen, eine legitim angetraute „Frau" sei, Schuld daran, daß diese „Künstlerin" nicht recht reussirt? Möglich, aber ich glaube, die Fuchs würde auch als „ledige" Volkssängerin nicht durchgreifen, da sie — obwohl die Einzige ihrer Branche, die Stimme und Schule hat, doch nicht das mindeste „Zeug" besitzt, das bier und dullia getraulte, verhornischerte Geschlecht in eine „edle Wallung" zu bringen.

Fräulein Fuchs geht an äußerlicher Solidität zu Grunde. Eine stattliche Erscheinung, mit hübschen, leider nicht prägnanten Gesichtszügen, hat sie, die eigentlich (wenn auch nur in Matchau) die Semiramis singen sollte, die bescheidene Ambition, sich in Wien als Wirthshaussängerin ihr tägliches Brot zu verdienen, und martert sich, da es mit einem anständigen Programm selbstverständlich nicht geht, damit ab, im sogenannten „Feschen" zu machen. Wie wird die Mannsfeld dazu lächeln! Welch hämische

Bemerkungen wird die schneidige Montag, und gar jene Heldin der Zote, die ich nicht mehr nennen mag, von sich geben!

Die arme Fuchs! Der gefühlvolle Aesthetiker muß bei ihrem Anblicke um eine verlorene Seele weinen und der „G'stanzel-Fanatiker“ vor Langeweile gähnen. In einem rosa oder paperlgrünen seidenen Concertkleide, züchtiglich frisirt, singt sie das „Na versteht sie“ und ähnliche schöne Lieder, ohne aber den „Geist“ ihrer Vorbilder in sich aufgenommen zu haben und ohne den schlüpfrigen Text durch schlüpfrige Gesten und Blicke zu interpretiren. So quält sie sich und die „Amateurs“ des Equivoquen, und ich fand es begreiflich, daß ein Mann, der sich nur im Dunstkreise der „Toni“ wohl fühlt, unlängst, als die Fuchs sogar „jodelte“, plötzlich aufsprang und mit dem geflügelten Worte: „So solid dudeln is a Sünd'!“ das Local verließ.

* *
*

Ein neuer Stern ist am (Wirthshaus-) Kunsthimmel aufgegangen, und während der edle Graf Rechberg seine weiland auswärtige Politik zum Ergötzen des hohen Adels und verehrungswürdigen Publicums vertheidigt und mit den spaßhaftesten Redeübungen die Fachdiplomaten erheitert, vollzieht sich inmitten des Volkes, das überhaupt an schönen Reden längst keinen rechten Geschmack mehr findet und das sich deshalb um all diesen exministeriellen Schabernack nicht schiert, ohne viel Spectakel eine sittliche Wandlung, ein culturhistorischer Proceß, dessen Bedeutung nicht zu unterschätzen, wenigstens nicht zu ignoriren ist.

Es handelt sich nämlich um nichts Geringeres, als — freilich nur allmählich — die „Mannsfeld-Toni“ und ihre „Schule“, d. h. die gesungene Zote, aus dem Abendrepertoire unserer Gollasch-Etablissements zu verdrängen, und die mit textirten Cochonerien öffentlich betriebene geistige „Schweiniget Abfütterung“, wie sie die muthigsten Scholarinnen der „pikanten“ Meisterin in die Mode gebracht — aus der Mode zu bringen. Und dieser, der Unsterblichkeit würdigen, sittsamsten Mission unterzieht sich nicht etwa ein starker Mann, z. B. ein ordentlicher Professor des Kirchenrechtes oder der Moralphilosophie, nein, ein

wenn auch ziemlich robustes, dennoch aber dem schwachen Geschlechte angehöriges Frauenzimmer nimmt den Kampf mit den furiosen Mänaden des Wirthshausbänkels auf, und dieses heroische Frauenzimmer heißt: Fräulein Schmer.

Wer ist Fräulein Schmer, und wie alt ist sie, und aus welchem Geschlechte stammt sie? Ich kann auf diese drei Cardinalfragen leider keine genaue Auskunft geben. Ich kenne die genealogischen Verhältnisse der Dynastie Schmer nicht und weiß nicht einmal, ob meine Heldin oder ihre Schwester einst im Josefstädter Theater als — Tänzerin fungirte, nur soviel ist mir bekannt, daß die gegenwärtige Reformatorin der Vierzeiligen, eine Vollblutwienerin, bei Fürst ihre „künstlerischen Studien“ vollendete und hierauf im heurigen Frühjahre von Herrn Kwapil, dem Entrepreneur einer Pester Singspielhalle, für sein Unternehmen gewonnen wurde, welche Gesellschaft dermalen in Wien gastirt. Ferner sah ich, daß besagte Dame eine stattliche Blondine mit einem nicht unschönen Gesichte ist, daß sie der krause Lockenkopf für das Genre, das sie cultivirt, wirklich prächtig unterstützt, und hörte endlich, daß ein klangvoller, kräftiger Sopran und eine tüchtige Gesangsbildung ihr zu Gebote stehen, über welche beide, für eine Localsängerin gewiß wünschenswerthe, Eigenschaften ihre heiseren Geschäftsrivalinnen bekanntlich nicht viel zu verfügen haben.

Welches Genre cultivirt nun Fräulein Schmer und worin überragt sie ihre Colleginnen? Fräulein Schmer spielt das Hosenrollenfach, d. h. sie spielt und singt Männerpartien und — was ihr eigentliches Verdienst ist, sie verschmäht die Zote, die directe und ausschließliche Zote, die nur mehr eindeutige Zweideutigkeit, welche gewisse Primadonnen des „Brett'ls“ als ihr Programm erklärten, und sie begnügt sich, ihr urwüchsiges Talent ohne Nebenabsichten leuchten zu lassen, ein Talent, das mindestens originell zu nennen ist.

Das Talent des Fräulein Schmer besteht nämlich darin, mit geradezu verblüffender Portraitähnlichkeit männliche Gestalten aus den unteren Volksschichten zu reproduciren, jene bekannten vorstadtischen Figuren, die durch ihre Keckheit und „Harbheit“ und einen sogenannten „feschen“ Chic zu imponiren wissen, durch die Energie einer mit geflügelten Worten gespickten Dialectik dem „Deutschmeisterthum“ einen Weltruhm eroberten

und durch die „niederschlagendste" Verve der persönlichen Erscheinung und eines in allen Fällen entschiedenen Auftretens die in gewisser Beziehung geniale „Lichtenthaler Gloire" schufen. Derlei ungeschlachte Figuren mögen nun ohne Zweifel feinfühlenden Naturen über alle Maßen trivial dünken; nun, sie sind es wohl auch, aber deren „dramatische" Versinnlichung ist kein so unsittliches Geschäft, wie wenn irgend eine „beliebte" Volkssängerin ein modernes Couplet den Anwesenden jeglichen Standes und Alters in's Gesicht schleudert oder etwa gar die berüchtigte Soloscene: „Die Hausiererinnen" zum Besten gibt.

Ich weiß, was ich schreibe und fühle mich vollkommen nüchtern. Aesthetische Splitterrichter werden über mich herfallen, den gräßlichen Gedanken perhorrescirend, wie eine „Dame" einen Wiener „Hacker" darstellen kann und wie derlei zu billigen sei? Aber ich meine eben, daß eine solche Reproduction (ob männlicher- oder weiblicherseits, ist wohl gleichgiltig), obschon kein Bedürfniß, so doch insoferne in unserem leidigen Volkssängerwesen ein Fortschritt ist, als sie sich nur mit der, noch dazu frappant getreuen Vorführung von Wiener Charakteren, wenn auch nur des vierten Standes befaßt und nicht das ganze „Amusement", der ganze Spaß des Abends, immer und ewig in der monotonen Variation der Zote besteht.

Fräulein Schmer ist nach meiner Ansicht sogar klug zu Werke gegangen. Sie will das Wiener Volkssängerwesen regeneriren, d. h. den durch das Mannsfeldthum verdorbenen Geschmack des Wirthshaus-Auditoriums an andere, solidere Kost gewöhnen. Das dürfte nun im Anfange wohl eine schwere Aufgabe sein, denn, wollte sie in das andere Extrem, das Moser'sche Moralisiren verfallen, so wären die enragirtesten Enthusiasten der Harfenisterei beim frischesten Krügel eingeschlafen oder davongelaufen.

Die politische Localsopranistin schuf deshalb eine lustige Uebergangsära zwischen zwei contrastirenden Aeren, und sie that dies, indem sie den Wienern die originellsten Figuren der originellen Kaiserstadt in trefflicher Copie vorführt.

Und wenn unsere vaterländischen dramatischen Schriftsteller einen „Vogelhuber" auf die Bühne brachten, oder andere Schweigelhelden vom „Thurybrückel", und sich sogar noch viel darauf einbildeten, wie wahr sie „Volkscharaktere" zu zeichnen verstehen,

und wenn man einen „ehemaligen Trottel“ oder „Innviertler Bauerntölpel“ oder einen „Schmock“ dramatisch verewigen darf, so sehe ich nicht ein, warum es ein ästhetisches Verbrechen sein sollte, z. B. den „lauten Schani von der Siebenbrunnerwiesen“ oder einen anderen „kecken Wianer Bitz“ zu skizziren. Ich schwärme nicht für die Fortpflanzung der Gattung, aber nachdem sie besteht, hat sie ein Recht zu sein, und das Fräulein Schmer hat, wenn es sich schon einmal ein solch specielles ethnographisches Pensum dictirte, das Recht, diese Gestalten zu portraitiren. Es ist der Wiener „Hacker“ gewiß keine sympathische Erscheinung, aber an und für sich doch keine leibhafte Zote, und für mich wenigstens nicht unsympathischer, als ein correct gescheitelter Schöngeist, der auf der „hohen Warte“ mit Grazie und violetten Glacés sein Eis löffelt.

Warum aber die Schmer gerade die vulgärsten und trivialsten Chargen sich für ihre „künstlerischen“ Productionen auserkiest? Nun, weniger, weil ihr Naturell, als weil ihr schauspielerisches Talent sie in diese Bahnen gebracht. Makart malte ideale Landschaften mit den idealsten Nymphen, Ostade betrunkene Bauern, Ary Scheffer die romantischesten Engel und die zarte Rosa Bonheur die muskulosesten Stiere. Die Schröder Devrient war als Romeo am Hinreißendsten, die zigeunernde Vestvali soll ein prächtiger Hamlet sein, die Grobecker war der schmuckeste Page und das liebenswürdigste Schreiberlein, und — die Schmer ist eben die glücklichste Interpretin der Gestalten und des Geistes von der Roßauer oder Erdbergerlände oder des Er „Brillantengrundes“.

Wenn Fürst, einst der gewaltigste Meister dieses Genres, der trefflichste Repräsentant dieser Typen, die grotesken Helden gewisser Urbezirke bis in's Detail zeichnete, so copirte er nicht, er gab mit diesen lebenswahren Portraits stets nur sein eigenes Portrait, nur sich selbst wieder, denn Fürst, der Fürst in seiner Blüthe, war der verkörperte Begriff des „lauten“ Urwienerthums.

Die Schmer copirt aber Fürst, und damit eben auch jene schneidigen Figuren aus den urwüchsigen „Schorschel“-Kreisen, von denen es mit ungenirtem Selbstbewußtsein im Liede heißt:

„Wo d'Fenster verpappt san mit Lahm,
Durt san ma daham.“

Ich gerathe nun wahrlich nicht in ungezügelten Enthuſiasmus, wenn die grellen Hernalſer „Nationalgeſänge“ mein Ohr treffen, und ich bin nicht der begeiſtertſte Anhänger des „Dulliä“. Aber ich bin ein Wiener, und als ſolcher geſtehe ich ehrlich, daß, wenn die Mahnrufe des „pickſüaßen Holz“ nach dem Syſteme des „Grueber Franzl“, glorreichen Gſchwandtner-Andenkens, erklingen und die textloſen Jodler-Rhythmen der „Anwandler“ und „Pintſcherltanz“ mit dem ſtylvollen „Ueberſchlag“ aus geſchulter Kehle hervorwirbeln, ich es mir geſtatte, daß es mir etwas wärmer um's Herz wird, als wenn ich beiſpielsweiſe den biederen Forellenfänger Herrn Liebold den grauſamen Staatsmann Octavio Piccolomini ſpielen ſehe.

Die Schmer, in Verein mit ihrer Dudlerpartnerin Fräulein Willma, treffen nun den rechten Ton des Genres meiſterhaft, und ſtellen deren „himmelhoch juchzende“ Duetten ſelbſt die bravouröſen Leiſtungen der Jodlermatadore Eckhard und Pirringer weitaus in Schatten, der alten Dulliä-Firma Brat (Breit) und „Tanzerl-Lenerl“ gar nicht zu gedenken.

Aber nicht nur im geſanglichen Theile wußte die allerneueſte Loreley unſerer Bierhallen ſich die Siegespalme im Sturme zu erobern; die Muſe der „Gepaſchten“ und „Geſtrampften“ verſteht auch durch ihre mimiſch-plaſtiſche Darſtellung die ſtreng kritiſchen Anſiedler vom Alſerbach und die Kunſtkenner von beiden Wienufern zu entflammen, und die Geiſter der alten Schottenfelder Fabrikanten ſtehen vielleicht allabendlich aus ihren Gräbern auf, um bei dieſen draſtiſchen Spiegelbildern ihrer fidelen Jugend ungeſehen zu applaudiren.

Denn die Schmer iſt vom Deckel des glänzenden Cylinders bis zu den lackirten Stiefletten der vollendetſte vormärzliche „Hausherrnſohn“ aus dem Shawlweber-Rayon, ſie iſt der getreueſte Abklatſch des „mancheſternen Pepi“ aus der „Dreilaufergaſſe“ oder von der „Wendelſtadt“; ſie iſt das beſte Portrait des ungeberdigen „Schani“ vom „Altlan“ oder von der „Wieſen“, und der leibhaftige „Nazl“ aus der „Fleckſiedergaſſe“ oder vom „Michelbeuern'ſchen Grund“. Der große Garrik hätte die Maske und Talma oder Fürſt hätten den Ton nicht beſſer wählen können.

In dieser Nivellirungsepoche, in welcher die urwüchsigsten Volksschichten ihrer Originalität beraubt werden, und in welcher die Herren Rothberger, Keller, Alt, Wellisch und Samet die gesammte Männerwelt uniform kleiden, droht allmählich auch die grellfarbige Lichtenthaler-Toilette mit dem eigenthümlichen Schnitt und der kühnen Bauart der specifischen Bezirksgehröckl, die hart an den Spensercharakter streifen, zu verschwinden. Die Schmer, die Tradition und die historischen Modegesetze achtend, bleibt jedoch der Geschichte treu und sie knüpft sich das gelb- oder rothgetupfte Halstuch genau so, wie es sich die Ossian'schen Gestalten der Zeugmachergilde in der schönen „Zwanziger"- und „Anticipationsscheinl"-Zeit nach altem Herkommen knüpften.

Sie kennt ferner das Maß und die Form der Requisiten wie ein Professor des kecken „Nigelnagelthums", und sie wird die Cigarre wie der „fermste Biz" zu halten wissen. Zu dieser Costümclassicität gesellen sich noch das vom tiefsten Studium zeugende Mienen- und Gestenspiel, die unbewußten Achselzuckungen, die scharfen Ellbogenschwingungen, die nach rückwärts agirende rechtseitige „Daumenmimik", die stramme Haltung des Oberleibes und die raschen Griffe nach der schmalen Hutkrämpe oder dem Kappenschirm. Evoë!

Das Alles ist nun (was ich übrigens ohnehin weiß) vom ästhetischen Standpunkte aus zwar nicht erhaben schön, und man braucht gerade nicht Propaganda für eine derlei Gattung „dramatischer Kunst" zu machen, aber — wie ich bereits gesagt — als Uebergang zu einer neuen Productionsmethode unserer Volkssängerinnen ist mir die Darstellung dieser frischen Androgyne doch lieber, als die bisherigen Muster der Wirthshausvolksmuse, jedenfalls lieber als die gesanglichen Prostitutionen einer . . . .

* * *

Ein ganzes Heer von „Volkskünstlern", wie sich die Mitglieder des Harfenistenthums mit Vorliebe tituliren, harrt noch unseres Besuches. Wie ich aber selbst mich sehne, aus dieser Stidlust wieder in eine reinere Atmosphäre, aus dem Dampf und Qualm der Kellerräume an das heitere Tageslicht zu treten,

ſo glaube ich, daß auch meine verehrten Leſer und Leſerinnen, die die ſtrapazirliche Wanderung bis nun mitgemacht, des mitunter nicht gar ſäuberlichen Studiums ebenfalls längſt müde geworden und in der beängſtigenden Perſpective, was etwa noch Alles kommen könnte, auf jede weitere Forſchung gerne Verzicht leiſten.

Freilich hätten es noch ein paar originelle Firmen verdient, beſprochen zu werden — aber vielleicht treffen wir bei einer anderen Gelegenheit mit ihnen zuſammen; für heute wollen wir, ehe wir eine allgemeine Rückſchau halten, nur noch in Eile bei zwei gar alten „Häuſern“ vorſprechen: bei Lamminger und bei Deckmaier.

Ein paar Wochen ſind es erſt, daß ich, als ich Lasky's erwähnte, auch ſeines alten Bundesgenoſſen Lamminger gedachte, und, über das Schickſal des Verſchollenen im Ungewiſſen, meine Edictalvorladung mit einem „Lamminger, wo biſt Du?“ laut ergehen ließ.

Siehe da, der Gerufene erſcheint, und Inſerate und Annoncen an den Straßenecken melden, daß Lamminger von einer „Kunſtreiſe“ zurückgekehrt, wieder hier eingetroffen ſei und nach wie vor dem Dienſt der Wirthshausmuſe ſich widme.

Ich habe über die „Bedeutung“ Lamminger's vom Standpunkte der „Vierzeiligen“, des „Geſtrampften“ und „Gepaſchten“ damals bereits geſprochen. In der Culturgeſchichte der „Kunſtdudlerei“ wird Lamminger — der Vorläufer Fürſt's — immer einen der erſten Plätze einnehmen, und unparteiiſche Kritiker votiren ihm vielleicht ſogar eine Art Salvatormedaille für hervorragende Leiſtungen auf dem Gebiete des „Umſchlages“ oder für „ausgezeichnete Fiſtulatur“. Heute iſt Lamminger ein alter Mann — er „wirkt“ bereits vierunddreißig Jahre (!) und läßt von ſeiner einſtigen Virtuoſität im „Harben“ und „Lauten“ natürlich kaum mehr etwas ahnen. Gezähmt durch die Wucht der Jahre, ſieht der ehemals ſo Ungeberdige beinahe zaghaft, ja altmodiſch, ſpießbürgerlich und philiſtrös aus. Auch ſein Blick iſt ſcheu und ängſtlich oder auch mürriſch und faſt ſchien es mir, als grolle er dem undankbaren Jahrhundert, das ſeiner „Größen“ ſo ſchnell vergißt und dem talentloſen aber anſpruchsvollen Nachwuchs, den „Jodlereleven“ die herr=

lichsten und unverdientesten Kränze windet. Aber wenn Lamminger zu singen beginnt, dann blitzt sein Auge zwischen den Brillengläsern hervor, die Urkraft des „dudelnden Titanen“ erwacht, und er schmettert die wohlklingendsten Töne aus geschulter Kehle in die respectiven Ohren der staunenden Zeitgenossen, dann ist aber auch des Jubelns kein Ende, und nur wenn die Hände seiner Zuschauer müde, setzt auch er sich still in eine Ecke, zündet eine Cigarre an und murmelt dabei ein stolzes: „Fuimus Troës!“*)

Das andere „alte Haus“: Deckmaier, datirt seine „künstlerischen“ Anfänge ebenfalls in das graueste Alterthum zurück. Eine ungeschlachte Erscheinung, wirkt Deckmaier weniger komisch durch seine grotesken Productionen, als durch seine „vertraulichen Mittheilungen“. Man sagte Deckmaier nach, daß er der „Nestroy des Brettls“ sein wollte, aber wenn man den unsterblichen Kaustiker auch in das Lerchenfelderische und aus dem Lerchenfelderischen in's Breitenfelderische und zuletzt in's Schottenfelderische übersetzen würde, so wäre es doch noch immer eine Malefication an den Manen des großen Meisters des Sarkasmus, zwischen diesen beiden „Mimen“ auch nur die leiseste (geistige) Verwandtschaft herauszufinden. Aber etwas Anderes ist an Deckmaier zu rühmen. Er sträubte sich — wie überhaupt alle Volkssänger der alten Schule, so lange es eben ging, mit der nackten Zote, mit der Zote „pur et simple“, und mit dieser allein, wie es so viele seiner jüngeren Colleginnen zu thun pflegen, ein Geschäft zu machen. Deckmaier blieb viele Jahre hindurch bei seinem alten Programm und nöthigte seine schon längst an eine ganz andere Kost gewöhnten Zuhörer, über seine schimmeligen Späße zu lachen.

Deckmaier wäre, wie er auch sonst nach „Höherem“ strebte, für sein Leben gern „Dichter“ geworden. Das Schicksal wollte es nicht, vielleicht aus guten Gründen, und machte ihn dafür zum Familienvater von etwa — zwei Dutzend Kindern. Dennoch aber wurde sein Ehrgeiz einigermaßen befriedigt, und wenn die Fama nicht lügt, so wurde Deckmaier durch die „Gunst der Großen“ ausgezeichnet.

*) Lamminger starb mittlerweile am 2. Mai 1872 in Wien, 58 Jahre alt.

Die Sache verhält ſich nämlich ſo. Deckmaier war durch einige Decennien der Unausbleibliche und Unausweichliche in dem Vergnügungsrepertoire der Wirthshäuſer am Rennweg und auf der Landſtraße. In dieſen beiden Regionen wimmelte es bekanntlich ſeit jeher von verſchiedenen Vertretern der weitverzweigten Artilleriebranche, und da mithin jeder einzelne Bombardier und jeder einzelne Artilleriſt den Deckmaier wenigſtens einmal im Leben, wenn nicht allwöchentlich, genoſſen hatte, und da ſogar mancher Artilleriſt unter Deckmaier ſeine Capitulation ausgedient und nach ſeiner Reengagirung auch die zweite, immer noch unter Deckmaier, vollendete, ſo wurde Deckmaier, der für die geſammte Artillerie bereits das tägliche (Commis-)Brot war, und zur Artillerie wie die große Trommel gehörte, zum — — „Artillerieharfeniſten" ernannt.

In dieſer Charge überraſchte Deckmaier die Nachricht von der Verſetzung „ſeines" Regimentes nach Mainz. Deckmaier, dem dies die Bruſt zuſammenſchnürte, ſchwieg, er unterdrückte ſeinen Kummer wie ein Mann, er ließ „ſein" Regiment ruhig abziehen, aber auch ſein Entſchluß war gefaßt.

Eines ſchönen Tages machte Deckmaier, der, was überrumpelnde Märſche betrifft, mit Napoleon dem Erſten eine frappante Aehnlichkeit hatte, einen kleinen Abſtecher nach — Mainz — er wollte „ſein" Regiment wiederſehen. Natürlich war die Scene des gegenſeitigen Wiederfindens eine rührende, und bei dieſer Gelegenheit ſoll es geſchehen ſein, daß irgend ein Kurfürſt oder ſonſtiger deutſcher Potentat, der gerade die Bundestruppen inſpicirte, in einer loyalen Anwandlung — große Herren haben ja ſolche Marotten — auch ein paar Worte mit dem Wiener Volksſänger ſprach. Die Nachricht von dieſem Ereigniſſe verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle durch alle Gaue Deutſchlands und alle Vorſtädte Wiens. Die „deutſche Sage" von Deckmaier's Unterredung auf den Wällen von Mainz kam immer in neuer Geſtalt hier an. Bald hieß es, der König von Baiern, bald der König von Preußen, dann wieder der König von Sachſen, oder nur der Großherzog von Mecklenburg ꝛc. ꝛc. habe mit Deckmaier „Arm in Arm" und lange in „tiefem Geſpräche verſunken" auf den Baſtionen der Bundesfeſtung promenirt. Die Geſchichte machte in volksſängeriſchen Kreiſen ungeheures Auf-

sehen; Deckmaier wurde nach und nach zum „Intimus“, zum vertrauten Freunde sämmtlicher sechsunddreißig deutschen Herrscher avancirt, und ich glaube, schließlich machte man ihm sogar für einzelne Mißgriffe des Bundestages Vorwürfe. Letzteres ist jedenfalls ungerechtfertigt.

Heute ist Deckmaier ebenfalls ein alter Mann, der als Magnet für seine „Soiréen“ einer Zotenreißerin à la So und So bedarf und nur von der Erinnerung an seine einstigen Triumphe zehrt, d. h. jener historisch denkwürdigen „Arm in Arm“-Unterredung zu Mainz, von welcher selbst der sonst so geschwätzige Varnhagen nichts zu erzählen wußte. —

Mit diesen beiden Veteranen des „Brettls“ schließe ich diese meine kleinen Bierhausstudien.

* * *

Es war keine leichte Arbeit! — Außerdem war sie auch schier umsonst und ich habe meinen Zweck nur halb erreicht, denn wie mich die gewissen „aufrichtigen Freunde“ versichern, wäre ich sogar auf dem schönsten „Holzwege“, wenn ich etwa glaubte, mit diesen meinen Schilderungen einerseits dem verehrungswürdigen Wirthshauspublicum den Gusto an den gesungenen Nuditäten genommen, oder anderseits doch wenigstens als Herakles II. den Augiasstall unseres Volkssängerrepertoires gereinigt und die erymanthische Wildsau der Zote erlegt zu haben.

Nein, nein! So hochmüthig bin ich nicht und so herrliche Erfolge träumte ich auch nie. Ich weiß zu gut, daß eine so gründlich und fast systematisch verdorbene Geschmacksrichtung eines großen Theiles der Wiener Bevölkerung nicht durch ein Dutzend Feuilletons zum Besseren umgewandelt — und eine Propagandistin der Corruption nicht durch ein paar hundert Druckzeilen auf die „Pfade der Tugend“ gebracht werden könne. Eine Veredelung unserer socialen Zustände erwarte ich ja doch nur von den kommenden Ereignissen, und findet der große Moment auch nur ein kleines Geschlecht, die frische Brise wird doch belebend wirken, und die reinigende Windsbraut, wenn sie über unseren Köpfen dahin stürmt, wird so Manches mit ihrem feuri-

gen Besen dann wegfegen, was nun frech und schamlos sogar an der Oberfläche fortwuchert.

Meine Skizzen hatten demnach keinen anderen Zweck, als die Geistesrichtung einer „Achtung gebietenden Minorität" des Volkes — und das Wesen (oder vielmehr Unwesen) der Wiener Harfenisten von heute zu kennzeichnen.

Die Herren und Damen dieser Kunstgilde declamiren, wenn man das Glück hat, mit ihnen zu „conferiren", viel von dem „Fortschritte" des Volksfängerthums und sehen fast mitleidig auf jene Celebritäten ihres Metiers herab, die vor soundso viel Decennien unsere „Herren Eltern und Großeltern" lachen machten. Es ist wahr, ein äußerlicher Fortschritt ist bei diesem Geschäfte nicht zu leugnen und wenn man die Uranfänge desselben betrachtet und seiner bescheidenen, fast schüchternen Vertreter sich erinnert und all dies mit der anspruchsvollen Grandezza des Dudlers der neuesten Aera, mit der seidenen Schleppenstaffage der auf der Höhe des Jahrhunderts stehenden, modernsten Wirthshausprimadonna vergleicht, so muß eine „Hebung" des einst so verachteten Standes anerkannt werden.

* * *

Diese „Studien" (sit venia verbo) machen, wie bereits erwähnt, nicht den mindesten Anspruch auf Vollständigkeit, wonach auch wohl kein Verlangen zu erwarten wäre. Mittlerweile entstanden sogar neue Firmen, neue Gestirne begannen zu leuchten, neue Namen kamen auf die Lippen der Bänkelenthusiasten. Gewiegte Kenner des Genres citirten plötzlich unaufhörlich einen jugendlichen Matador im Gebiete der „Vierzeiligen", und schwuren, daß Leybold nun das „Höchste" sei. Wieder Andere rasten für die . . . Ulke. Ersteren hörte ich nicht, und was Letztere betrifft, so schämte ich mich, nachdem ich von dem Text ihrer Leiblieder Kenntniß bekam, sie anzuhören.

Inzwischen habe ich mit meinen „kritischen (Wirthshaus-) Gängen" eine bändereiche Lectüre hervorgerufen, da sich die stylgerechtesten Feuilletonisten von nun an ernstlich mit dem absonderlichen Stoffe beschäftigten. Ich danke den Herren für ihre werkthätige Unterstützung, will jedoch zum Schlusse aus den

Urtheilen dieser meiner „Mitarbeiter“ nur zwei Belege bringen: Sigmund Schlesinger schreibt, daß sich schon bei dem Anblicke der Titel jener Lieder, welche die Hornischer singt, das Auge mit Ekel und Katzenjammeranflügen abwendet — und Bacano ist der Meinung, daß das Stammpublicum solcher Damen meist doch nur aus „eleganten Strizzis“, denen der „veruntreuende Commis“ auf der Stirne geschrieben sei, bestehe. — Ich habe den Worten meiner geehrten Herren „Nachredner“ nichts beizufügen.



IV.

Portraits und Skizzen.

Fastenpredigten und ihr Publicum.

(März 1869.)

Die Wettrennen in der Freudenau, die Wacheablösung auf dem Burgplatz, eine Hinrichtung bei der Spinnerin am Kreuz, der Mariabrunner Kirchtag, der Eisstoß, „Der Müller und sein Kind" am Allerseelentag, ein großes Dachfeuer, ein schwimmender Pudel in der Donau, ein Benefice der Gallmeyer, eine Taubenjagd beim „Hasel", ein amtlicher Rundgang des Abdeckers, eine neue Harfenistin, dann die Gerichtsverhandlungen, der „Heurige" beim „Gschwandtner", die Plenarversammlungen des Gemeinderathes und die Sitzungen der beiden „hohen Häuser", eine Leichenfeier der Entreprise, ein neues Ballett, eine Häuserdemolirung, die Eröffnung einer neuen Bierhalle, und wie die verschiedenen Schaustellungen, öffentlichen Functionen und Gemüthsemotionen der Wiener heißen mögen, sie haben alle ihr eigenes Stammpublicum. Natürlich haben es auch die Fastenpredigten (ich spreche von den modernen), die für eine gewisse Gattung Menschen nunmehr ein besonderer Seelen-haut-goût geworden sind.

Als vor fünf Decennien der phantastische Renegat und Poet Zacharias Werner das „Wort Gottes" (meist in der Ligourianerkirche) lehrte, da strömte ganz Wien, ohne Unterschied des Standes, des Alters und selbst der Confession herbei, um den geistreichen Mann mit dem entsetzlichen preußischen Dialecte zu

hören und sich von ihm thatsächlich „erschüttern“ zu lassen. Aber schon Werner begann, durch seine außerordentlichen Erfolge irregeführt, immer mehr auf den Effect loszuarbeiten; weniger das „Seelenheil“ seiner Zuhörer im Auge, war es ihm in letzter Zeit nur mehr darum zu thun, durch Ungeheuerlichkeiten des Ausdruckes zu glänzen, ja man sagt, daß er sogar Wetten machte, gewisse Bilder ungefährdet auf der Kanzel zu gebrauchen. Und er that dies auch in seiner berühmten Predigt über das „kleene Stückchen Fleesch“ (Fleisch), das alles Unheil über die Welt gebracht und dessen Fluchwürdigkeit er in zahllosen Beispielen andeutete. Die Zuhörerschaft schlug schen die Blicke zu Boden. Plötzlich rief Werner kreischend: „Soll ich Euch das kleene Stückchen Fleesch nennen!“ Todtenstille. „Soll ich es Euch zeigen?!“ Entsetzliche Pause. „Da, seht her, hier ist es!“ Und Werner reckte — seine Zunge heraus. Ein Gekicher war die Antwort.

Werner war überhaupt drastisch in seinen Gleichnissen. In der wahrhaft großartigen Predigt: „Die Posaunen des Weltgerichts“, wo Worte von dichterischer Begeisterung von seinen Lippen strömten, rief er, seinen „Herrn und Meister“ gar sonderbar citirend, in unheimlicher Ekstase: „Früh oder spät, in irgend einem künftigen Zeitpunkte, den alle menschliche Weisheit nicht bestimmen kann — ein entsetzliches Geheimniß im Buche des Schicksals — vielleicht in dieser Stunde, oder nachdem tausende von Jahren hinabgerauscht sein werden, wird plötzlich und unversehens, wie ein Blitz, wie ein Dieb in der Nacht hereinbrechen das Weltgericht, dem kein menschliches Wesen entrinnen kann &c.“

Kurz vor seinem Tode verfiel Werner, der geniale Titane des Wortes — in blöden Mysticismus, in gedankenlose Bigotterie, in aberwitzige, frömmelnde Spielerei, und die goldene Schreibfeder, ein Geschenk des Fürstprimas von Dalberg, die Werner als das „Hauptwerkzeug seiner Verirrungen und Sünden“ der Kirche, respective der Schatzkammer in Mariazell, verehrte, damit die Mutter Gottes ihm all das verzeihe, was er je geschrieben (auch seine wunderprächtigen Dramen), ist ein wehmuthiges Zeugniß der Geistesnacht, in welcher der Dichter des „Vierundzwanzigsten Februar“ und des „Attila“ sein sturmbewegtes Leben endete.

Werner fand bald eine Menge Nachahmer, die ihm jedoch nicht bis an das Kniegelenk reichten. Selbst der Bedeutendste, der 1832 verstorbene Ruttenstock, der bei St. Stefan predigte und viel Zulauf fand, konnte ebensowenig, wie Zocek (bei den Schotten) Werner aus der Erinnerung verdrängen. Nur Veith, gleichfalls ein Convertit, ein Mann von universaler Bildung, von durchdringendem Verstande und umfassendem Wissen, ragte, obwohl ihm nicht die mindesten äußerlichen Mittel zu Gebote standen, um auf seine Zuhörer zu wirken, doch als geistiger Riese unter den Kanzelpygmäen hervor und ergriff sein Auditorium durch die Schärfe seiner Gedanken und die sieghafte Gewalt einer unerbittlichen Logik. Aber auch Veith kam mit den Jahren auf Abwege. Die Reaction gewann den sinnigen Kopf und feinen Denker, er wurde ihr getreuestes Sprachrohr, und die „politischen Fastenpredigten" des heute fast neunzigjährigen erblindeten Greises, welche er vor anderthalb Decennien in der Stefanskirche, bei den Franciscanern und Kapuzinern hielt, und die von Ausfällen auf die Bewegungsepoche und die Partei des Fortschrittes strotzten, sind ein trauriges Vermächtniß der einstigen Geistesgröße des populären Mannes und zartfühlenden Gelehrten.

Die gleichzeitigen Rivalen Veith's erhoben sich nicht über die Alltäglichkeit. Sedlaczek, ein Schüler Löwe's, des feurigen Declamators, bestach nur durch die geschmackvolle Vortragsweise, die jedoch stark an die viel applaudirten Monologe Alboin's, Rustan's und Mortimer's erinnerten. Sedlaczek war ein Liebling der Aristokratie, die Damen verehrten den frommen Mann abgöttisch, er wurde Hofprediger und zuletzt Prälat in Klosterneuburg.

Diese irdischen Erfolge des Vielbelohnten spornten andere gottesfürchtige Männer, welche gleichfalls das Zeug in sich zu fühlen glaubten, durch die Macht der Rede die sündhafte Welt auf die Pfade der Tugend zurückführen zu können, an, sich ebenfalls auf der Kanzel hervorzuthun. Eine Legion von declamatorischen Streitern der Kirche erstand, aber die meisten der neuen Capistrane wählten die Methode des „Eclatmachens", sie gefielen sich in Absonderlichkeiten und sprachlichen Wagnissen, wie Werner, oder in hämischen Ausfällen auf die liberale Richtung des Zeitgeistes, wie Veith, betrübenden Andenkens.

Die Fastenpredigten, welche, weil sie das „vierzigtägige, bittere Leiden und Sterben des Herrn und Heilands Jesu Christi“ alljährlich in das Gedächtniß der vergeßlichen Menschheit zu rufen haben, gerade durch die Weihe des Gegenstandes wirken und das „Wort Gottes“ in seiner hehrsten Erhabenheit lehren sollten, bekamen gar bald ein ganz anderes Renommée und zeichneten sich durch die weltlichsten, um nicht zu sagen — frivolsten Stoffe aus. Denn obwohl noch in einzelnen Kirchen ein paar finstere Fanatiker mit geballten Fäusten auf die Brüstung der Kanzel losschlugen, von den Schrecknissen der Hölle ein Schauergemälde entwarfen, von dem siedenden Oele, von dem brennenden Schwefel und Pech, mit dem die Sünder Millionen Jahre hindurch gemartert würden, von den glühenden Steinen, mit denen der Aufenthalt der Unbußfertigen gepflastert, und dem Flammenmeere, in das der Frevler, der nur eine Sünde nicht gebeichtet, von dem zürnenden Cherubim getrieben, die haarsträubendsten Mittheilungen machten — so konnten diese dialectischen Höllen-Breughels auf ein Residenz-Publicum doch nicht nachhaltig wirken. Einige hysterische Frauen fröstelte es, und sie zogen die Mantille knapper über die Achsel, die alten Weiber schlugen wiederholt das Kreuz, hie und da rollte ein an eine Säule gelehnter, dem „religiösen Wahnsinn“ halb verfallener Privatzelote, der ohnehin eines Tages sein Bischen Hab und Gut der „Kirche“ testirt, wild seine Augen, oder grinste so recht boshaft vergnügt bei der Schilderung der gräulichen Scenerie, die der himmlische Regisseur als Abschreckungstheorie in den unteren Räumen seiner Schöpfung arrangirt haben sollte — aber die große Masse des leichtlebigen Wiener Völkchens glossirte leichtsinnig lächelnd diese drastischen höllischen Berichterstattungen, die Wiener in Bausch und Bogen glaubten nicht an Schwefel und Pech und blieben endlich ganz weg. Die Wiener bedurften einer anderen Kost, als dieser bäuerischen, ihre Ohren eines anderen Kitzels.

Diesen Moment erfaßte der Orden der Jesuiten und seine Collegen, die Lazaristen und Redemptoristen, und sie sandten ihre sogenannten „Talente“ aus, um den indifferenten Wienern wieder einigen Geschmack an den Predigten und an den Fastenpredigten insbesonders abzugewinnen. Die berühmtesten Apostel, welche nun die Heiden und Ungläubigen des V. U. W. W.

zu bekehren hatten, waren: Der nun bereits verstorbene Jesuit Staffler, die Jesuiten Josef und Ferdinand Klinkowström, wovon Josef, der heuer auf Predigergastrollen in Straßburg weilt, wohl der bedeutendere ist (Ferdinand starb mittlerweile), der Redemptorist Graf Coudenhove, dermalen jüngster Domherr, dann Kassewalder, jetzt Prior der Redemptoristen, ferner die Lazaristen Kramer, Koppi, Ruhm († 1860), Nachtigall (ein geborner Wiener) u. s. w. Und diese Herren brachten denn in der That auch wirklich Neues, sie erfanden die „Missionen", die Predigten für „Jungfrauen", wobei den Männern der Zutritt strenge verwehrt wurde, und diese sich gutmüthig genug die Thüre des doch für Alle geöffneten Gotteshauses durch die Sacristeibüttel vor der Nase zuschlagen ließen, dann die Predigten für „Frauen und Wittfrauen" und noch mehreres Anderes.

Die Presse war damals geknebelt und lag starr in dem Banne der Segnungen des Concordates. Es war nicht gut möglich, über jene geheimen „Geschlechts- und Standespredigten" etwas in die Oeffentlichkeit zu bringen. Man sah nur die Mädchen nach beendigter Predigt die Kirche in verwirrtem, aufgeregtem Zustande verlassen. Man erzählte sich die wunderlichsten Dinge. Besonders zwei Predigtstoffe gingen in Wien von Mund zu Mund: Ueber eine gewisse Mehlspeise, die man des Anstandes wegen anders nennen sollte, und wie die Kaffeemühle zu handhaben wäre . . .

Diese „pikanten" Predigten brachten ganz Wien in Aufruhr. Eine Menge scandalöser Scenen wurde von der Fama damit in Verbindung gebracht; Jünglinge sollten sich, um ihre Neugierde zu befriedigen, als Mädchen verkleidet und in die Kirche eingeschmuggelt haben, wo sie sodann erkannt und arretirt worden seien. Ohnmachten, Wahnsinnsfälle, Selbstmorde, ja sogar Veruntreuungen und Diebstähle, um Opferspenden bringen zu können, waren das Material für die Chronik jener merkwürdigen Tage. Ich weiß nun nicht, wieviel daran Wahres sei; genug, daß die öffentliche Meinung derlei glaubte und colportirte.

Die neuen Matadore der Kanzel behielten natürlich ihr erobertes Terrain nun inne und nützten die Macht ihrer gefeiten Stellung und Würde auch weidlich aus. Vornehmlich waren es

die Fastenpredigten, in denen sie sowohl auf gewisse Stände, als auf die große Masse überhaupt zu wirken suchten. Einzelne Fastenprediger liefen nun ihren Collegen bald den Rang ab, sie überboten sich in der Originalität ihrer Themata oder Vortragsweise und das Publicum lief wieder diesen neuen Wortführern der Kirche um die Wette zu. (Josef) Klinkowström und Graf Coudenhove waren die gesuchtesten, sie wurden die „Modeprediger" und eine Fastenpredigt schließlich zur — Modesache.

So stehen die Dinge auch heute noch. Die Namen der Kämpen haben sich zwar momentan geändert, aber die Sache ist dieselbe geblieben. Unter tausend Zuhörern stellen deshalb auch die Neugierigen das größte, und die Andächtigen das kleinste Contingent.

Man stößt sich und drängt sich und läßt sich Plätze reserviren, wie im Theater, denn gewisse Prediger der neuesten Aera „amüsiren" die Neugierigen auf's Beste. Die Kanzel ist nämlich mit einigen wenigen Ausnahmen zum Tummelplatz der Polemik geworden. Man erwiderte bereits auf Späße von Witzblättern, man kritisirte die Feuilletons Kürnbergers u. s. w. Von dem „bittern Leiden und Sterben Jesu Christi" wird nur nebenbei gesprochen, dagegen aber werden über Actienschwindel, Maskenbälle, den schändlichen Liberalismus und die schlechte „Judenpresse", über Gemeinderath und Gesetzgebung die launigsten Ausfälle gebracht. Man nennt gewisse Predigten heutzutage nur mehr, und mit Recht, „Causerien", man weiß bereits, wie bei einer Rede des witzigen Abgeordneten vom Neubau, „Heiterkeit" zu registriren, und gelingt es dem Meßner, ein paar „Notizler", die dieses originelle „Wort Gottes" (natürlich nur für die „Judenblatter"), aufschreiben wollen, bei solcher Schandthat in flagranti zu ertappen und sie unter Faustschlägen und Rippenstößen vor die Thüre zu setzen, so ist die „Hetz" fertig, und das Publicum erhalt auf diese Weise gratis noch eine Superdividende an Amusement.

Welches Publicum besucht nun diese unterhaltenden Fastenpredigten? Es ist eine bunte Masse, und jede Kirche und jeder Prediger haben ihr eigenes Publicum.

* *
*

So weit hätten es die hochwürdigen Herren von der Kanzel bereits gebracht, daß, gleich der Sperrsitzagiotage bei einer neuen Offenbach'schen Operette, ein förmlicher Kirchenstuhlhandel während der Fastenpredigtzeit getrieben wird, und an den Tagen, wo Abbé Wiesinger, Pater Bremer, Lamezan, Steiner oder sonstige Löwen der Saison, die am besten über Zeitungsschreiber und ähnliche Ungeheuer des verderbten Jahrhunderts loszudonnern pflegen, am Repertoire sind, unter fünf „Sechserln" kein ordentlicher Sitzplatz zu haben ist.

Ein Consortium von alten Weibern, die ich übrigens durch meine Schilderung beileibe nicht um den Verdienst bringen will, hat nämlich fast sämmtliche Bänke in den renommirteren, d. h. Modekirchen an solchen oratorischen Festtagen schon eine Stunde vor Beginn der Predigt mit Beschlag belegt. Diese occupirten Plätze werden für die Stammkundschaften reservirt, was insoferne eine zweckmäßige Einrichtung ist, als die pränotirten Damen sich nicht zu beeilen brauchen und es ihnen dadurch vielmehr möglich gemacht ist, vorher in der completen Fastenpredigttoilette, mit dem in schwarzes Tuch gebundenen Gebetbuche und schwarzem Schmucke über den Ring zu promeniren, die Auslagen zu besichtigen u. s. w. Daß sich eine oder die andere Dame bei dieser flanirenden Einleitung zur Fastenandacht zuweilen verspätet und durch ihr rauschendes Erscheinen eine kleine Störung in dem dichtgedrängten Kreise der Andächtigen hervorruft, ja oft sogar die Aufmerksamkeit des Predigers erregt, ihn verwirrt und aus dem Conterte bringt, ist zwar zu beklagen — allein, was will man machen? Damen kommen immer zu spät und derlei Störungen geschehen auch allabendlich in beiden Hoftheatern.

Was nun die professionellen Platzaufheberinnen betrifft, die, nebenbei erwähnt, heuer, wo die Fastenpredigten wieder einmal en vogue sind, eine verhältnißmäßig brillante Losung machen dürfen, so ist von denselben vor allem Andern ihr außerordentlicher Scharfblick in Auffindung von splendiden Kundschaften, ihre richtige Beurtheilung von deren Geschmacksrichtung und ihr schauspielerisches Talent in Ausübung der zum Geschäfte unentbehrlichen frommen Gesten zu bewundern.

Die praktische Kirchenplatzaufheberin wendet sich selbstverständlich, ehe sie für die Fastenzeit ihre Engagements trifft und die

Contracte abschließt, vorerst an das „Kerzelweib", das ihr die nöthigen Aufschlüsse über die Predigtweise dieses oder jenes Predigers gibt und einige charakteristische Merkmale über dessen Persönlichkeit mittheilt. Gestützt auf dieses lauterste Quellenstudium, beginnt sie sodann die Unterhandlungen mit dem „Wasserweib", dessen poetischer Ausschmückung es überlassen bleibt, sowohl den Prediger als die Platzaufheberin bei der betreffenden „Herrschaft" anzurühmen.

Hat nun die gottesfürchtige Dame des Hauses z. B. eine besondere Vorliebe für figürliche „Judenabschlachtung", so wird natürlich die Peterskirche und Abbé Wiesinger von dem weiblichen Kirchen- und Küchengeheimrath vorgeschlagen. Hat sie ein Faible für die „Vernichtung der Freimaurer", müssen ihr die Dominicaner und Pater Bremer dringend anempfohlen werden. Enthusiasmirt sie sich für den heiligen Kampf gegen die „Zuchtlosigkeit" – recipe: Augustiner und Pater Steiner u. s. f. Die Platzaufheberin weiß für jeden Herzenswunsch Rath, für jedes religiöse Bedürfniß sofortige Abhilfe. Diese glückliche Gabe, dann eine gewisse unterwürfige Geschmeidigkeit und die Fertigkeit im „Handküssen" machen sie zum unentbehrlichen Fasten-Factotum und verschaffen ihr, wenn sie so recht den „Gusto" trifft, manches „Sechserl" über die gewöhnliche Taxe.

Der pecuniäre Erfolg der Platzaufheberin, welche in freien Stunden auch im „Traumauslegen", in „Dienstbotenzubringung" ꝛc. macht und früh Morgens und spät Abends für eine kleine Entschädigung den „Meroperl" spazieren führt, hängt von deren glücklichem Exterieur ab. Je kläglicher – desto besser. Denn es gehört zum religiösen bon ton, wenigstens während der Fastenzeit die Armuth (öffentlich) zu unterstützen. Es macht sich so „gottwohlgefällig" und wird ganz gewiß auch in weiteren Kreisen bemerkt und erzählt, wenn die hochgeborne, in Sammt und Seide gekleidete, von einem Bischen Rouge angehauchte, aber desto mehr parfumirte Frau Baronin X., die sonst jede Berührung mit ihren äußerlich unsauberen Zeitgenossinnen ängstlich vermeidet, in der Kirche und coram populo mit einem alten, gebrechlichen, zerlumpten Weibe verkehrt, demselben ein paar Silberlinge, wovon einer auf die Steinplatten fallen darf, in die Hand drückt und in rührender Herablassung dessen Platz einnimmt. Und nun spreche ich vielleicht etwas Verletzendes, eine

scheinbare Blasphemie aus, aber ich kann nicht anders und muß die Jahre lang beobachtete Großmuths- und Frömmigkeits-tartufferie gewisser Modedamen und Excellenzen damit signalisiren, wenn ich es ungescheut sage, daß so manche pharisäerische Wohlthäterin mit der unterstützten Armuth Staat macht und mit dem beschenkten Elende prunkt. Denn die Wohlthätigkeit gehört, wie die schwarze Livrée des Bedienten und die schwarzlackirte Equipage, zu den Requisiten der „Fastensaison".

Zu dieser Zeit wird deshalb die Heuchelei auf beiden Seiten geschult und auch die Armuth zu ganz eigenen, ihr unwürdigen Kniffen verleitet. Denn das zerlumpte, schmutzige Bettelweib weiß, daß es nur in diesen Wochen das aristokratische Händchen küssen darf, es weiß, daß es in den übrigen elf Monaten des Jahres nach Belieben verhungern kann, ohne daß es die fromme Beterin und Peterspfennigsammlerin im Geringsten schiert. Es weiß, daß es auch von minder vornehmen Damen, wie z. B. einstöckigen Vorstadthausfrauen, nur deshalb den momentanen kärglichen Verdienst hat, weil diese wieder mit ihren Grund-Standesgenossinnen rivalisiren und es zur interessantesten Bezirksconversation gehört, wenn einem on dit zufolge, das aus der Fleischbank oder von der Sauerkräutlerin stammt, es einmal sichergestellt ist, daß die Frau von Gangelbauerin bei Maria-Stieg'n und die Frau von Schimmelhueberin bei St. Ulrich sich von der alten Bergerin und der alten Kramerin einen Platz aufheben ließ, welche Volkssage allein schon dem Gangelbauer'schen und dem Schimmelhueber'schen Hauswesen sodann einen gewissen „noblichten" Relief verleiht.

Ach, die Armuth fühlt ja auch sonst recht gut heraus, wo man ihr aus vollem Herzen schenkt und wo sie nur als Reclame für den eigenen Namen, als Aushängschild, als billige Staffage eines zu bewundernden Edelsinnes benützt wird. Der arme Teufel kennt am Besten das gutmüthige Herz, er weiß auch genau, wo die Barmherzigkeit aufhört und die — Komödie anfängt, wo man aus Uneigennützigkeit gibt und wo es aus Pruntsucht geschieht. Die Armuth ist die beste Menschenkennerin und sie versteht auch die Art des Gebens recht gut zu würdigen.

Im logischen Zusammenhange mit diesen unbestreitbaren allgemeinen Lehrsätzen aus der Rechtsphilosophie der armen

Leute steht denn auch die beinahe lustige Wahrnehmung, daß diese praktischen Beobachter und Kritiker auch durch den frömmsten Cultus der Acteure und Actricen nicht irregeführt, das Wahre von dem Falschen herauszufinden wissen und deshalb vielleicht nicht immer mit dem gehörigen inneren Respect — im Gegentheil sehr profan von gewissen äußerlichen Handlungen ihrer Mitmenschen — und seien diese zeitweise auch ihre Wohlthäter, zu denken, ja selbst zu sprechen gewohnt sind. Hören wir z. B. den Dialog einiger Fastenpredigt-Platzaufheberinnen an, die in der Regel doch mit den allergottesfürchtigsten Leuten im Verkehre stehen.

Frau Waberl (zu ihrer Geschäftscollegin): Kruzitürken, heunt kummt's wieder lang nit! Dös braucht alleweil a Zeit, bis 's mit ihr'n Aufputz firti is, und i sollt' schon bei die Dominicaner sein, wo's um sieb'ni anfangen. (Nimmt eine Prise.) Is's g'fälli?

Frau Everl: I dank! — Mein Gott! Unsereins verdient si die paar Kreuzer sauer gnua. No ja, so a g'stazte Gnädige glaubt g'rad, von ihre drei Sechserl kann ma leb'n; i hab' an schlaghaften Mann z' Haus, der si schon seit zehn Jahr' nit rührn kann und drei klane Kinder zum Ernähr'n — da haßt's auf'n Verdienst schau'n. Und mein' Hofräthin laßt sie heunt a schön Zeit!

Frau Waberl: Hör'n's, die Inn'rige möcht i schon gar nit. Was dö für G'schichten macht. Der zehnte Platz is ihr nit recht, da ziagt's und dort kann's 'n Geistlichen nit in's G'sicht schau'n. I manet, wann ma nur a Predigt guat hört, z'segn gibt's ja e nir dabei.

Frau Everl: Mein älteste Tochter sitzt bei die Serviten, die hat a ihr Plag mit aner Bäckenmasterin, die von was Gott wo herkummt, weil's 'n Pater Innocenz so gern hort. So, do kann d' Leut sekir'n?! Und was gibt's ihr? Zwa Sechserln und a paar albachene Kipfeln steckt's ihr zu. Da kann ma schon fett wer'n davon. (Nimmt eine Prise.) Is's g'falli?

Frau Waberl: I dank! Wissen's, mein Hausfrau is a Witfrau, die fruher immer zu die Piaristen gangen is, aber seitdem 'n Pater Bauer der Schlag troffen hat, kann's nur mehr 'n Pater Kurz hör'n. So, do thuat snaß!! Aber mir

scheint, si is a Winkelhamliche, denn wie mir die Gstettnbauerin sagt, hätt's schon fünfmal heirat'n können und is alleweil wieder z'ruckgangen, weil sie si nit bindn mag. Jetzt haßt's, daß's gar an Prakticanten heirat'n will, aber i glaub's no nit.

Frau Everl: Wann i von meiner Hofräthin red'n wollt, wurd' i heut gar nima firti. Du liaber Himmel, man hat jo a Augen im Kopf und auf's Hirn g'fall'n is ma a nit. Mir scheint, dö geht nit weg'n Beten in d' Kirch'n. Uebrigens geht's mi nix an. Aber wissen möcht i, ob's a Hofräthin is, oder, wie die Schmiedtin behaupt't, nur die G'schiedene von an Kammerdiener, und daß a Baron . . . a da kummen's ja olle Zwa ang'ruckt, na — schaut dö heut aus, aber so aufdunnert, wie a Schlitt'npferd — — küß' d' Hand, 'r Gnaden. —

Frau Waberl: Küß' d' Hand, 'r Gnaden! G'lobt sei Jesus Christus!

Frau Everl: Wunderschön schau'n 'r Gnaden heunt aus, grad wie a Hofdam' — küß' d' Hand, vagelt's Gott tausendmal — is aber a a prächtiger Platz, kan Zug und schnurgrad von der Kanzel — i dank, i dank, dös is all's z'viel! (Heimlich zu Frau Waberl): Wann's mit die Dominicaner firti san, kummens in Neustädter-Keller, die Großin und die Gansmüller kummen a. (Laut.) Küß' d' Hand, 'r Gnaden!" —

Das Fastenlied ist zu Ende, die Kirche ist übervoll, betrachten wir uns die Anwesenden.

* * *

Wie leicht hätte es mir noch vor einem Decennium, unter der Regierung jener erquisiten Gesellschaftsretter, geschehen können, daß ich wegen „Verspottung der Religion" u. s. w. auf soundsoviele Monate zu k. k. Erbsen und ärarischer Amtsdienergrobheit verurtheit worden wäre, wenn ich mir hätte einfallen lassen, es laut zu sagen, daß ich von jenen Leuten nie viel gehalten habe, die — statt zu arbeiten, täglich in einem halben Dutzend Kirchen stundenlang auf den Knien herumrutschen, sich die Brust zerschlagen und die schmutzigsten Kehlheimer Platten mit den inbrünstigsten, zerknirschtesten Küssen reinlecken. Heute darf man sich zu solch „freigeistiger" Confession wohl ungestraft be-

kennen und deshalb erkläre ich bei meinem heiligsten Gottvertrauen, daß ich von jenen Leuten auch jetzt noch nicht viel halte.

Desto mehr rührt und ergreift mich die wahre, stille Andacht, die innige, gläubige Zuversicht an die Gerechtigkeit des himmlischen Vaters, und es schneidet mir z. B. jedesmal tief in die Seele, wenn ich Nachts über menschenleere Plätze nach Hause kehre und auf dem Betschemel vor dem Lämpchen einer Muttergottessäule, einer Kapelle oder dem Bilde des Gekreuzigten an einer Kirche, eine Gestalt hingegossen sehe, die, taub für das Gejohle der in den anstoßenden Straßen heimziehenden Zecher, ihre heißesten Gebete flüstert. Dort lachen und kichern sie und treiben unzüchtige Scherze, und hieher hat sich ein Geschöpf geflüchtet, das ungesehen sein Herz vor dem Ewigen ausschütten will und in dieser Beichte des Schmerzes vielleicht Trost findet. Welches Leid mag eine solche Brust bedrücken, welch Kummer mag sie erfüllen und wie stark und echt muß ihr Glaube an den Herrn des Erbarmens — an den göttlichen Erlöser sein!

Und ebenso habe ich immer Achtung empfunden vor jenen einsamen Betern und Beterinnen, die die dunkelsten Winkel der Kirche aufsuchen und, blind für die geräuschvolle Andacht der übrigen Kirchengänger, in sich versunken dastehen und die Angelegenheiten ihrer Seele ohne äußeren Apparat zu dem Ohre des Ewigen bringen. . . .

Und wenn ich zur Zeit der Fastenpredigten die entlegeneren Räume des Stefansdomes durchschreite und in einer entfernten Ecke, abgeschieden von der hin- und herwogenden oder festgekeilten Menge, in einem Betstuhle eine verschleierte Gestalt sehe, zu der das rauhe Wort des Predigers nur selten dringt, die aber vielleicht in ihrem Innern es liebevoller und milder ergänzt, dann hüte ich mich, sie in ihren stillen Träumen zu stören und wende mich scheuen Schrittes zurück. Wenn aber die bunte Masse, die sich um die Kanzel und den Donnerer auf ihr drängt, in ihren einzelnen Exemplaren mitunter einen ernüchternden, um nicht zu sagen erheiternden Anblick gewährt, so ist es nicht meine Schuld, denn ich gehe wahrlich nicht, wie Pater Steiner uns „Zeitungsschreiber" speciell verlästert, in das Gotteshaus, um mich zu — „amusiren".

Ach, es amüsiren sich dort ganz andere Leute als „wir", denn, wie ich selbst bereits angedeutet, besteht das Fastenpredigtpublicum bei dem heutigen Charakter der Predigten meist aus Neugierigen, dann solchen, die die Sache als Modesache mitmachen, und nur der verschwindend kleinste Theil recrutirt sich aus Jenen, die aus „religiösem Bedürfniß" herbeieilen, um über — die „Judenwirthschaft" schimpfen zu hören und ihr Herz an der Schilderung der Höllenqualen zu erquicken, welche den Fastentänzern, Freimaurern oder Actiensammlern in dem „besseren Jenseits" bevorstehen.

Der ausgediente Soldat und nunmehrige Kanzleidiener ist der passionirteste Fastenpredigtbesucher. Du erkennst ihn an dem glattrasirten Kinn, dem noch immer reglementsmäßig kurzen Backenbart (anderthalb Zoll vom Ohrläppchen und dieses mit einer goldenen Linse geschmückt), der niederen Stirne, den breiten, vorstehenden Backenknochen, den schmalgeschlitzten Augen und dem weit aufgerissenen Munde, mit dem er das „Wort des Herrn", wie es frischweg von der Kanzel kommt, begierig auffängt. Er ist von seiner militärischen Dienstzeit her für den Besuch der Fastenpredigten gedrillt, er hat sich gewöhnt an sie und ist täglich bei den Dominicanern oder Michaelern zu finden, ehe er in den Dominicaner- oder Michaeler-Keller, oder in die Herberge der Amtsdiener, die „Mistgrub'n", auf „gruß' Seitl Vierundsechziger" geht. Er haßt die Neuzeit und ist ein Feind aller Neuerungen, besonders des beschränkten Holzdeputates, des kleineren Papierausmaßes und des verringerten Kerzenpauschales. Er perhorrescirt den Gedanken einer Anerkennung der Staatsgrundgesetze, nach welchen, wie ihm sein Hofrath gesagt, die jährlichen Aushilfen strengstens untersagt und sogar die Rebschnüre für die Actenfascikel verrechnet werden müssen. (Pfui Teufel!) Und deshalb kann er dem hochwürdigen Eiferer auf der Kanzel nur beifällig zustimmen (er thut dies unter fortwährendem Kopfnicken), wenn dieser von den verderblichen Folgen des sogenannten Liberalismus die grellsten Schilderungen entwirft.

Wenn auch nicht aus denselben Motiven, so doch mit ähnlich instinctiver Aversion gegen die sündhaften Bestrebungen der Neuzeit, nicken aus den Fenstern der „Fremdenloge" der Kirche, d. h. dem Oratorium, die Fürstin A, die Gräfin B und

die Baronin C den Zornesausbrüchen des Gottesstreites zu. Sie werfen zwar zeitweise einen Blick in das Gebetbuch, das der schwarz gallonirte Diener auf ihren Betschemel gelegt — (die Fürstin benützt „Das reuige Herz" von Alexander Fürst zu Hohenlohe, die Gräfin: Gundinger's „Lilienblüthen" und die Baronin: „La journée du Chretien") — oder mustern auch mit der Lorgnette die frivole Toilette diverser weiblichen Gäste im Schiff der Kirche, zumeist concentrirt sich aber doch ihre Aufmerksamkeit auf den Prediger, wenn er ein interessantes Thema gewählt, z. B. das Laster, das sich öffentlich zur Schau trägt, die frevelhafte Mutter, welche die Reize der Tochter veräußert, den elenden Spötter, der die Liebesgaben dem nothleidenden heiligen Vater verweigert, das wuchernde Judenthum, welches das Mark des Landes (das nach den Begriffen auf dem Oratorium doch nur der Adel sein kann), aussaugt u. s. w. O, man möchte den hochwürdigen Mann heute Abends so gerne zu Thee bitten, wenn man nicht wüßte, daß erstens der fromme Mann keinen Thee trinkt und man zweitens nicht selbst schon den Abend vergeben hätte, da eine Proverbe einstudirt werden soll.

Dicht unter der Kanzel sitzt ein Weib aus dem Volke, die Hausmeisterin Frau Nani, über die bereits viel Ungemach gekommen und die deshalb in der Kirche Trost für ihr geknicktes Herz sucht. Ihr Mann, der, „was ohnehin am ganzen Grund bekannt is", allabendlich seinen „Trunk" hat, prügelt sie seit vierunddreißig Jahren allabendlich; ihre zwei Söhne, der „Pepi" und der „Schorsch", haben, „jeder a liederlich's Tuch", nirgends „gut gethan", weßhalb man sie zum Miltär gab, wo sie erst recht nicht „gut gethan". Dann ist der Malesiz Siebenundsiebziger, den sie seit drei Jahren estratto nach Linz setzt, noch immer nicht auf den ersten Ruf gekommen, und da sie ihn jetzt um keinen Preis mehr „auslassen" kann, so wird sie halt recht gottesfürchtig, hofft — „wann nit eppa do a die Juden dabei in Spiel san, no ja, wissen kann man's nit" — das Beste von unserm „liab'n Herrgott" und läßt so lange keine Fastenpredigt aus, bis nicht der Siebenundsiebziger in Linz auf den ersten Ruf „heraus is".

Weiter rechts von ihr steht der Todtentruhentischler Herr Peter, ebenfalls ein gottesfurchtiger und nebstdem gelehrter Mann, der in seiner Jugend zwei lateinische Schulen absolvirt, nun

Mitglied sämmtlicher frommen Vereine und wüthender „Calvarienberggeher" ist, und der jede freie Stunde entweder in der Kirche oder beim Heurigen verwerthet, an welch letzterem Orte er sein gehöriges „Maßl" von fünf Seiteln (keinen Tropfen mehr!) tradirend trinkt, d. h. seinen Tischgenossen dabei die Legende der Heiligen erzählt oder die schauderhafte Geschichte mittheilt, wie die Studenten im Achtundvierziger Jahre die Religion abschaffen wollten.

Im Dunstkreise dieses braven Mannes stehen wie angenagelt, steif und ernst zwei Burgwächter (im Volksmunde „Staberlgarde" genannt), welche als Märtyrer der Beschäftigungslosigkeit die vielen Stunden bis sieben Uhr Abends, um welche Zeit erst die Hanni und die Mali beim Röhrbrunnen erscheinen können, mit verschiedenen Fastenpredigten ausfüllen und, ohne sich einer nachhaltigen Begeisterung oder sonstigen heftigen Gemüthsbewegung zu überlassen, in apathischester Seelenruhe den Berichten über den ersten Sündenfall und die wachsende Sittenverderbniß der Menschheit zuhören.

Diese harmlose Absicht des sogenannten unschädlichen „Todtschlagens" der freien Zeit, mit welcher der Zehnte nichts „anzufangen" weiß, treibt nämlich viele „Andächtige" den Fastenpredigten zu. Jener dicke pensionirte Rechnungsrath z. B., der dort an dem linken Pfeiler mit halb geschlossenen Augen den Auseinandersetzungen über das Verbrechen einer Civilehe lauscht und sich nun ernstlich vornimmt, die bisher doch unsichere oder wenigstens zweifelhafte Stellung seiner Wirthschafterin durch den Segen der Kirche in eine legitime häusliche Charge zu modificiren, ist froh, bis halb sechs Uhr, wo ein Tapper bei Weghuber ihn erwartet, diese ewig-lange Zeit auf eine anständige Weise ausgefüllt zu haben. Ebenso geht es den beiden, in seiner nächsten Nähe sitzenden ledigen Wittfrauen (gleichfalls in Pension), wovon jede um fünf Uhr bei einer anderen „Freundin" auf ein „Schalerl Kaffee" und einen kleinen „Plausch" sich einzufinden gewohnt ist und zu diesem Behufe (dem Plausch) ihr Strickzeug im Ridicule bei sich trägt. Um halb fünf Uhr ist die Predigt zu Ende, und da kommt Jede noch zur rechten Zeit — die Eine in die Leopoldstadt und die Andere auf die Landstraße zu dem präliminirten „Schalerl Kaffee", welche praktische Zeiteintheilung sich ganz prächtig macht.

Und nun komme ich auf jene markanteste Staffage der Fastenpredigten, auf jene unheimlichen Figuren utrinsque generis, die der frivole Beobachter in dem Namen „Betschwester“ oder „Betbruder“ bezeichnet, die in dunkler Kleidung, mit zu Boden gesenkten Augen scheu an Dir vorüberhuschten und in demuthsvoller Verzückung und fieberhafter Erregung aus einem abgegriffenen Gebetbuche, etwa Pater Cochem's „Seraphische Jagdlust, oder „Portiunkula-Büchlein“, oder auch Pater Donin's „Nachfolge Christi“ die phantastischesten Stylwendungen halblaut vor sich hinmurmeln. Sie hören nicht auf das Wort des Predigers, denn ihre Seele ist abwesend und schwirrt in unfaßbaren Räumen umher; sie bewegen mechanisch ihre Lippen, aber das tausendmal Gelesene vermag ihr Geist doch nicht zu behalten, denn er ist erfüllt von dem aberwitzigsten Kunterbunt himmlisch lächelnder Engel und grimmiger Teufelsfratzen. Die Bedauernswerthen eilen aus einer Kirche in die andere, bis sie eines Tages als „Braut Christi“ oder „Bräutigam Mariens“ hinter Eisengittern ihre zu Tode gemarterte Seele aushauchen.

Und einen gleich fröstelnden Eindruck machten stets auf mich jene, trotz ihrer Jugend doch schon abgehärmten und trotz des in den Adern wild tobenden Blutes dennoch bleichen Gestalten, jene jungen Kleriker mit der frischen Tonsur auf dem Scheitel, die, die Augen starr auf ihr Brevier geheftet, meist rückwärts an den Kirchenthüren knieen und die gekommen waren, um die modernen Heroen der Kanzel zu hören, von ihnen zu lernen und einst ebenso segensreich zu wirken.

Und weiters, glaube ich, wirkt nicht erhebend oder sympathisch der Anblick jener speculativen Frömmlerinnen, die sichtlich nur mit ihrer Andacht kokettiren, bei idealer Drapirung des dunklen Longshawls an der scheinbar unbeachtetsten, aber eigentlich auffalligsten Stelle, an den Stufen eines Seitenaltars sich niederlassen, als reuige Magdalena und Büßerin ihr Haupt in das Gebetbuch neigen — es ist meist Eckhartshausen's „Gott ist die reinste Liebe“ oder Veith's „Jesus, meine Liebe“ — und in den Zwischenpausen unter einem tiefen Seufzer mit einem blendend weißen Batisttuch sich die Augen trocknen und auf einen Moment ihren schwarmerischen Blick durch die Kirche schweifen lassen.

Und oben auf der Kanzel erhebt noch einmal seine dräuende Stimme der Mann Gottes und schuttelt den vollen Becher seines

Zornes über die Sünder dieser Welt aus — in seinem heiligen Eifer läßt er sich zu den ungöttlichsten Wuthausbrüchen verleiten — da stoßen sich die Neugierigen mit dem Ellbogen, denn nun kommen gewiß die sehnlichst erwarteten „Sticheleien“ auf diesen oder jenen Stand, der Zeitungsreporter skizzirt sich, in einem Beichtstuhle verborgen, rasch ein paar fulminante Sätze ... draußen auf der Straße stampfen die Pferde der harrenden Equipagen ungeduldig das Pflaster, die Bedienten der vornehmen Gäste trippeln in gleicher Stimmung auf und ab, die armen Leute an der Kirchenthüre flüstern einander zu: „heunt dauert's aber lang!“ selbst der dicke Rechnungsrath sieht bereits auf seine Uhr, ob er den Tapper nicht versäume — aber der Prediger klagt erst jetzt, daß die wahren Andächtigen fehlen, daß die Meisten nur müßige Neugierde in die Kirche getrieben und daß Jene immer seltener und seltener werden, die nur, um das Wort Gottes zu hören, das Haus Gottes betreten u. s. w.

In der Fastenzeit bin ich durch Mancherlei gestört, aber wenn sie vorüber, will ich selbst wieder einmal recht inbrünstig zum Himmel beten! —

„Gutgesinnte“ von Damals.

I.

Das Denuncianten-Corps.

Es ist dieser Tage*) ein Wiener Bürger begraben worden, der, wie es heißt, in weitesten Kreisen unter der Bezeichnung als „Gutgesinnter“ bekannt war, und als solcher wohl auch starb.

Ich kannte den Mann nicht und habe auch seinen Namen erst nach seinem Tode nennen gehört. Ich weiß auch nicht den kleinsten unredlichen Zug, nicht den winzigsten Fleck, der auf seinem Namen lastet und sein Andenken in der Erinnerung seiner Mitbürger schädigen könnte, und ich muß deshalb annehmen, daß

*) November 1870.

er als rechtschaffener, ehrlicher, allgemein geachteter Mann seine Augen schloß.

Aber eben diese günstige Meinung, die ich von dem mir gänzlich unbekannten Verstorbenen habe, zwingt mich, die p. t. Zeitgenossen zu mahnen, mit dem Epitheton; „Ein Gutgesinnter“ vorsichtig zu sein, da der Werth dieser Titulatur heute noch immer einigermaßen ungewiß, ja sogar sehr — relativ ist, indem ein großer Theil der „Gutgesinnten von Damals“ der meist unsichtbar wirkenden Branche eine ganz eigenthümliche Bedeutung gab und man daher — wenn auch mit den besten Absichten — einem Manne leicht ein Prädicat beilegen könnte, gegen das der also Classificirte mit Fug und Recht protestiren müßte.

Es sind nun zweiundzwanzig Jahre, daß die Gattung der „Gutgesinnten“ erfunden wurde, oder vielmehr sich selbst erfand. Manchmal in höchsten Nöthen!

Ich rede vom sogenannten „Jahre der Schmach“ (preußischer Tarifsatz) und speciell von der glorreichen Niederwerfung der Wiener Octoberaufständler und der kriegsrechtlichen Behandlung ihrer Führer.

Man muß in jenem denkwürdigen Monate in Wien gelebt haben, um von der (scheinbaren) Einmüthigkeit der gesammten Bevölkerung sprechen zu können. Ihr Kampf und ihr Widerstand war freilich ein thörichter, aber sie rettete wenigstens den Ruf des Muthes und der Todesverachtung, und nicht nur Europa, die ganze Welt blickte theilnahmsvoll nach dem neuen Sagunt, das übrigens kein Hannibal belagerte. Wien war endlich nach erbittertem Kampfe genommen, die Croaten waren Herren der Stadt und an jenem unvergeßlichen Allerheiligentage wehte wieder zum ersten Male die schwarz-gelbe Fahne vom Stefansthurme. Was weiter folgte, ist bekannt: die Kriegsgerichte begannen ihre Thätigkeit, es wurde strangulirt, erschossen, eingekerkert u. s. w. u. s. w.

Die Geschichte hat über jene düsteren, unheilvollen Tage längst gerichtet; der Ruhm der Sieger wie der Schimpf der Besiegten wurde mittlerweile auf das richtige Maß gebracht, vermeintlich unheilbare Wunden heilte die Alles versöhnende Zeit, man ist auf beiden Seiten zur besseren Einsicht gekommen und

Manches, ja Vieles aus jener blutgetränkten Epoche würde heute nicht wieder geschehen. Requiescat! —

Aber unter den vielen historischen Darstellungen des Wiener Revolutionsjahres vermisse ich doch noch immer eine erschöpfende Specialgeschichte einer damals aufgetauchten und das entsetzlichste Unwesen treibenden Bande, deren Mitglieder ebenfalls unter dem loyal klingenden Namen der „Gutgesinnten“ sich wechselseitig zu erkennen gaben, in Wahrheit aber nur als die „Hyänen der Reaction“ sich erwiesen und das scheußliche Denunciantengeschäft betrieben. Warum gibt es noch keine Geschichte des „Wiener Denunciantenwesens“, wenn auch schonungsvoll ohne biographische Daten? Warum schrieb noch Niemand die, wenn schon nicht erbauliche, so doch überaus lehrreiche Historie jener „Spitzelcongregation“, die gleich den spanischen Fang- und Spürhunden die gehetzten Liberalen in ihrem Versteck aufstöberte und der hochansehnlichen Jagdgesellschaft unermüdlich apportirte? Fehlt es etwa den berufenen Quellenforschern für einen gründlichen Essay über das „politische Naderertum“ an actenmäßigen Belegen? Fehlt es an Nachweisungen? Nicht doch . . .

Ich sagte, daß während der Kampftage Wien eine — scheinbare Einmüthigkeit der Gesinnung äußerte. Der erste Seressaner, der das Straßenpflaster betrat, änderte die Physiognomie der Stadt. Die ganze Bevölkerung theilte sich augenblicklich in zwei, wenn auch ungleiche Hälften, d. h. ebenfalls in Besiegte und „Sieger“, und Letztere, obschon die kleinere, aber auf die Assistenz der bewaffneten Macht vertrauend, demnach gewaltigere, begann unter dem „Martialgesetz der guten Gesinnung“ gegen die Ueberwundenen, also „Verdächtigen“, meist einen Verfolgungskrieg der fanatischesten Spionage. Was angsterfüllte Wohldienerei, Privatrache, Gewinnsucht und ähnliche saubere Motive, was die schmählichsten Leidenschaften der niederen Speculation zu leisten im Stande waren, das geschah bis zum — Ueberdruß der Acceptanten, deren viele schließlich thatsächlich von Ekel erfüllt waren über die unersättliche Rache-, Geld- und Belobungsgier der (meist auch noch freiwilligen) „Wiener Denuncianten“.

Und all dies Gezücht (beiderlei Geschlechtes, denn auch das „edle Frauenherz“ machte viel in diesem Geschäfte), der gesammte

Spitzeltroß bemäntelte sein mit Blut und Thränen besiegeltes Gewerbe mit dem gotteslästerlichen Titel der „guten Gesinnung". Wenn der Bruder den Bruder, das Weib den (lästigen) Mann, der Freund den Freund, der Schuldner den Gläubiger, der Amtsgenosse den Collegen, der Chef seinen Untergebenen, der Diener seinen Herrn, der Bürger den Mitbürger verrieth, so that er es unter der grinsenden Versicherung seines „patriotischen" Pflichtgefühls, d. h. unter dem heuchlerischen Feldgeschrei jener Tage: „der guten Gesinnung"! —

Ach, wohl war es ein Jahr der Schmach, aber die Schmach begann nicht nach der junkerlichen Zeitrechnung an jenem glorreichen 13. März — sie datirt um einige Monden später und begann, als alle Freundschafts- und Familienbande gelöst schienen, und Judas Ischariot seine Apostel aussandte, den Verrath en masse zu organisiren.

Es sträubt sich mein Herz, Details zu schildern; zudem sind diese erschrecklichen Scenen einer langen Bartholomäusnacht voll socialer Greuel noch im bittersten Gedächtnisse Vieler. Andere, die dies sittliche Trauerspiel Wiens nicht „schauernd selbst erlebt", würden diesen schwarzen Fleck, der auf der renommirten Stadt der „Gemüthlichkeit" unvertilgbar haftet, für eine geschichtliche Lüge halten, auch will ich gewissen „Patrioten", die heute noch in den Straßen herumstolziren, oder das zutrauliche Lächeln der Wiener Bonhomie bis nun zu bewahren wußten, nicht die Larve vom Gesichte reißen — ich mag kein Denunciant der Denuncianten sein, aber in meiner Sterbestunde sage ich — da ich in diesem Fache (zur allgemeinen Beruhigung) nichts Schriftliches habe, meinen noch arglosen Söhnen vielleicht einige Namen in's Ohr, und das nur aus warnender Fürsorge.

Was jedoch die altwienerische „Gemüthlichkeit" betrifft, so waren gerade die heimlichen Mitglieder der Denunciantencompagnie, die Herren und Damen der Spitzelsocietät die allergemüthlichsten Leute. Sie kamen allstündlich zu Dir in's Haus und erkundigten sich theilnahmsvoll um Dein Befinden. Sie schnitten vor Dir die malcontenteste Fratze, seufzten und klagten Dir ihr sympathisches Herzeleid, sie drückten Dir wärmer als sonst die Hand und gaben sich als die lautersten Gesinnungsgenossen, die allärmsten Martyrer der leidigen Situation. Daß sie Deine

Beichte schon in der nächsten Viertelstunde mißbrauchten, daß sie wenn Du wortkarg, in Deine Herzkammer stiegen und heraufholten, was Du tief verborgen halten wolltest, daß sie Briefe auffingen, Deine Leute bestachen, Deine Kinder ausforschten, Deine Besuche controlirten, Deine Lectüre überwachten, daß sie endlich sogar zu Dieben wurden und Dir diese oder jene Beweise Deiner „destructiven Tendenzen" oder des Einverständnisses mit der „Umsturzpartei" einfach wegstahlen — oder wenn gar nichts half, falsches Zeugniß ablegten — nun, mein Gott! das war nebensächlich und erforderte ihr Handwerk, gegen Dich selbst und die Deinen blieben sie stets und immer „gemüthlich".

Und was sie erst öffentlich für gemüthliche Gesellschafter waren! Sie setzen sich im Gast- oder Kaffeehause zu Dir und erzählten Dir die neuesten und schärfsten Bonmots über das — Gouvernement. Du mußtest lachen und vielleicht gabst Du gleichfalls eine beißende Anekdote zum Besten (was Du nicht hättest thun sollen). Dann ärgerten sie sich über das kleine Gebäck und zogen über die Verwaltung los, oder sprachen gar ungescheut von einer „schlechten Regierung". Oder sie nahmen die officielle „Wiener Zeitung" zur Hand (ein beliebtes Mittel) und kritisirten die Windischgrätz'schen, Welden'schen und Haynau'schen Erlässe, die Verfügungen Kempen's, die unsterblichen Anordnungen des Herrn Weiß von Starkenfels u. s. w. auf's Unbarmherzigste. Stimmtest Du, wenn auch nur kopfnickend, dem Muthigen zu, so konntest Du später einige — Unannehmlichkeiten erleben. Auch der Stellwagen war ein günstiges Terrain für diese Gesinnungshochstapler; man konnte mit dem Nebensitzenden über Vorübergehende, fahrende und reitende notable Persönlichkeiten seine Meinungen und Urtheile austauschen, die nicht selten vom gewünschten Erfolge gekrönt waren. Solche touristische Häscher machten zu diesem Zwecke oft zwanzig bis dreißig Stellwagenfahrten an einem Tage. Daß heimliche Sammlungen auf Trauermessen für die Gefallenen, auf Kränze für gewisse Gräber und ähnliche „stille Manifestationen der Partei" ebenfalls gerne benutzt, ja von einzelnen schlauen Arrangeuren geradezu als Köder gebraucht wurden, war so natürlich, wie, daß eben nur der aufdringlichste Colporteur einer verfehmten Flugschrift, eines verbotenen Buches oder Bildes den jeweiligen Besitzer zuweilen in Gefahr brachte.

Man nannte diesen Nebenzweig der gesammten Denunciationswissenschaft, diese Secte im großen Spitzelorden: „Agents provocateurs“ — zu Deutsch: Schufte.

Welch ein unsägliches Leid brachte dieses gesellschaftliche Ungeziefer — dessen sich die Behörden kaum erwehren konnten (welch Letztere bei einiger gutmüthigen Lässigkeit vielleicht noch Gefahr liefen, von ihren eigenen Organen wieder bei den Oberbehörden denuncirt zu werden) — über zahllose Familien; welches Chaos brachte in die dienstlichen Verhältnisse, in den Geschäftsgang der Aemter diese miserable Spitzelwirthschaft! Wie viele Existenzen wurden durch die mündliche oder halbbrüchige unterthänigste Mittheilung dieser Lumpenkerle oder feilen Dirnen und nichtsnutzigen Weiber zerstört, vernichtet; denn wer ermißt all das Elend, das mit einer einzigen Aussage (und Aburtheilung) durch Generationen hinaus über diese oder jene Familie hereingebrochen. Fragt in den neun Bezirken, jeder von ihnen hat seine Märtyrer des Denunciantenthums; freilich sind viele der Gemaßregelten bereits in's Grab gestiegen, gefolgt von ihren, von Gram verzehrten Kindern. — Warum gibt es noch keine Geschichte der Denuncianten?

Weshalb ich dieses widerliche Thema nun berühre? Aus dem Eingangs erwähnten Grunde: damit man mit der Benennung „Gutgesinnter“ vorsichtig sei, weil es eben einst auch eine Species gab, die der Gesammtgattung sogenannter plötzlicher „Patrioten“ und dem Namen überhaupt wahrlich nicht zur Ehre gereichte, im Gegentheile, für alle Zeiten mit einem unauslöschlichen Fluche beladen bleibt . . .

II.

Zur Naturgeschichte der „Angströhren“.

Ich sprach von „plötzlichen“ Patrioten. Diese eigenthümliche Sorte Wiener erblickte am 31. October 1848, Nachmittag fünf Uhr, das Licht der Welt und wurde von — Angst, Feigheit und Furcht ausgebrütet.

Die croatische Besitzergreifung der deutschen Stadt geschah — wie es eben Kriegsgebrauch — etwas ungestüm und die Ueberwundenen fanden kaum Zeit, sich zu demaskiren, d. h. ihr

fatales Interimscostüm sammt der Armatur des Aufstandes abzulegen und die Garderobe des unverdächtigen Bürgers, die kleidsamere Tracht des Besteuerten hervorzusuchen, mit einem Worte: in die Toilette der Gutgesinnten sich zu werfen.

Worin bestand nun diese? Die urwüchsigen Schaaren des „heldenmüthigen“ Banus hatten, einem höchst glaubwürdigen on dit zufolge, einen fürchterlichen „Pick“ auf die ihnen bereits signalisirten Abzeichen der für vogelfrei erklärten Revolutionäre, und konnten diese Merkmale, da man beim siegreichen Eindringen des Militärs die unnütz gewordenen Waffen ohnehin wegwarf, nur mehr in restlichen Kleidungsstücken bestehen. Daß man sich aber auch der Uniformen, passepoilirten Pantalons, Czakos, befederten und bebänderten Calabreser und Stürmer ꝛc. in aller Eile zu entledigen suchte, war selbstverständlich und so spähten die armen Soldaten geraume Zeit vergebens nach den figuralisch gebrandmarkten Subjecten der Empörung und fanden gerade in den ersten Stunden ihrer officiellen Visite wenig Verdächtiges. Ein sicheres Object war zwar der über das Kasernen-Normalmaß reichende Haarschmuck Einzelner, der in seiner wallenden Ueberschwänglichkeit den Exlegionär verrieth, aber kurz darauf verschwanden auch die systemwidrigen Locken und sogar viele trotzige Vollbärte fielen der wiederhergestellten Ordnung freiwillig zum Opfer.

Es entstand nun eine für beide Theile peinliche Pause. Einerseits wollte der projectirte Massenfang nicht recht gelingen, und anderseits verkroch sich, was sich schuldig wußte und nicht das Weite zu suchen verstand, in den abenteuerlichsten Verstecken oder in die seltsamsten Vermummungen, die den ältesten Freund unkenntlich machten. Aber auch der Zeitpunkt war gekommen, wo es von höchster Gefahr schien, seine Unbedenklichkeit überhaupt nicht schon völlig gerechtfertigt zu haben und als unbestritten „Gutgesinnter“ vor dem Forum der bei dem Wachtfeuer lagernden bewaffneten Kritiker erscheinen zu können. Denn man mußte doch endlich auch auf die Straße gehen und seinen verschiedenen Pflichten nachkommen.

Heute, nach zwei Decennien und noch wuchtigeren historischen Zwischenfällen, nimmt sich die Sache fast komisch aus, wenn ich der zwar wohlmotivirten, aber doch immerhin kläglichen Furcht gedenke, die neun Zehntel der männlichen Wiener Bevölkerung in

dem (wenn auch nothgedrungenen) Bestreben erfüllte, für unbedenklich zu gelten! Welche Mittel wandten Viele an, um die rigorosen Bivouaks unbeanständet passiren zu können, und welche ungefährliche, treuherzig-patriotische Gesichter schnitten sie, wenn sie das unerbittliche Fatum zwang, vor einem rothbemäntelten Bassa defiliren zu müssen! —

Denn die Hauptsache bei solch Gefahr bringenden städtischen Ausflügen blieb vorläufig, d. h. ehe noch die designirten Kriegsgerichte nach Acten arbeiteten, das Aeußere, der „Habitus“ des Waghalsigen, die sozusagen decorative Ausstattung und Gesinnungsmontur des promenirenden Prüflings, der dem mißtrauischen Auge eines vigilirenden Cordonisten oder Tschaikisten weder durch einen heuchlerischen, weil rasch adaptirten blauen Caput, noch durch eine erlogen civilisirte graue Hose einen k. k. Argwohn in das tadellose Vorleben solch allgemeiner Kleidungsstücke einflößen durfte, vorzugsweise jedoch durch die patriotischeste Kopfbedeckung über allen Zweifel erhaben — glänzen mußte. Denn Rock und Hose konnten, wie angedeutet, wenn auch ihre Farben nach aufrührerischer Vergangenheit wiesen, dennoch mit Schneidergeschwindigkeit einen friedfertig bürgerlichen Schnitt erlangen und deshalb immerhin einen Brutus oder Jansenau (was nach dem Dienstreglement so ziemlich alles Eins) verhüllen, aber erst die Kopfbedeckung war das untrüglichste Symptom eines nach der Adjustirungsvorschrift der guten Gesinnung Gekleideten. Was aber konnte unter solchen Umständen unverfänglicher sein, als die unter Metternich gesetzlich gestattete, altehrwurdige, vorconstitutionelle Form des — Cylinders?!

Ja, der Cylinder war das sicherste Palladium in jenen schwierigen Tagen. War er doch in den vaterländischen Gauen als steifstes Sinnbild der Constanz, d. h. der Stabilität, längst ebenfalls zum Begriff geworden und wurde nur, weil der Begriff, respective das System der Unveränderlichkeit momentan unmodern, mit dem antiquirten System zeitweilig bei Seite gelegt, während statt seiner in der Epoche der allgemeinen anarchischen Formlosigkeit der ungestaltete, zerknitterte Calabreser und ähnliche wachsweiche Mißgeburten, die rechten Zerrbilder des modernen Unbestandes, in Gebrauch kamen. Aber nun, wo die staatlichen Umgestaltungsversuche sammt den frechen Neuerern jämmerlich

scheiterten, wo es klar und sichtbar war, daß nur das Altüberlieferte, durch ein Jahrtausend Bewährte, Sinn und Bestand habe, da brach mit der Inaugurirung der früheren Verhältnisse, mit der glücklichen Restauration der alten Zeit und ihrer patriarchalischen Zustände auch sein Reich und seine Herrschaft wieder an, und das „Symbol des Conservativismus“ wurde mit Begeisterung aus der Commode geholt!

Wie glücklich, wer damals dieses „politische Kleinod“ in seinem Depositorium (für alle Fälle) aufbewahrt hatte! Wie konnte er, gleich dem Piloten, der von Kindheit an die Sandbänke und Untiefen seines heimatlichen Meerufers kennt, nun gefahrlos den häuslichen Hafen verlassen und durch Bajonettklippen auf sein Ziel lossteuern! Wie konnte er (innerlich) lächeln, wenn er mit diesem Amulette durch die stürmisch wogende Brandung der Belagerung wie auf spiegelglatter Fläche dahinfuhr, und wie zufrieden lächelten die Küstenbewacher selbst, als sie den braven Mann mit dem weithin sichtbaren, ebenfalls spiegelglatten Signale der guten Gesinnung vorübereilen sahen! So hübsch ausgerüstet und befriedigend uniformirt war der in jenen streng militärischen Tagen für manche Augen häßliche Anblick eines Civilisten auch einigermaßen gemildert.

Wohlwollende und gemüthreiche Menschen können sich nun nach dem Vorerzählten die pitoyable Lage des Einzelnen, wenn er selbst, oder der Familie, wenn der Hausvater, der Sohn, der Bruder in der Stunde der Gefahr cylinderlos betreten wurde, leicht versinnlichen, und daß demnach das Streben der gesammten männlichen Bevölkerung Wiens nur im Besitze eines Cylinders gipfelte. Diese Sorge um den schützenden Cylinder wuchs mit der Minute, der Kampf, der um ihn in der Stille geführt werden mußte, wurde desto leidenschaftlicher, als das Gerücht ging, daß die ganze Auflage bei den Verlegern bald vergriffen, und daß, obschon für einzelne geeignete Exemplare horrende Preise gefordert wurden, dennoch das Lager in Kurzem vollständig geräumt sein dürfte. In dieser höchsten Noth verfiel man nun auf Auswege. Weil der revolutionäre Waffenrock zum philiströsesten Flaus sich umgestalten ließ, so versuchte man eine gleiche Wandlung mit dem in Bann gelegten Kalabreser und seinen verwandten Geschlechtern, indem man diese filzenen Ge-

spenster in die gesetzlichen Formen zwängen ließ und sich mit derlei provisorischen und Interimscylindern wie mit einer Nothflagge bedeckte. Wehe! Wehe! Der Flagge fehlte der legale Glanz, und ihr mattes Aussehen wurde viel eher zum Verräther, als eine dreifarbige Cocarde.

Bei Stockhaus und Windischgrätz! Der matte Cylinder wirkte anstatt besänftigend, geradezu verderblich; man sah in ihm nicht nur das Abzeichen der erlogenen guten, sondern sogar das gemeinsame Symbol der — malcontenten Gesinnung und machte deshalb — Jagd auf ihn! Und zwar ganz gerechtfertigterweise. Denn wie oft im Leben der Völker und Nationen just das scheinbar Unwichtigste und Unbedeutendste zum, wie die Geschichte lehrt, welterschütternden Anstoße führt, so konnte auch der matte Cylinder das Agens zu neuen, ungeahnten und um desto schrecklichen Umwälzungen werden, wenn er, was kaum mehr zu bezweifeln, das Bindeglied der kurz vorher niedergeworfenen Verschwörer war. Zu dieser Annahme war man jedoch in maßgebenden Kreisen befugt, indem die Umsturzpartei ihren Cylinder nicht allein gegen alles Herkommen glanzlos, sondern auch — frech genug — mit breiterem Bande trug und mithin eine heimliche Gesellschaft (à la Carbonari) bestand, deren Mitglieder ein gemeinsames Erkennungszeichen hatten und die abermals ausgerottet werden mußten. Umsichtigen patriotischen Organen war mit der Entdeckung der neuen Verschwörung, der teuflischen Verbindung der „Matten" (auch „Breitbänderigen" genannt) eine wichtige Aufgabe geworden; was Wunder, wenn sie in vorkommenden Fällen zwar mit Strenge, aber auch nur nach Amtswegen verfuhren.

Was Wunder auch, wenn jeder, angesichts des ärarischen Crucifixes sich doch wieder purificirte „Matte" (oder „Breitbänderige") nun augenblicklich daran dachte, mit den scharfen Leitern und Executoren der Gesetze durch keinerlei „demonstrativ" erscheinende Kopfbedeckung in Collision zu gerathen und sich ernstlich beeilte, den „Cylinder der Gutgesinnten" sich anzuschaffen. Hierbei geschah nun in der Angst allerdings etwas Uebriges, indem man die Erzeuger beschwor, um nur ja nicht mehr mit einem „passiven Widerstands-" oder „Oppositions-" also auch nicht mit einem vielleicht zu niedrigen Cylinder ein unnöthiges,

obrigkeitliches Aergerniß zu geben, ihn nicht nur in der üblichen Höhe, sondern als Gesinnungsmètre vielmehr möglichst hoch zu formen. Daß dieses neueste vaterländische Wahrzeichen von den ex officio-Gutgesinnten augenblicklich benützt wurde, um in dem Wettkampf der patriotischen Nebenbuhler siegreich zu erscheinen, ist erklärlich, aber diese Mode und Methode riefen eine leidige Cylinderhöhenrivalität hervor, die zwar von den Behörden zur beifälligen Kenntniß genommen wurde, jedoch auch jene langhalsigen schwarzen Ungeheuer erzeugten, die der Fachmann zur leichteren Orientirung künftiger Culturhistoriker kurzweg unter dem Namen „Angströhren“ verzeichnete.

Wien bot damals einen sonderbaren Anblick. Nicht nur, daß die Stadt überhaupt in Folge ihrer luxuriösen militärischen Besatzung und einer gewissen Atmosphäre, die in ihr herrschte, einem weitläufigen Fort glich, so hatten auch die paar Civilisten, die in den Straßen scheu aneinander vorüberhuschten, so ziemlich ein uniformes Aussehen, indem Jeglicher jede Auffälligkeit in seiner Kleidung sorgfältig vermied. Dazu kam noch, daß eine Art Staatslenker den jungen Leuten die Haare auf Kosten des allgemeinen Sicherheitsfondes schneiden ließ, und so war denn auch über die civile, somit fast über die ganze männliche Bevölkerung, die zwar feierlich ernste, aber doch immerhin etwas monotone Kasernenphysiognomie verbreitet. Nur die, gleich schwarzen Schloten zwischen den Bajonetten, Czakos und Holzmützen emporragenden riesigen Cylinder ließen in der Monturenmasse die letzten Spuren des bürgerlichen Elementes erkennen, das sonst wie ausgestorben schien. Aber eben diese Cylinder!

Mit welch ostensiver Hast schaffte man sie an, wie kokettirte man förmlich mit ihnen, die doch nichts anderes als die markantesten, häufig exorbitantesten Ornamente der — unmännlichsten Furcht, die classischen Werthzeichen einer unclassischen Periode — simple „Angströhren“ gewesen! Aber in gewissen Kreisen galten sie als conditio sine qua non der persönlichen Sicherheit, oder als symbolisches Merkmal der protocollirten „Gutgesinnten“, die im Vereine mit dem durchlauchtigsten Dictator das gemeinsame Vaterland vor dem Zerfalle zu retten hatten. Wahrlich, es fehlte wenig, und ein communaler Heißsporn hätte in seiner cylinderhaften Verzückung den eigenen Filzdeckel von

überpatriotischer dreizehnzölliger Höhe vor seinen verzagten Mitbürgern begeistert geschwungen und dabei ausgerufen: „in hoc signo vinces!“ Leider erlebte dieses zeitweilige Sinnbild der wahren Vaterlandsliebe, der Cylinder, als er siegestrunken später zu gleichem Zweck auf Gastrollen ging, unter magyarischen und czechischen Fäusten einige derbe Niederlagen.

Die unumschränkte Herrschaft des Cylinders ist, wie so vieles Andere, mittlerweile längst gebrochen, er mußte seine absolute Gewalt mit täglich neu auftauchenden Formen theilen; übrigens konnte er auch, trotz momentaner Zauberkraft, die unaufhaltsamen rollenden Geschicke des Vaterlandes nicht bannen. Aber eine historische Merkwürdigkeit bleibt das Ding, das heute schon fast zur Rarität geworden.

III.

Die Frauen und — Jungfrauen.

Das ist ja eben das Malheur, daß man sowohl den wirklichen Moralitätsferen als den Sittlichkeitsheuchlern nicht gut widersprechen kann, wenn sie die beleidigendsten Amendements sich erlauben, sobald von der weiblichen Betheiligung an der Bewegung des Jahres 1848 die Rede ist.

Und dennoch, wie schön war diese Theilnahme in den Märztagen! Wie glichen die Frauen doch alle den Manon Roland's und die Mädchen den Charlotte Corday's und wie begeisterungstrunken leuchteten ihre Augen! Wie eiferten sie die Helden des glorreichen Aufstandes an, wie jubelten sie den todesmuthigen Rednern zu, und welche herrlichen Blumensträuße flogen den revolutionären Siegern aus zarten Händen entgegen, als sie mit der blutig erlauften Beute der Empörung: den gewissen „Errungenschaften“ oder sogenannten (papierenen) „Menschenrechten“, aus dem Kampfe zurückkamen und so trotzig mannhaft, so stolzen Lächelns im Festzuge einhermarschirten! Ach, nur Thränen der weihevollsten Freude glänzten in jenen süßen Augen, die auf den herrlichen Freiheitskämpfern ruhten, und die rosigen Angesichter, die sich nach den jugendlichen Recken wandten, waren, wenigstens in jener Stunde, gewiß nur von dem Feuer der edelsten Gefühle, der reinsten Leidenschaft geröthet.

Die großen Feste waren endlich vorüber, aber selbstverständlich blieben ihre Helden — modern, nur daß die Feier derselben nicht fortan in öffentlichen Aufzügen bestand, sondern in den häuslichen Kreis sich zurückzog und zum fast allgemeinen Privatcultus wurde. Student zu sein, war damals gar ein prächtiges Glück, geehrt und besungen in allen denkbaren Formen, war schon der Name ein Passepartout, der den strengsten Cordon der Hausgesetze durchbrach, ein Wunder wirkender Freibrief für Vieles — für Alles.

Wer neidet der goldigen Jugend diese weiteren Siege? Und sahen sie doch so schmuck aus, diese Herzenseroberer und blickten so treu darein, so bieder, und die Lippen, die an ihnen hingen, waren geschwellt von unnennbarer Seligkeit . . .

Ich weiß nicht, ob die private Nachfeier der Revolution auf unsere gesellschaftlichen Verhältnisse nicht eingreifender wirkte, als die Erstürmung des Zeughauses und die Verjagung Metternichs?

Daß ich's also nur gerade heraussage: es gehörte damals zum weiblichen „bon ton", die „Braut" oder — Freundin eines Legionärs zu sein. Es war die natürlichste Modesache, am Arme eines becalabreserten Jünglings zu erscheinen, und das deutsche Schwert streifte sogar die sittsamlichsten Glieder. Mit einem Worte: Das edle „Frauenherz" huldigte in demonstrativ-inniger Weise der Revolution und den „Revolutionären". —

Dann kamen die Barricadentage. Frauen und Mädchen wurden von den Studenten, Garden und rußigen Arbeitern, denen sie ermunternde Worte zuriefen, denen sie die Hand mit Wärme drückten, an die sie Bänder und Schleifen und Blumen vertheilten, denen sie Erfrischungen brachten und hunderterlei (patriotische) Liebesgaben, über die Steinwälle geleitet, und ein enthusiastisches „Hoch den Frauen Wiens!" aus hundert und tausend Kehlen lohnte ihnen ihre Sympathie für die Sache der Freiheit. Daß später auch einzelne schmutzige Hetären diesen Triumphzug copiren und sogar „Barricadenrollen" spielen wollten, liegt in der Natur dieser Sorte, aber sie kamen zu keinen Rollen und zogen sich, von dem Ernste der Tage verscheucht, gar bald selbst von jeglicher öffentlichen „politischen" Wirksamkeit zurück. Als Ladies patronesses, als Schützerinnen der Revolution fungirte auch hier wie überall, nach wie vor, jene scheinbar — bessere Hälfte der

schönen Hälfte des Menschengeschlechtes, die stets die Zauberkraft besaß, wenn sie ein begeistertes „Sursum corda!“ rief, oder in die Ohren lispelte, den Tod für die Freiheit zu suchen und ihn süß zu finden.

Und dennoch war Alles Modesache — faible! Man weinte zwar anfänglich noch die heißesten Thränen um die gefallenen Legionärs, man trug schwarze Roben (sehr pikant!) und legte schwarze Kränze auf ihre Gräber, aber — die Armen waren ja todt, oder auch nur flüchtig, oder nur im Kerker, oder nur bei den Strafcompagnien, aber „abgethan“ waren sie doch, wie momentan ihre Sache, es wurde nach und nach unmodern von Beiden zu sprechen, die Sympathie für die Märzhelden schien plötzlich so antiquirt, nachdem ganz andere Helden jüngsten Datums auf die Tagesordnung kamen, und das wunderliche Frauenherz, das so „unergründlich in seinen Tiefen“, acceptirte denn endlich auch die neueste Mode: den militärischen faible.

Bei all dem jungen Blute, das damals — ungestüm thörichterweise für die heilig gehaltene „Sache“ vergossen wurde, ich stigmatisire die Gesellschaft (im Großen und Ganzen) wahrlich nicht! Erinnert Euch doch selbst, wie schnell die interessanten — „Demokratinnen“ verschwanden und dafür die aufdringlichen „Gutgesinnten“ generis feminini in Massen an's Tageslicht kamen. Erinnert Euch doch, wie so bald die altdemonstrativen Trauergewänder abgelegt und die neudemonstrativen Schilderhausfarben zur Mode wurden! Erinnert Euch doch, wie Eure Weiber und Töchter und Schwestern von den gewissen dreifarbigen Bändern und Cocarden, die sie so kokett über dem wogenden Busen zu tragen wußten, die eine, mißliebig gewordene Couleur so rasch als — Rococo erklärten und sich mit zwei Farben zufrieden stellten! Und in wie kurzer Zeit die verlassenen untröstlichen Bräute 2c. in den Reihen des „Feindes“ Ersatz suchten und fanden!

Nochmals, ich verleumde nicht. Es gab einzelne rühmliche Ausnahmen, einsam verkümmernde Herzen, aber der Ueberläuferinnen war die lustigste Mehrzahl, und gar bald paradirten die siegreichen neuen Gäste mit den freiwilligen Sabinerinnen, die einen gewaltsamen Raub nicht abwarteten.

Diese neue Gesinnungs- und Herzensmode machte so rapide Fortschritte, daß sie schon nach einigen Wochen zur tonangebenden

wurde und man den legal bewaffneten Freund ebenfalls wie eine Trophäe siegesbewußt in die Oeffentlichkeit führte, wobei freilich mitunter eine leidige Chargenrivalität entstand. Der „arme Civilist“ spielte wie ein altmodisches Möbel die kläglichste Figur oder schlich unbeachtet auf dem armirten Corso umher, oft auch noch verspottet, verhöhnt, verlacht von Jener, die erst im vorigen Mondesviertel in die bedenklichste Verzückung gerathen, wenn er den Freiligrath oder einen anderen ihrer „Lieblingsdichter“ mit sonorem Bariton declamirte.

Und eine besonders couragirte Gattung der plötzlich militärisirten Wiener Schönen ging in ihrer transponirten Inclination so weit, daß sie nicht anstand, den abgedankten civilen Amoroso, falls sich dieser beikommen ließ, in langweiligen Vorwürfen sich zu ergehen, d. h. überhaupt unbequem zu werden, einfach beim Polizeicommissariate des heimatlichen Bezirkes als „Rothen“ zu — denunciren, oder dies Geschäft einem der stets disponiblen „Zünder“ für ein paar Einserln zu überlassen. An Beweisen fehlt es ja selten, Briefschaften mit „rothem Inhalte“ waren immer vorräthig. „Ehret die Frauen, sie flechten und weben.“

Schließlich kam das edle Frauenherz mit seinen unergründlichen Tiefen sogar auf die Marotte, um als „gutgesinnt“ zu gelten, eine quasi-Damenuniform zu ersinnen, d. h. die Montur des zeitweise Auserwählten zu tragen, und schmückte sich demnach die respective Julie mit einer soldatisch zugeschnittenen Joppe, genannt „Ulanka“ oder „Dolmanka“, mit großen metallenen Knöpfen, auf welchen die Regimentsnummer des bezüglichen Romeo prangte. Daß dessen photographirtes Conterfei nebenbei auf Broche oder Armband glänzte, ist selbstverständlich. So leuchtete denn die normale „gute Gesinnung“ auch weiblicherseits in unzweifelhafter Glorie und das Militärgouvernement konnte in jeder Beziehung zufrieden sein.

Auch mir ist's recht; ich muß nur lachen, wenn ich nach den wechselvollen Ereignissen der damaligen Tage an die unstreitig bunten Mysterien denke, die zur Genesis der nachgebornen Generation u. s. w. u. s. w.

Nachtschwärmer.

Gescheidte Frauen bequemen sich meist ohne viel Aufforderung schon bald nach den Flitterwochen zu der Concession, den Gemahl hin und wieder ein Glas Bier auch außerhalb des Schutzes der häuslichen Laren und Penaten trinken zu lassen. — Die noch Gescheidteren des schönen Geschlechtes murren sogar im Stillen, wenn der Herr der Schöpfung sich seines legitimen Rechtes der abendlichen Excursionen — sei es aus Feigheit oder aus Apathie, freiwillig entäußert und Jahr aus Jahr ein, jeden geschlagenen Abend (selbst an Waschtagen!) daheim bleibt, mit den vermeintlich so gemüthlichen Pantoffeln unausgesetzt durch die Zimmer schlarft, und der viel Beschäftigten durch eine kletten-hafte Anhänglichkeit in der raschen und prompten Erfüllung ihrer Obliegenheiten hinderlich ist. Und die gescheidtesten Frauen, die die Welt von einem erfahrungsreichen und aufgeklärten Standpunkte zu betrachten gewohnt und in ihrer Menschenkenntniß so weit vorgeschritten sind, daß sie überhaupt den Mann, der keinen Bart trägt, nicht raucht und nur Wasser trinkt, geradezu für kein — „Mannsbild" ansehen, werden sich gewiß in den gefährlichsten ehelichen Momenten, d. h. wenn der sonst so zärtliche Gatte moros und übellaunisch zu werden droht, oder wie ein abgestandener Fisch auf der Sanddüne, gähnend im Schlafsessel oder auf dem Divan liegt, zu jenem wahren Seelenheroismus aufraffen und den sichtlich Gelangweilten mit der liebevollen Weisung direct fortschicken: „Warum gehst Du nicht etwa in's Freie? Heitere Dich auf, zerstreue Dich, trinke irgendwo ein Glas Bier, Du trinkst es ja gerne und unterhaltst Dich auch gerne mit ein paar Freunden, aber — komm nicht gar zu spät nach Hause!" Mit diesem Freibrief ausgerüstet, wird er klug thun, von der Erlaubniß, falls kein unlauteres Motiv sie ihm verschaffte, wirklich „irgendwo", d. h. in seiner ehemaligen Stammkneipe ein „Glas" Bier zu trinken, Gebrauch zu machen und er wird noch kluger thun, schon um Viertel auf elf Uhr Nachts zu seiner Gattin zurückzukehren, als erst um halb drei Uhr Morgens. —

Mit diesen einleitenden Zeilen wollte ich nur im Allgemeinen den nicht ungewöhnlichen männlichen Usus, ein „Glas" Bier oder ein paar „Pfiff" Wein außer dem Hause zu trinken, rechtfertigen. Ja, ich gehe so weit und behaupte, daß dieser Gebrauch zu den angebornen, verbrieften und unveräußerlichen Rechten des Mannes gehört, daß das „Wirthshausgehen" nach des Tages Müh' und Arbeit für seine Gemüthsgesundheit so unentbehrlich, als für gewisse, eben nicht bösartige Frauen eine kleine Medisance inmitten Kaffee trinkender Freundinnen ist, und daß es ihn schließlich vielleicht vor Schlimmerem abhält, wenn er endlich auf dem Punkte angelangt ist, sich (nur dann und wann) „etwas zu zerstreuen". Gestattet eine honette Frau — und vernünftigerweise kann sie es nicht verwehren, einem anständigen Manne den zeitweisen Besuch des Gasthauses, so wird der Moralist und Culturhistoriker darin kaum etwas Bedenkliches finden, denn nur erst der Mißbrauch solch edelmüthiger Licenz wird verderblich und deßhalb habe ich es auch nur mit den „Ausschreitenden" in meiner kleinen Schilderung zu thun.

Die zügellosen Habitués der Bierbank und enthusiastischen Anhänger des Principes: „Nur nit z'Haus geh'n!" theile ich, die ekle Secte der styllosen Trunkenbolde selbstverständlich ausgeschieden, in drei Classen: Nachtschwärmer, welche, wie das Sprichwort lautet, „die Nacht zum Tage machen" und nicht wählerisch in den Genüssen, die die Nacht bietet, ihre Trinkorgien und sonstigen „lauten" Amüsements mit einem „Schwarzen mit Eiswasser" beschließen; „Wirthshausbrüder", denen die „Hetz", der „G'spaß", der „Jux", die „Gaudi" unter guten Freunden" und „Duzbrüdern" über Alles geht, und „stille Zecher", die oft in wohlmotivirter Menschenverachtung still in einem Winkel kauern, den Kopf in die Hand gestützt, starr in das Glas blicken und den jeweiligen (Gersten- oder Reben-) Saft mit unleugbarer Andacht tropfenweise — freilich sind es viele Tropfen — und in langen und häufigen Zügen hinabschlürfen. Diese drei stabilen Wirthshaustypen sind in ihren Trieben und Leidenschaften grundverschieden, aber ein gemeinsames Band hält sie doch zusammen, die oberwähnte Parole und Lebensregel: „Nur nit z'Haus gehn!"

Der „Nachtschwärmer“ beginnt seine Tagesordnung, wenn der Tag zur Neige geht. Er sucht ein paar Freunde auf, die er stets zu finden weiß, in diesem Gasthause, in jenem Café. Man bespricht sich. Man macht Vorschläge und verwirft sie wieder als zu langweilig. Endlich einigt man sich. Dort kann's heute „fidel“ sein — dort wollte man schon lange hin. Also auf! Man geht hin mit dem kategorischen Vorsatze, sich unterhalten zu müssen. Man bleibt ein, zwei, drei Stunden. Man trinkt viel und Vielerlei; man nöthigt sich und die Freunde zum Trinken und zur Lustigkeit, bis man plötzlich unisono zu der unwiderlegbaren Ueberzeugung kommt, daß man sich trotz alledem und alledem — langweile. Wohin jetzt? Zum Sperl? Könnte verrathen werden. Auf eine Flasche Wein zu Bauer! Gut, aber dort sperrt man zeitlich zu; es ist auch kein rechtes „Leben“ dort, und Alles so still, so modest, fast zimperlich sittsam und ängstlich — also wo anders hin, denn es ist erst halb Zwölf und da kann ein vernünftiger Mensch doch nicht schon schlafen gehen!

Da stellt man den gemeinsamen Antrag, es z. B. in der Josefstadt beim * * * zu versuchen, wo man bis ein Uhr sicher offen hält. Es ist zwar weit, aber die Wanderung wird muthig angetreten. Bittere Enttäuschung. Zufälligerweise wurde heute früher Feierabend gemacht — mithin rasch in die Alservorstadt zum * * *. Zum Glück ist's dort noch so „halb lebendig“, obwohl die Kellner schon ziemlich schlaftrunken herumwanken. Dennoch gelingt es, eine Flasche und sogar noch eine zweite und dritte auszustechen. Aber nun wird's Ernst. Man macht Miene zum Schließen. Der Hausknecht rasselt mit dem Schlüsselbund, die Gasflammen werden bis auf die einzige, die über ihren Hauptern flackert, ausgelöscht; will man nicht in Gefahr gerathen, zum Aufbruch gemahnt zu werden, muß man nolens volens es selbst thun. Zudem erklärt der Zahlkellner, daß der Keller bereits geschlossen und weder Wein noch Bier mehr zu haben sei. Man versucht noch einen Ausweg und nimmt die Hiobspost von der lustigen Seite, man macht die cordialsten Spaße und uberredet schließlich den Kellner, wenigstens ein paar Glaser Slivovitz zu bringen. Das wird doch noch möglich sein! Es ist möglich. Man trinkt ihn stehend und repetirt die Dosis, bis der Kellner, ungeachtet der generosesten Honorirung, sich mit den gemessensten

Befehlen des „Herrn“ entschuldigt, daß nun — es ist zwei Uhr vorüber, geschlossen werden muß; es ist auch der Polizei wegen, und „der Herr hat ohnehin schon ein paar Mal Straf' zahlen müssen“. So geht man denn in „Gottes Namen“, aber man ist in der Ansicht vollkommen übereinstimmend, daß in Wien kein rechtes Leben mehr sei, daß Wien ein Dorf sei, ein fades Nest, ein Krähwinkel, wo die Leute beim Ave-Maria-Läuten in's Bett steigen, daß es in Wien nicht mehr auszuhalten sei u. s. w.

Nun steht man auf der Straße. Vom Schlafe keine Spur, vom Nachhausegehen noch weniger. Was jetzt? Wohin jetzt? Im Café * * * ist's vielleicht noch (oder schon) offen. Die Marktweiber, die dort den ersten jener vielfältigen Imbisse nehmen, zu denen sie tagsüber durch ihr angestrengtes Geschäft gezwungen werden, sind ihr Trost, ihre Hoffnung. Man macht sich abermals auf den Weg und marschirt, ungeachtet aller gesetzlichen Warnungsrufe, singend (man singt bereits), in die Stadt zurück. Victoria! Sie sehen Licht! Licht! Es ist „offen“! Wie die Falkoniere auf ihre Beute, stürzen sie auf den erleuchteten Punkt los. Die Thüre auf! Und lachend und lärmend gleich plündernden Kosaken stürmen sie durch das Local zu einem Winkeltischchen. Man blickt in den Spiegel, man schaut einigermaßen wüst aus, ja Einer macht sogar die begründete Bemerkung: „verlumpt!“ Aber der Andere lacht und ruft: „Marqueur! Vier kleine Pünsche und einen Tschai! Und Cigarren!“ Man trinkt auf's Neue, man verschüttet taumelnd die Hälfte, die Virginier brennt nicht — heiß ist's auch in dem verfl . . . Loch; — „Wasser! Marqueur! Frisches Wasser! Und ein paar Gläser Rum!“

Da kommt man — es ist bereits drei Uhr — abermals zu der Ueberzeugung, daß man sich noch immer nicht, was man sagt: „so recht unterhalten habe“. Es werden deßhalb neue Vorschläge gemacht, mitunter sogar frivole, aber nicht acceptirt, da Zwei aus der Gesellschaft zu schlafen beginnen. Was nun? Eine Partie Kegel! Nein, Pyramide — große Pyramide, kleine Pyramide — Alles nichts! Besetzpartie! Ach nichts! Also große Kegel! Marqueur! Große Kegel und drei kleine Schwarze! Aber schnell! Himmelsakrament, ist das eine Be — die — nung?

Man reißt die Queues aus der Lade, aber schon das Bekreiden gelingt nicht; man fuchtelt mit den Stäben kreuz und

quer herum und schlägt den Glasdeckel einer Gasflamme herab. Ungeheures Gelächter. Man tupft die schnarchenden Genossen mit den Queues auf die Nase, man stößt sie auf den Bauch, die murmeln etwas von „Dummheiten“ und schnarchen weiter. Nochmals versucht man zu spielen; Einer macht sogar wiederholt den Kegel, aber sein Partner nennt das regelmäßig ein „Schwein“ und vermag selbst nur „Gikser“ hervorzubringen oder die Ballen in alle Ecken des Locales zu versenden. Die Geschichte wird endlich ärgerlich. Hol's der Kukuk! Man wirft die Queues auf das Billard und ruft mißgestimmt: „Zah—len! Zahlen!“ Die schlafenden Collegen werden aufgerüttelt, die Zeche wird, unter fortwährenden differirenden Angaben beglichen, die Hüte werden nach vielen Verwechslungen von ihren Eigenthümern mühselig anerkannt, eine frische Virginier — das andere L—r hat wirklich nicht gebrannt — wird angezündet und — man geht, die Thüre hinter sich „zuschlagend“, daß die Scheiben klirren. —

Wie die Herren nach Hause kommen? Meist unbeschädigt, denn sie und ihre Assimilirten stehen sichtbar unter dem Schutze irgend einer unsichtbaren, wohlthätigen Macht, die all diese Nachtvögel vor Beinbrüchen, Raubanfällen und sonstigen Intermezzos, denen solide Leute auf ihren solidesten Gängen ausgesetzt sind, bewahrt.

Wie sie daheim empfangen werden? Je nachdem. Mit Seufzern, Vorwürfen oder Thränen. Die Mutter des Einen härmt sich schon seit Jahresfrist ob des „unordentlichen“ Lebens ihres Karl. Die Gattin des Anderen sitzt Nächte lang mit verweinten Augen im Bette und denkt an ihre Jugend zurück und an die unerfüllten Schwüre ihres nunmehrigen so ... leichtsinnigen Mannes. Dann birgt sie, wenn sie ihn durch das Vorzimmer taumeln hört, ihr Haupt in die Kissen und begnügt sich, wenn sie sanften Gemüthes, bitterlich zu weinen. Der Gemahl versucht es, geraden Schrittes sich dem Bette zu nähern und die Schwergekränkte zu besänftigen. Er will ihr einen Kuß bieten. Sie wendet sich unwillig ab. Er verzweifelt, er fährt sich in die Haare, er wird plötzlich nüchtern und stammelt bebend eine leise Entschuldigung: „Liebe Henriette! Verzeih mir — es war das letzte Mal — es geschieht nie wieder — ein paar gute Freunde — ein Geburtstag — lauter Männer — Gott soll mich strafen,

wenn ein Frauenzimmer in der Gesellschaft gewesen u. s. w.“ Er erhält keine Antwort, er hört nur schluchzen und begibt sich kleinlaut und beschämt ebenfalls zu Bette, um am andern Tage nach zehn Uhr mit einem höchst fatalen Katzenjammer zu erwachen. Wird der Nachtschwärmer seinen jüngsten Schwur halten? Nein! —

Einige Herren dieser Gattung treiben den Exceß noch weiter und bieten sogar einem „guten Freunde“, der den Zimmerschlüssel vergessen, oder dem seine Wohnung zu entlegen, oder der eine häusliche Predigt scheut, die eigene Wohnung als Nachtherberge an, sie schwärzen ihn „vorsichtig leise“, wobei jedoch eine Carambole mit den verschiedenen Möbelstücken unvermeidlich, in das Zimmer und bequartieren ihn auf einen vacanten Divan, so daß die erschreckte Gattin und arme Dulderin, über den ungebetenen Gast und rücksichtslosen Gatten empört, aus dem Bette fährt und im tiefsten Negligée weinend in das Schlafzimmer ihrer Kinder zu flüchten genöthigt ist.

Der Nachtschwärmer ist so lange incurabel, als ihn nicht etwa eine Krankheit von dem Uebel heilt und ihm die Sache selbst verleidet. Bis dahin bleibt er seiner Gewohnheit treu; weder Schwüre noch Thränen vermögen die Sehnsucht, Nachts herumzuvagiren, in ihm zu ersticken. Ihm ist nur wohl, wenn er mit den wechselvollen Genüssen der Nacht sich betäuben kann. In den „Armen seiner Amalie winkt ihm vielleicht ein schöner' Glück“ — aber es zieht ihn mit magnetischer Gewalt fort und er stürzt sich in den Wirbel der abenteuerlichsten und — schaalsten Vergnügungen.

Er schwärmt nur für die Geheimnisse der Nacht (außer dem Hause), er fühlt sich nur angeregt von den bunten Scenen der Nacht, er lebt nur Nachts und er kennt sämmtliche halbnächtige und ganznächtige Gasflammen, er kennt die Gewölbwächter und die Patrouillen, er weiß, welcher Fiaker und welcher Comfortable am längsten am Platze bleibt, er kennt die meisten Straßendirnen, denen er, wenn er „recht heiter“, sogar eine Cigarre anbietet, er treibt allerlei Schabernack mit einsamen ängstlichen Passanten, nimmt die Gewölbschilder herab und stellt sie an die Ecke, läutet an den Glockenzügen, hänselt den Fuhrmann jenes gewissen, wohl verdeckten communalen Gefährtes, und was derlei geistreiche Impromptus noch mehr sind, die in

dem Kopfe eines angetrunkenen Uebermüthigen erwachen, der es sich par tout vorgenommen, sich zu „unterhalten". Hat er sich unterhalten? Tags darauf muß er zur eigenen Beschämung gestehen, daß all die Dummheiten nicht werth waren, sein braves, engelgutes Weib oder seine bekümmerte Mutter zu kränken. Warum er es am nächsten Abend doch wieder thut? Ich weiß es nicht, er weiß es selbst nicht, es ist ein psychisches Räthsel.

—

Wirthshausbrüder.

Ich habe in meiner vorigen Schilderung nachzuweisen versucht, daß sich der „Nachtschwärmer" trotz aller Anstrengungen, und ungeachtet er oft all sein häusliches Glück und die Herzensruhe seiner theuersten Angehörigen als Preis einsetzt, bei seinen nächtlichen Wanderzügen und forcirten Schlemmereien meist doch nicht „unterhält", ja, daß er, wenn er aufrichtig sein will, Tags darauf gestehen muß, sich sogar weidlich — gelangweilt zu haben. Nun, letzteres Malheur, mit mißlungenen Unterhaltungsversuchen sowohl sich selbst als Andere zu langweilen, passirt der zweiten Gattung der Extrazimmerbevölkerung: dem (eigentlich aus der „Stammgastspecies" sich entwickelnden) „Wirthshausbruder" wohl nicht, da dieser nur im Jure lebt, nur unter der sorgfältigsten Jurpflege gedeiht, sich dann aber auch — fortzupflanzen, d. h. Schüler und neue „Brüderln" heranzubilden vermag.

Der Wirthshausbruder ist zwar eine eigene Spielart der Nachtvögel, muß aber dennoch in die Classe der „Inseparables" gereiht werden, da er nur in „Gesellschaft" (mit Gleichgesinnten) angetroffen wird und, wie das muntere Thierchen dieses Namens, nur aus „Sympathie" mit den (Trink-)Genossen verbunden ist. Das scheidet ihn denn auch zugleich scharf von dem „stillen Zecher" ab, der — wie der „einsame Spatz", sich selbst genug, die stillsten Winkel aufsucht und nur die monotone Melodie des Auf- und Zuklappens des Krügeldeckels zu hören gibt. Eine große Anzahl von Männern beiderlei Geschlechtes, d. h. ledige und verheiratete, sucht nämlich und findet leider

auch nur im Wirthshause Erholung und „geistige Anregung“, und in Folge dieser in der That höchst bescheidenen Tendenz concentrirt sich alles Denken und Fühlen des also Organisirten nur in dem abendlichen Zielpunkte, genannt: „blauer Ochs“ oder „rother Stiefel“ oder „schwarzer Gattern“ oder „goldenes Rössel“ und wie die räthselhaften Firmen dieser populären Heil- und Trinkanstalten lauten mögen, und der rechtgläubige Heilbedürftige verzehrt sich bis zur normirten Stunde des Erreichens in unlöschbarer Sehnsucht nach dem Mekka seiner Wünsche, wofür (es ist hier der umgekehrte Fall) der wassertrinkende Giaur freilich kein Verständniß haben kann.

Der enragirte Wirthshausgeher beginnt demnach erst im Wirthshause zu leben, d. h. was er „leben“ nennt: unter „guten Freunden“ zu sein und unter dem unausgesetzten Accompagnement ihrer Schnurren und Schnacken, ihrer improvisirten (häufiger noch stabilen) Späße, ihrer harmlosen Neckereien und (meist equivoquen) Wortspiele, ihrer sogenannten „Aufsitzer“ und Juxverschwörungen, denen abwechselnd immer ein Anderer zum Opfer fällt, sein gewohntes Quantum „Flüssigkeit“ zu sich zu nehmen. Und „gute Freunde“ sind ja Alle untereinander, denn es gibt kein Band, nicht einmal das der Liebe, was — wenigstens für einige Zeit — so fest kettet, als die Wirthshauskumpanie. Und dieses Gefühl wahrer, ungetrübter und „ewiger“ Freundschaft kommt allabendlich immer wieder auf's Neue zum schönsten Ausdruck, wenn auf der Höhe des Augenblicks der Bestgeber, an dem nach dem Turnus die Reihe ist, die großen gefüllten Weinflaschen aufmarschiren läßt, sodann unter dem Geklirr der geschwungenen Gläser ein Pelotonfeuer von „Bruderküssen“ erschallt und nach den strengen Gesetzen ungeheuchelter Freundschaft die Seitelstutzen mit einem Zuge geleert werden. Mir war in solchen feierlichen Momenten als unbetheiligtem Zuseher stets nicht so sehr um die Küsse, die „daneben gegangen“, als um den edlen Rebensaft leid, der im Ungestüm der Umarmung daneben, eigentlich über die Reversseite des respectiven werthen Freundes rann.

Und wie aufopferungsfähig die derart eroberte oder besiegelte Freundschaft ist! Brauchst Du Geld? Der „Freund“ leiht es Dir mit Vergnügen, oder weiß es Dir zu verschaffen. Suchst Du einen Pathen? Der „Freund“ schlägt es Dir nicht

ab. Benöthigst Du einen Reisemantel? Der des „Freundes" steht Dir zu Diensten. Wünschest Du ein Krankheitszeugniß oder irgend ein Certificat zu diesem oder jenem Zwecke? Der „Freund" kennt die Mittel und Wege und morgen Früh acht Uhr bist Du im Besitze desselben. Bedarfst Du eines Protectors für einen armen Teufel Deiner Bekanntschaft oder Verwandtschaft? Es ist der günstigste Zeitpunkt, diese Anliegen vorzutragen, und der „Freund" wird Alles daran setzen, Dir zu willfahren u. s. w.

Dem Wirthshausfreunde ist kein Opfer zu groß, kein Weg zu weit, keine Mühe zu viel, um dem Wirthshausfreunde gefällig zu sein. Für seine eigenen und nächsten Angehörigen ist er vielleicht nicht zu bewegen, den Fuß zu rühren oder ein Wort zu sprechen — für den Wirthshausfreund dagegen ist er im Stande, im schwarzen Frack stundenlang zu antichambriren und von diversen hohen Herren sehr ungnädige mündliche Resolutionen in aller Devotion hinzunehmen. Dem Wirthshausfreund ist er endlich erbötig, jeden anderen Freund zu opfern, denn er kennt ja überhaupt nur eine Gattung Freunde: die Wirthshausfreunde, und nur eine Freundschaft: die Wirthshausfreundschaft.

Was knüpfte dieses innige Herzens- und Seelenbündniß? Die gemeinsamen Angelegenheiten der Flasche. Sowie er selbst nur in seinem Lieblingsgetränke das Labsal für jegliche Unbill des Tages findet, wie er selbst nur bei und mit schäumendem Schwechater oder perlendem Markersdorfer sämmtliche pia desideria, die etwa in seinem Innern erwachen, zu betäuben pflegt, ebenso und mit gleichen Waffen bekämpfen seine Freunde die Widerwärtigkeiten des Lebens, die großen Schläge und kleinen Nergeleien des Schicksals, und dieser einträchtige Fürgang, diese harmonische Uebereinstimmung verwandter Geister brachte sie beim „blauen Ochsen" oder „rothen Stiefel" oder „goldenen Rössel" zusammen und hält sie beisammen, oft sogar so lange, bis der Tod sie trennt und eine Lücke in das Bündniß reißt.

Ein Beispiel, an das ich mich aus meiner Kinderzeit recht gut erinnere. Es war zu Ende der Zwanziger Jahre, als ein vielbeliebter Wirth einer hiesigen Vorstadt, der alltäglich eine ganze Schaar von Stammgästen an sein Jedlerseer Bier zu fesseln wußte, ein Haus in einem der Vororte Wiens kaufte und sich dort etablirte. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr bei dieser Hiobs-

post den Meisten seiner „Jünger". Nur ein Häuflein, die Getreuesten der Getreuen schwieg, denn in diesem Kreise der entschlossensten Charaktere fand man es selbstverständlich, daß im vorliegenden Falle von einer Trennung durch „Zeit und Raum" keine Rede sein könne. Man ging einfach des anderen Tages hinaus in die neue Ansiedlung und kam nun dort täglich, d. h. pünktlich um die siebente Abendstunde trotz Sturm und Regen, trotz Kälte und Schnee zusammen, trieb dort die altgewohnten Versuche des Zeitvertreibes wie vorher, und machte um Mitternacht zu Fuß — damals gab's eben noch nicht so viele Verkehrsvehikel wie heuzutage, wohlgemuth den weiten Weg nach Hause.

Da fehlte plötzlich einmal Einer. Die Gesellschaft war in Folge dessen höchst unwirsch, denn es schlug acht Uhr und N. war noch nicht zugegen! Was thun? Ohne vollzählig zu sein, konnte man selbstverständlich die „Unterhaltung" nicht beginnen. Man wartete also mit der obligaten „fidelen Stimmung" noch eine geraume Zeit, man schwieg, ja man trank nicht einmal in den üblichen Pausen, denn das Mißbehagen ergriff sämmtliche Conventikler. Endlich klopfte der Oberälteste und Präses seinen Ulmer an der Tischecke aus, und sagte seufzend: „Mir ist leid um ihn — so schnell — gestern noch ganz gesund!" — „Was verstehst Du darunter?" riefen die Anderen mit Besorgniß. „Nun, erwiderte Jener, den Ulmer frisch stopfend, ich meine nur, daß mir leid ist um ihn, daß er in seinen besten Jahren — —." „Dummes Zeug!" lautete die einstimmige Antwort, „muß er gerade — gestorben sein, weil er seit zehn Jahren einmal nicht kommt? Kann nicht seine Frau, eines seiner Kinder erkrankt sein?" — „Jawohl", murmelte Ersterer, freilich können die erkrankt sein, aber deshalb wäre er doch gekommen, wenn auch nur auf eine Viertelstunde!" — „Das ist wahr!" riefen Alle zugleich, „er wäre gekommen, aber vielleicht ist er selbst krank?" — „Er wird nicht krank", behauptete in feierlichem Ernst der unnachgiebige Menschenkenner — „der N. wird nicht krank, der kann nur sterben! — Ich glaube, er ist in diesem Augenblicke bereits — todt!"

Mir kam, als unfreiwilligem Zeugen, diese in grausamer Ruhe vorgetragene Prophezeiung unheimlich vor. Die Gesellschaft blieb von diesem Momente an ebenfalls einsilbig, man sprach

zwar noch einige Zeit von den guten Eigenschaften des „Verstorbenen“, aber die Stimmung war deshalb auch eine düstere geworden, keinem Einzigen fiel mehr ein Spaß ein, man brach vor der Zeit auf und trat kleinlaut den weiten Heimmarsch an. Tags darauf erfuhr ich, daß der so schmerzlich Vermißte an jenem Abende um halb sieben Uhr auf dem Wege in das Stammgasthaus einem Schlagflusse erlegen war. Sein Freund hatte Recht, nur der Tod konnte ihn aus der Mitte seiner Freunde reißen! . . .

Nochmals, was hält die Leute so fest, gleich Stahl und Eisen, zusammen? Die Flasche, die Gewohnheit und der — Jux.

Es ist eine eigene Sache, um den „Wirthshausjux“, der Manchem zum Leben geradezu so unentbehrlich, wie die Luft ist. Nehmt ihm den Wirthshausjux und ihr tödtet ihn. Erlauben es ihm seine Verhältnisse nicht mehr, und das kommt mitunter ebenfalls vor, an den Compagnietrinkgelagen mitzuthun, an den gesellschaftlichen Späßen, an den lustigen Scenen seines weinbeladenen Stammtisches theilzunehmen, so stirbt er über kurz oder lang an gebrochenem Herzen. Denn der Wirthshausjux übt eine überwältigende Macht aus auf den eingefleischten Wirthshausgeher, dessen Naturell ja schon von Haus aus zum Leichtsinne neigt, und der nicht selten ein Opfer der mit Trinkbravouren ausgestatteten Wirthshauskameradschaft wird, die den Kindern den Vater, der Gattin den Gatten und einer edlen Beschäftigung ein oft reiches Talent entzieht.

Aber manche Wirthshausbrüder sind vermeintlich auch schlau. Sie nehmen ihre Frauen, ja sogar ihre Kinder in den lustigen Zirkel mit, damit erstere durch Autopsie sich die beruhigende Ueberzeugung verschaffen, daß man sich nur unter Freunden, lauter „guten Freunden“ befinde, die mit ein paar harmlosen Spaßen die Zeit verkurzen, daß man stets wisse, was man zu thun und wie weit man zu gehen habe, daß die Schranken des Anstandes nicht ubersprungen werden, daß es überhaupt keine Todsunde sei, „ein Glas“ Bier oder Wein in Gesellschaft von unbescholtenen Männern zu trinken — und wie derlei selbstbelugende Ausflüchte heißen. Ach, und manche Frauen huldigen leider nur zu bald ebenfalls diesem Cultus, finden an den oft mit hochst sonderbaren Spaßen gewurzten Symposien dieser

„unbescholtenen" Herren allmählich immer mehr und mehr Gefallen, bis sie ihre Weiblichkeit so sehr verleugnen gelernt haben, daß sie selbst den Ton in der „animirtesten" Männergesellschaft angeben.

All dies ist natürlich nicht das Zeichen eines soliden Hausstandes, und der vollkommen entwickelte Wirthshausbruder, der Meistertrinker par excellence, wird sich auch nie rühmen können, seinen Wohlstand gehoben zu haben, viel eher wird er sich gestehen müssen, daß es damit unleugbar bergab gehe. Es fällt mir nun nicht ein, den moralisirenden Prediger spielen und durch ein paar „abschreckende", für den Adressaten dennoch aber nur langweilige Beispiele, einen oder den anderen Helden der „Sechz'gersäure" oder Mitvertilger der Schwechater Vorräthe bekehren zu wollen. Ach nein! Die Herren würden schon heute Abends einzig und allein nur wegen Besprechung dieses leidigen Themas um eine Stunde länger beisammen bleiben, denn Niemand ist so unerschöpflich in Auffindung von Anlässen „im Wirthshause zu sein", als der — Gesellschaftstrinker. Ich wollte nur sagen, daß ich die nicht eben lustige Bestätigung meines (übrigens anspruchslosen) Lehrsatzes wiederholt erlebte, und so manche vielbewunderte Stammgastgröße, so manche Extrazimmerhonoratioren nicht nur ein körperlich, sondern auch ein finanziell klägliches Ende nehmen sah. Denn die Geschichte kostet auch Geld, woran man eigentlich gar nicht zu denken pflegt, und sie kostet sogar viel Geld, wenn man das bedeutend belastete Extraordinarium der zahllosen „Stiefelbier" und „Bestmaße" summirt.

Und schließlich begnügt sich der vollendete Wirthshausbruder ja auch nicht mit den vertrunkenen Abendstunden allein. Schon Tags über weiß er sich, um seiner Leidenschaft zu fröhnen, unter allerlei Vorwänden seinen Berufspflichten zu entziehen. Denn schon um zehn Uhr Vormittags harren die „Freunde" beim Gabelfrühstück des „Freundes". Das usuelle Gollasch oder Krenfleisch oder „Bänschl" absorbirt unter Assistenz von zwei Krügeln und einem Seitel Pilsner (mehr trinkt er in seiner Bescheidenheit Vormittags nicht) fast zwei Stunden. Bei dieser Gelegenheit werden die Nachmittags-Heurigenausflüge oder die Tags vorher erlebten abnormen Fälle beim Königrufen besprochen. Gleich nach dem Mittagstische eilt man in's Kaffeehaus zum kleinen Schwarzen.

Die Freunde warten abermals, der Spieltisch ist reservirt oder eine à la guerre-Partie arrangirt. Diese „unschuldige Zerstreuung" währt bis sieben Uhr Abends, worauf die Karawane das Stammwirthshaus aufsucht, um nach des Tages „Müh' und Arbeit" ein paar Stunden unter Freunden zu verbringen. Und bis hieher war auch alles einstweilen Geleistete nur Vorspiel, die große Production beginnt erst jetzt.

Der Stammgast und Wirthshausbruder ist natürlich der Busenfreund und Intimus des Wirthes. Zu seinen Prärogativen gehört demnach, daß er nicht nur in der Küche allerlei Schabernack treiben und die üppige Mehlspeisköchin in den fleischigen Arm u. s. w. kneipen darf, er hat auch das Recht, der Wirthin im Uebermaß der Lustbarkeit coram populo ein „Bußl" zu geben, welches cordiale Attentat sich zu Zeiten sogar die stolze Aufschreiberin an der Casse gefallen lassen muß, obwohl diese von ihren Vorzügen so sehr überzeugt ist, daß sie augenblicklich in einer Wolterrolle an jedem Hoftheater auftreten könnte.

Aber um dieses Selbstbewußtsein schiert sich kein Mensch, am wenigsten der Attentäter, der lachend zu seinen Freunden zurückkehrt, die eben einen Capitalspaß in Scene setzen, da es gilt, das perpetuirliche Stichblatt der Gesellschaft — meist einen böhmischen Schneider, wieder einmal recht „aufsitzen" zu lassen. Der Jux gelingt und das Halloh ist ein ohrenzerreißendes. In dieser gehobenen Stimmung stellt der „Witzige" der Gesellschaft den täglichen Antrag: zwei Maß Gumpoldskirchner auszuzipfeln, oder Denjenigen, der den „Juden" bekommt, zu verurtheilen, eine „Latern'" Bisamberger zum Besten zu geben u. s. w.

Unter diesen anregenden Geistes- und Trinkspielen, wobei zuweilen, besonders wenn es um „Grad" oder „Ungrad" geht, auch Frauen participiren, wird es Mitternacht. Man geht sodann nochmals in das Café, trinkt zur Abwechslung einen kleinen Punsch oder Schwarzen, spielt vielleicht noch eine Kegelpartie und geht um ein Uhr oder auch zwei Uhr Nachts nach Hause. Das Tagewerk ist vollendet. Fortsetzung morgen.

Wie die Geschichte endet? Wie gesagt, nicht immer so lustig, wie sie begonnen. Hin und wieder verschwindet Einer aus dem „Freundes-Kreise" auf unerklärliche Art, ein Anderer auf sehr erklärliche, denn auch das Wirthshaus weiß von „Aus-

bleibenden" zu erzählen, wie die Börse. Manchmal begraben sie auch einen „guten Freund", der räthselhafterweise an der — Wassersucht gestorben und dem der Wirth die aufrichtigsten Thränen nachweint, denn er war sein bester Gast. Die Ueberlebenden aber opfern dann dem Dahingeschiedenen Hekatomben geleerter Flaschen, denn getrunken wird aus jedem Anlasse, und es wird überhaupt getrunken, so lange es die schlechten Zeiten erlauben. — Prosit!

Stille Zecher.

Von all' diesem wüsten, lärmenden Trubel und Jubel des ungebundenen Wirthshauslebens bleibt der „stille Zecher" allein unberührt. Er verschmäht die Cameraderie, er haßt die turbulenten Trinkgelage, die obscönen Witze, den gedankenlosen Spaß, den schaalen Jux, mit einem Worte: den ganzen spectakelhaften Apparat übersprudelnder Köpfe, die sich im Wirthshaus „unterhalten" zu müssen glauben und denen das Wirthshaus überhaupt nicht mehr ist, als der Tummelplatz zerstreuungssüchtiger Trinkwüstlinge.

Dem „stillen Zecher" ist das Wirthshaus mehr. Er trinkt zwar ebenfalls gerne, er trinkt sogar häufig und — viel, aber mit welcher Weihe trinkt er, mit welcher Pietät führt er das Glas an seine stummen Lippen und mit welch lautloser, aber freudiger Verklärung schlürft er in andachtsvollen Zügen das jeweilige Naß! Eine Welt von Gedanken baut er sich dann bei dem Anblicke der erwählten Flüssigkeit auf, und Träume, bunter und phantastischer als sämmtliche Märchen der Scheherezade, zucken wie phosphorescirendes Wetterleuchten durch sein Gehirn. Dem stillen Zecher ist das Wirthshaus ein Tempel, wohin er flüchtet, um mit seinem Gotte allein zu sein, um ungestört und unbelästigt von der frivolen, scurrilen Rotte sinnloser Spaßmacher sich ganz hinzugeben der Wollust des Trinkens und einen unhörbaren Dialog zu führen mit dem unsichtbaren Geiste im — Glase.

Laien werden nun fragen, warum der stille Zecher nicht lieber gleich daheim zwischen seinen vier Mauern in sicherster

Abgeschiedenheit dem Cultus des Trinkens sich weihe und im Gasthause der immerhin möglichen Gefahr der Störung sich aussetze? Darauf erwidere ich dem Neophyten, dem Fremdling in dieser Wissenschaft, daß er kein Trinker von Styl ist, sonst müßte schon das große Wort, welches Nestroy seinen Philosophen Knieriem, diesen vielverkannten Weltweisen, sagen läßt, daß nämlich zu Hause das Beste nicht schmecke, dagegen im Wirthshause das Elendeste ein haut-goût sei — ihm den Schleier von den Eleusinischen Geheimnissen des „wissenschaftlichen Trinkens“ lüften. Und der „stille Zecher“ ist ein wissenschaftlicher Trinker von Styl, der freilich verstanden und erfaßt werden will!

Vor ein paar Jahren machte ein bekannter Wiener Bürger, ein Schottenfelder Exfabrikant, den Versuch, vor einer der Linien ein förmliches Asyl für „stille Zecher“ zu gründen und taufte das Etablissement sogar mit diesem strengen Genretitel. Ach, welch ein Mißgriff! Der Kunstkenner konnte nur mitleidig lächeln. Ohne alles und jedes Verständniß für die ureigentliche Wesenheit des „stillen Zechers“, ohne das mindeste Studium in der vergleichenden Anatomie der verschiedenen Trinkergattungen, ohne Schonung der speciellen Bedürfnisse des stillen Zechers, ohne Rücksicht auf die zarte Organisation seines Nervensystems, das bei der geringsten rauhen Berührung von Seite einer lärmenden Umgebung in seinen geheimsten Fasern erbebt, ohne Sinn und Anordnung, ohne Geist und Geschmack wurde ein simples, ordinäres Wirthshaus, dessen beschränkte Räume von spectaculirenden „Hetzbrüdern“ angefüllt waren, mit dem poetischen Namen „zum stillen Zecher“ geschmückt. Man konnte es fast eine Blasphemie nennen, eine frevelhafte Verleumdung der edelsten Sorte der (Viel-) Trinker; aber die Strafe folgte auch dem aberwitzigen Beginnen auf dem Fuße, denn das Wirthshaus — starb an dieser Versündigung eines jähen Todes. Ich glaube übrigens, daß von einem veritablen „stillen Zecher“ in jenem verlogenen Locale nicht ein „Pfiff“ getrunken wurde, denn schon die verfehlte Scenerei mußte ihn zurückschrecken.

Aus welchen Elementen recrutirt sich wohl die Secte der stillen Zecher? Zuweilen aus ehemaligen Professions- und sogenannten Quartaltrinkern, meist aber aus — Menschenhassern.

Aeltere Wiener werden sich noch eines genialen Violinisten erinnern, der dem Weinglase nicht selten seinen Oberrock, ja mitunter sogar sein kostbares Instrument opferte. Der (eigentlich unglückliche) Mann verstand es nicht nur, die in den vier Saiten seiner Violine schlummernden Geister mit sieghafter Gewalt zu wecken und die Zuhörer in Verzückung zu versetzen — er conversirte auch, nicht zum geringeren Erstaunen eines — freilich ganz anderen Publicums, mit formlosen Phantomen, die aber sein inneres Auge aus den verschiedenen — Alkoholsorten emporsteigen sah. Man nannte den bedauernswerthen Meister, der später seiner Kunst fast verloren und dafür in den kargen lichten Augenblicken, die ihm seine unselige Leidenschaft ließ, mit sich und der Welt zerfallen war, allgemein den „stillen Zecher" — er war es längst nicht mehr, er bot nur einen kläglichen Anblick und starb, gemieden von seinen einstigen Bewunderern. Ein mildes Geschick — vielleicht bat die Muse der Tonkunst für ihn — gönnte ihm übrigens eines Tages einen raschen Tod.

Dann Lyser! Johann Peter Lyser, der taube Musikkritiker, Caricaturenzeichner, Decorationsmaler und talentvolle schleswig'sche Schriftsteller, der uns die weiland berühmten „Serapionsbrüder" bei Lutter und Wegener so lebendig beschrieb, der einstige Freund Hoffmann's und Louis Devrient's und — Heinrich Heine's, der Gatte der deutschen Improvisatrice Karoline Leonhardt-Burmeister-Pearson-Lyser! Wie mußten wir ihn Alle hier wiederfinden! In den Jahren 1847 und 1848 bereits eine Schreckgestalt für seine ehemaligen Bekannten, irrte er in abgerissenen Kleidern, in geschenkten, rosafarbenen Balletschuhen in den Straßen Wiens umher — taumelnd — wankend — lallend — zuletzt halb geisteskrank. Wohl war er ein „stiller Zecher", aber nicht mehr in der besseren Bedeutung des Wortes, nein, er war ein stiller Zecher in — Branntweinkneipen, und ich selbst sah ihn einmal früh Morgens, als er aus einer solchen Spelunke eben auf die Straße gesetzt wurde. Dennoch bat er den rauhen Expeditor noch um ein Gläschen, aber man schlug die Thüre vor ihm zu, denn er besaß keinen Heller Geld. Der deutsche Dichter!

Dann Sauter! Auch ein Poet von Gottes Gnaden, aber gleichfalls in dem fürchterlichen Costüme eines . . . für

die Gesellschaft Verlorenen. Auch ihn nannte man, besonders in literarischen Kreisen, den „stillen Zecher“ — Niemand war es weniger als Sauter, der im beständigen Verkehr mit Freunden leben mußte, wenn er nicht — das Leben abschütteln wollte. Der Balladendichter Vogl hielt ihn die letzte Zeit noch einigermaßen „aufrecht“ — dann sank er immer tiefer und tiefer . . . Friede seiner Asche und eine zweite Auflage seinen Gedichten!

Sie alle waren keine stillen Zecher, obwohl man sie dafür ausgab. Aber weil ich gerade, und zwar unwillkürlich, meine Gestalten nicht aus dem Spießbürgerthum hervorholte, so sei noch Einer aus der Schaar der „Auserwählten“ genannt: — Grabbe war es — Christian Grabbe, der Dichter der „Hundert Tage“ und des „Hannibal“ und des „Theodor von Gothland“! —

Ich habe nie das — schmerzliche Glück gehabt, den Titanen von Angesicht zu Angesicht zu schauen, aber Freunde, die ihn „draußen“ sprachen, und auch seine Biographen schildern ihn trotz seiner verkehrten Erziehung als einen „ganzen Mann“, der sogar zu lieben verstanden hätte, aber an der philisterhaften Kleinbürgerlichkeit seiner Verhältnisse und seiner Umgebung zu Grunde ging. Da suchte er Trost bei der Flasche. Er zog sich von aller Welt scheu zurück und schrieb in dem einsamen Winkel der entlegensten Weinstube auf Fidibusschnitzeln seine herrlichen Dramen. So lernte er auch Norbert Burgmüller kennen, den Componisten seines „Cid“.

Burgmüller haßte das „Pygmäengezücht“, das in dem Kramernest wie Gewürm herumkroch, ebenso, wie es Grabbe haßte. Beide saßen sich oft Stunden lang schweigend, aber im stillen Verständniß gegenüber und — tranken, nur daß von Zeit zu Zeit ein schneidig Wort, ein genialer Gedankenblitz über ihre abgezehrten Lippen fuhr. Aber auch das war zu viel. Sie kamen überein, auf dieser Welt, die's ja doch nicht verdiene, gar nicht mehr zu sprechen, ja sich selbst nur die nothwendigsten Mittheilungen, und zwar auf den schmalen Fidibusstreifen schriftlich zu machen. Das geschah denn auch. Manchen Abend wurde aber dennoch nicht ein einzig Wort für den stummen gegenüber sitzenden Freund aufgeschrieben, bis einmal um Mitternacht Burgmüller auf einen Zettel, den er Grabbe hinüberschob,

die Worte schrieb: „Gehe Morgen nach Aachen zu einem Musikfeste, komme in vierzehn Tagen wieder. Leb' wohl!" Grabbe las, seufzte, nickte Norbert zu, reichte ihm die Hand und Beide schieden, ohne ein Wort zu sprechen. Sie sahen sich nie wieder, denn von Aachen kam kurz darauf die Nachricht, daß Burgmüller in einer Badewanne todt aufgefunden worden sei.

Das schnitt Grabbe in's Herz. Oeffentlich machte er dem Dahingeschiedenen die rührendsten Vorwürfe und gab eine Aufforderung, Worte der tiefsten Wehmuth, in ein dortiges Blatt: „Norbert!" so schrieb er, „Du hast Dein Wort schlecht gehalten, bist weiter gereist, als Du solltest und wolltest, und kommst nicht wieder, starbst am 7. Mai, welcher diesmal für Alle, die Dich kannten, kein Wonnemond ist. . . Es vergeht, es stirbt so mancher Trefflicher — man könnte bisweilen wünschen, auch in der Gesellschaft zu sein, schon deßhalb, weil die Todten stumm sind und nicht verleumden!" — Darauf schlich sich Grabbe, ohne ein einzig Wort mehr zu sprechen, und ohne von seinen übrigen Freunden Abschied zu nehmen, von Düsseldorf weg, begab sich nach Detmold in seine Häuslichkeit und starb nach wenigen Monaten, noch nicht fünfunddreißig Jahre alt. Die Leute sagten: an Säuferwahnsinn — freundlicher Gesinnte behaupten: an der Abzehrung. . . .

Weßhalb ich gerade diese Gestalten vorführe und in meinen — Vielen vielleicht trivial erscheinenden — Rahmen zwänge? Um zu zeigen, daß hin und wieder doch auch ein paar geniale Köpfe dem unseligen Vergnügen des stillen Zechens zur Beute werden können. Weiß man aber auch stets, was sie auf diesen Weg brachte? Kennt Ihr Sitten- und Splitterrichter die ganze Wucht des Mißgeschicks, all „das Herzweh und die tausend Stöße", die etwa auf den Vielgehetzten losgestürmt, die ihn mit Ekel vor der Windbeutelei, Maulmacherei, Hohlheit und Schaalheit seiner p. t. Nebenmenschen erfüllte? Habt Ihr Gewißheit, daß ihn nicht Anderes zum Weinglase führte, als die Trinksucht? Nichts wißt Ihr, Ihr urtheilt nach dem Schein ab und verdammt, obwohl Euer Leben von anderen Fehltritten vielleicht noch mehr bemakelt, den Erstbesten, den Ihr in solch „verdächtiger" Situation überrascht.

Mein leider viel zu früh verstorbener Freund Hamlet pflegte den Tröpfen, die ihn um sein Befinden frugen, zu ant-

worten: „Vortrefflich, von dem Chamäleonsgericht! Ich werde mit Versprechungen gestopft, man kann Kapaunen nicht besser mästen!" Nun, das war weislich gesprochen, aber nicht Jedem ist es ferner vergönnt, auch auf so witzige Art Revanche an seinen Widersachern zu nehmen, wie der erlauchte Prinz es später gethan, um mit Hilfe einiger guten Schauspieler durch ein wohl scenirtes Drama Rache zu üben. Minderbemittelte, denen solch kostspieliger dramaturgischer Apparat nicht zu Gebote steht, müssen sich wohl begnügen, ihren „Racheburst" auf billigere Weise zu „löschen", d. h. sie kehren dem ganzen von Lug und Trug zusammengesetzten Pack den Rücken und — trinken in irgend einem anheimelnden Versteck, einem passenden Schmollwinkel ein Glas Wein und dann noch eins, und wenn sie sich so recht in ihren Menschenhaß verbeißen, respective hineintrinken, noch ein drittes und viertes u. s. w. Lacht über sie, wenn Ihr könnt, mich dauern die Meisten. Denn ich sehe auch meist nur — still Verzweifelnde in ihnen, die, wenn schon nichts, vielleicht doch ein zänkisches Weib vom Hause fern hält.

Uebrigens gibt es ja, wie ich gleich Anfangs bemerkte, nicht nur grollende Finsterlinge, sondern auch gutmüthige, harmlose Trinker unter den „stillen Zechern", die aus Princip und in schwärmerischer Liebe für das Glas, die trauliche Schänkecke in Beschlag halten und von dort nicht weiterzubringen sind. In dieser Beziehung bleibt mir das lustige Bild in den „Fliegenden Blättern" unvergeßlich, wo nach Mitternacht ein behäbiger Spießbürger bei seinem „Krügel" sitzt. Niemand ist mehr anwesend, als die schlaftrunkene Kellnerin, die, überdrüssig des Zauderers wegen, die Gläser auszuschwenken beginnt und zornige Blicke nach ihm schleudert. Der aber sieht in olympischer Seelenruhe nach der Uhr und sagt schmunzelnd: „Ein Uhr! jetzt trink ich noch ein halbes Maßl und dann — dann — gehe ich erst recht noch nicht z'Haus!"

Wenigstens ist der stille Zecher, der stundenlang auf einem und demselben Flecke bleibt, aufrichtiger als der heuchlerische „Lufttrinker", der in scheinheiliger Geschäftseile nur einen raschen „Stehpint" trinkt — dies Manover aber auf dem Wege von der Josefstadt nach Erdberg in jedem Locale producirt. Oder wie jener, gleichfalls vielbeschäftigte Nachbar eines Wirthes, der

stets nur einen bescheidenen „Pfiff“ — aber wie die abgeführte Verhandlung nachwies, im Jahre zwölftausendsiebenhundertfünfundsiebzig Pfiffe, nämlich täglich fünfunddreißig trank! Wohl bekomm's!

Und nun zum Schlusse die Versicherung, daß ich mit meinen Schilderungen die verschiedenen Trinkfrevler weder blindlings verdammen, noch Einen oder den Anderen parteiisch reinwaschen wollte. Denn es gibt zu viele und oft ungeahnte Gründe und Motore, die den leicht zu Bestimmenden auf Abwege führen. Am ehesten möchte ich aber doch noch (und das nur unter Umständen) den stillen Zecher in Schutz nehmen und die Acten zur milderen Behandlung dem Obersten Gerichtshofe des allgemeinen Urtheils vorlegen. . . .

Wie dem auch sei, glaubt, was Ihr wollt! Wenn ich mir aber auch selbst einmal das Trinken angewöhnen, d. h. je im Weine Tröstung für manche Unbill, die mir der so „wohlgegliederte Organismus“ unserer socialen Verhältnisse schon zugefügt, suchen wollte, dann seid versichert, daß ich mich weder zu den wüsten „Nachtschwärmern“ noch zu den leichtsinnigen „Wirthshausbrüdern“ schlagen, sondern ein bescheidener, stiller Zecher sein werde. Und wenn Ihr mich dann, von der Arbeit erschöpft, in einem Winkel mit halbgeschlossenen Augen und bei halbgeleertem Glase sitzen seht, so glaubt ja nicht, daß ich etwa — angetrunken sei, denn für diese Kunst fehlt mir die Inclination, aber, daß ich dann müde sei, könnt Ihr glauben, und daß ich vielleicht eben im Halbschlummer dieses oder jenes seichten Gesellen denke und träumend sein erschlichenes illustres Glück — verlache, wie ich zu Zeiten wohl auch wachend lache, wenn mir der ganze Schwindel dieses schönen Planeten, auf dem wir um das tägliche Stück Brot uns herumzubalgen die Ehre haben, so recht vor die Augen tritt. — Franz! eine kleine Flasche Nußberger! — —

Kunst und Künstler vor der Linie.

Wer hat nicht schon einmal — wenigstens in seiner Jugend und manchmal auch später — für das leichtsinnige Völkchen geschwärmt, das Holtei unter dem summarischen Namen „die Vagabunden" so lebenswarm beschrieben, das die Maler Knaus und Schön in einzelnen Episoden aus der wechselvollen Laufbahn solch herumzigeunernder „Artisten" so trefflich zu zeichnen wußten, und das in seinen, meist abgelaufenen Pässen als „Akrobaten, Athleten, Seiltänzer, Jongleurs, Kunstreiter" &c. fungirt. Namentlich die Kunstreiter! Ich wette mein Honorar gegen den Händedruck des liberalsten Hofrathes, daß unter hundert Repräsentanten des starken Geschlechtes neunundneunzig in ihren Bubenjahren sich, und sei's auch nur während eines Augenblicks, vorgenommen, mit diesem oder jenem Director oder „Padrone" — heimlich durchzugehen und durch einen tollkühnen Saltomortale oder malerischen „Lendenritt" sein Jahrhundert zu begeistern. Ich selbst schwankte als kleiner Knirps lange, ob ich einst Admiral, Papst oder Kunstreiter werden sollte, denn mir gefiel die kleidsame Tracht von allen drei Chargen ganz gleich, im Innersten meines Herzens hing ich jedoch an der Kunstreiterei, obwohl mir die Götter damals nur die harmlosen Productionen bei Peterka und Constant vor der Lerchenfelderlinie, oder wenn's hoch herging, bei de Bach und Soulier im Prater zu sehen vergönnten. Wer weiß übrigens, zu welch phänomenalem Ruhme ich's bei diesem, wenn auch halsbrecherischen, so doch lorbeer- und flitterreichen Metier gebracht hätte, und ob nicht mein Name neben jenen der Kunstreiter Guerra und Cinisel li von den dankbaren Römern in einer Marmortafel des Mausoleums des Augustus in der strada di Ripetta schon längst verewigt worden wäre. So aber zwang mich mein Geschick, die k. k. Philosophie des Professor Lichtenfels zu büffeln u. s. w. u. s. w.

Die Kunstreiter! Wie es Einem bei dem Namen allein schon vor den Augen flimmert, wie es elektrisch durch die Glieder fährt und das trägste Blut wallen macht! Liegt doch ein eigener Zauber in ihm und erfaßt seine sinneberückende Macht selbst den

apathischesten Bauernrüppel, der von der Ofenbank oder vom Pfluge auffährt und auf die Gemeindewiese hinausläuft, wenn er rufen hört: „Dö englischen Reiter kima'n, sö san schon da!" Und auch Wien nahm die Nachricht nie gleichgiltig auf, wenn irgendwo ein „circus gymnasticus" seine Pforten öffnete und die phantastisch-romantischen, gruseligen oder entzückenden Wunder zu schauen gab, die eben nur reizende Reiterinnen, geschmackvoll gebaute Reiter und geniale Pferde bei diabolischen Blech- und Trommelmelodien zu bieten vermögen. Und Wien sah viel in diesem Genre und so manches „Nochnichtdagewesene"! Schlugen auch Hyam oder Asthley oder Franconi und wie die weltberühmten Hüter und Pfleger des höheren Kunstreiterthums heißen, nie ihre Throne in der Stadt der „Reitlaien" auf, so kam doch Alexander Guerra glorreichen Andenkens zu uns, und brachte Horaz Filipuzzi und Lagout und Brand und die ideale Marie Schier; es kamen Lejars und Cuzent, und seit einigen Jahren beehrt uns zeitweise sogar Ernst Renz mit seiner Truppe. Wien erlebte somit immerhin einige Kunstgenüsse im Fache der edleren Reiterei und es sah auch viel Pracht und Herrlichkeit dabei entfalten, ja manche Reiter und Akrobaten waren nobleren und eleganteren Schlages als die notabelsten Habitués der Manègen.

Glanz und Pracht und Herrlichkeit! Jugend und Anmuth, Kraft und Stärke, Adel, Plastik und distinguirteste Repräsentation! Will man die düstere Kehrseite dieses schimmernden Standes sehen? Die — fast wehmüthige Parodie auf die vielbewunderten und vielbeneideten Größen des Drahtseiles, des Trapezes? Will man, als Pedant zur dramatischen „Schmiere" die „Akrobatenschmiere" kennen lernen? Ich bitte, mir zu folgen und einen Spaziergang um das Weichbild der Stadt nicht zu scheuen; vor drei Linien hat die „Kunst" ihre Tempelbaracken aufgeschlagen und es wimmelt von „Artisten" und „Artistinnen" auf der ganzen Strecke von Währing bis auf die Schmelz, als ob der gesammte „tiers-état" des Equilibristenthums dort sein Feldlager errichtet hätte. Vor der Währingerlinie producirt sich nämlich unter der Direction der Madame „Wünschhüttel" (!) eine mimisch-plastisch-gymnastische Truppe; zwischen Hernals und Lerchenfeld umspannt ein löcheriges Plachennetz Gregor Zscholli und die

Seinen, und auf der Schmelz ist der „Circus Brunner" aus ungehobelten Latten zusammengezimmert: alle drei Gesellschaften aber treiben ihre ikarischen, indianisch-malabarischen und chinesischen Spiele unter Gottes freiem Himmel und in Tricots, die der Wäsche des Auditoriums die färbige — Balance halten.

Treten wir ein, gleichviel in was für eines der drei Kunstinstitute, überall haben wir uns durch die angesammelten Massen des bloßfüßigen Nachwuchses der Colonisten durchzuzwängen, der mit aufgerissenen Augen und Ohren den überschwenglichen Prophezeiungen des an der Casse postirten Komikers der Truppe, vulgo Bajazzo, lauscht und sehnsüchtig die glücklichen Kaufcollegen betrachtet, die den Obolus für den Stehplatz — fünf Kreuzer erlegen können und jubelnd den angewiesenen Raum erstürmen. Wir gehen selbstverständlich auf das „Pater nobel", es kostet freilich „drei Sechserl", allein, was liegt daran, wir haben der Kunst schon schwerere Opfer gebracht, zudem sitzen wir in diesem Range wohl etwas hart und für unsere schafwollene Adjustirung einigermaßen gefährlich, aber sonst sehr bequem und unbeengt, denn wir befinden uns in diesem Rangverhältnisse fast allein, während es sich hinter uns drängt und stößt und um jede Zollbreite lärmend balgt. Schließlich können wir sogar unsere Cigarre unbeanständet weiter rauchen, was aus verschiedenen Gründen sein Gutes hat. Ja, noch mehr, wir könnten selbst soupiren, denn ein jugendlicher Ziegelofentroglodyt offerirt uns „haße Würschtl" und „a frisch's Bier", aber wir lehnen dankend ab, weil — nun, weil unsere Souperstunde später fällt.

So sitzen wir denn in ruhigster Gemüthsstimmung und harren der Dinge, die da kommen sollen. Das rückwärtige Auditorium ist ungeduldiger und manifestirt seinen Kunsthunger mit den unausgesetzten, aufmunternden Exclamationen: „Anfanga! Anfanga!" Endlich wird der Lärm über die Verzögerung bedenklich, eine Meuterei droht auszubrechen, die bretterne Umzäunung, die nothdurftig aneinander gefügten hölzernen Balken und Pfosten ächzen und stohnen wie ein Schiff, das, vom Sturm hin und her geschuttelt, in all seinen Fugen erbebt. In solch gefährlichen Momenten ist es an dem Capitän, seine Geistesgegenwart zu zeigen und die Empörer zu Paaren zu treiben. Wie Nelson bei Trafalgar im heftigsten Kugelregen furchtlos stand, so steht hier

der Entrepreneur, die Hundspeitsche in der Seitentasche, die Arme kreuzweise am Rücken, den dampfenden Holzstummel zwischen den Lippen, ernst und schweigend inmitten der Wogen des beginnenden Aufruhrs und läßt sein zürnend Auge über die Menge schweifen. Der „Bulldogg der Gesellschaft" steht neben seinem Herrn und fletscht die Zähne und sieht bald diesen, bald die ungeberdigen Dränger mit klugen Blicken an und bellt laut auf. Ein sanftes „Still Borl!" weist diesen in die Schranken der Mäßigung, und ein energisches „Wann's ka Ruah gebt's da hinten, karwatsch i eng Alle aussi!" mahnt Jene in gefälligsten Formen und faßlichster Textirung an ihre Publicumspflichten. Und es wird wirklich wieder mäuschenstille „da hinten", während vorne am Proscenium noch allerlei Vorrichtungen zu machen, die Seile straffer zu spannen, die Oellampen aufzustellen sind u. s. w.

Da bricht der Sturm neuerdings los. Die jungen „Wilden von Wah-Ring" und die noch Wilderen von Hernals und Neu-Fünfhaus stampfen wie feurige Rosse, welche Morgenluft wittern, den Boden, aber nur auf kurze Zeit, denn ein freudiges Ah! entringt sich plötzlich den verschiedenen Busen und wirbelt wie Lerchengesang empor in die Lüfte Lerchenfelds und Concurrenz, und der Vorhang schiebt sich nach sieghafter Ueberwindung der hämischesten Hindernisse zwar langsam aber doch in die Höhe, und der erste Künstler betritt die Bühne.

Es ist ein Akrobat. Er lächelt wohl und verneigt sich dankbar grüßend nach allen Seiten, aber wie mich dünkt, ist das obligate Lächeln diesmal ein schmerzliches und ist der Mann innerlich etwas verstimmt; er ist übrigens auch nicht mehr jung, seine Wangen sind bereits durchfurcht und welk, seine einst gewiß robusten Arme nun abgemagert, seine weiland drallen Schenkel sind spindeldürr, das wilde Feuer seiner Augen ist erloschen, nur manchmal blitzt es noch auf, wenn er seiner schöneren und besseren Tage gedenkt, wenn er der Triumphe gedenkt, die er an der Newa, an der Seine und am Bosporus erlebte, wenn die aristokratischesten Händchen im Cirque impérial zu Petersburg oder Paris oder Constantinopel ihm entgegenklatschten und die versengendsten Blicke ihm entgegenleuchteten; wo er von üppigster Pracht umgeben, und selbst in reich geschmücktem Costüme erschien, wo noch Mäcenatenchampagner floß und es Ducaten regnete;

wo schöne Weiber um seine Gunst buhlten und elegante Diener, die er fürstlich belohnte, ihm zärtliche Billetdoux überbrachten. Ach! Alles vorüber! Der Champagner, die Ducaten und die schönen Frauen, die ihn heute wohl nimmer erkennen würden. Mit der Jugend ist das Glück entflohen und mit dem Alter das Elend hereingebrochen und die bitterste Armuth und Noth, und nichts ist ihm geblieben, als die Erinnerung und — Rosetta, sein Weib, die Tochter der Abruzzen, einst schön wie ein flammend Schwert, und nun — — Doch zu solch elegischen Meditationen ist jetzt der ungeeignetste Moment, die Musikanten blasen, daß es in den Ohren gellt, aus dem disharmonischen Charivari erkennt er mit Mühe die altgewohnten Weisen und er klettert die dreißig Fuß hohe Stange hinan, wirft nochmals seufzend einen Blick über sein Publicum in Hemdärmeln und beginnt mit dem unerläßlichen Lächeln seine Künste. Der Aermste!

Nun springt, wenn die Nummer zu Ende, der Beifall sich gelegt und die erschreckten schreienden Säuglinge auf die natürlichste Weise gestillt worden, der Bajazzo hervor, bewillkommt von dem Halloh aus hundert nur allzu frischen Kehlen. Der gute alte Bursche! Auch ihm geht es, wie Lear's Narren, dem das Weinen näher war als das Lachen, aber wenn ihm heute die zeitweise schon ungelenken Glieder abermals den Dienst versagen, wenn ihm wieder kein Spaß einfiele, so weiß er, daß er morgen kein Stück Brot zu essen hat, weil ihn sein Principal davonjagt. So macht er denn, in Gottes Namen! „Spaß" und schneidet Gesichter, daß den Jungens die hellen Freudenthränen über die Backen träufeln und sie lachen m ü s s e n, daß ihnen „Alles weh thut"! Von welcher Façon die Spaße dieses obligaten Humoristen sind? Vom schwersten Caliber. Seine Fertigkeit besteht nämlich in — Prügeln und in der firfingerigen Application von zahllosen Maulschellen, zu welchem Behufe er seinen „Cousin", d. h. den zweiten Bajazzo auf die Bühne ruft, dessen vis comica mit jener seines Collegen identisch ist, und nun beginnt das Ohrfeigenduett, dem ein ebenbürtiger Dialog zur Unterlage dient. Wien sah während eines Zeitraumes von dreißig Jahren wohl die trefflichsten Künstler der „Circuskomik": M a u u s B i o l, den Gründer der neuen Clownschule, dann den graziösen, delicaten S t o u e t t e, und L i t t l e W h e a l, den drolligen Shakespeare

Kenner und vielleicht geistreichsten Commentator des großen Briten: aber ein solches Ohrfeigenconcert brachten jene Lieblinge des Jokus doch nicht zusammen und sie mußten sich mit minder klatschenden Beweisen ihrer Laune begnügen. Die naiven Zuseher jedoch in diesen primitiven Arenen, die meist selbst noch in der Schopfbeutel- und Ohrfeigenperiode sich befinden, ergötzen sich gerade an dieser sinnbildlichen Darstellung ihrer Erlebnisse und es freut sie, wenn auch erwachsene Leute geprügelt und mit Rippenstößen und Fußtritten tractirt werden. Sobald nun gelacht wird — und es wird viel gelacht, hat der Bajazzo seine Aufgabe gelöst und dies berechtigt ihn, als erklärter Günstling des Publicums, ehe die Vorstellung zu Ende ist, vor dieses, mit dem Teller in der Hand, hinzutreten und unter den derbsten Späßen und ungenirtesten Impromptu's das übliche „Trinkgeld" zu verlangen. Und die Opfergaben fließen gern und reichlich und es verläßt Niemand den Platz, ehe er nicht — wenigstens Einen Kreuzer als freiwilligen Agiozuschlag zum Eintrittsgeld erlegt hätte.

Inzwischen ist es Abend geworden, die Schatten der Nacht senken sich hernieder, ein zerlumpter Junge schwingt sich über die Barrière und zündet mit einem brennenden Span die im Kreise aufgestellten Oellämpchen an. Welch ein Bild entfaltet sich nun vor unseren Augen! Die flackernden Flämmchen dringen mühsam durch den Qualm, der sie umgibt, und ihr röthlicher Schimmer fällt auf lachende oder staunend vergnügte Gesichter, Gesichter, wie sie Ostade, Teniers oder Rembrandt sich nicht drastischer wünschen konnten; er erhellt die grotesken Toiletten des manchmal nur halbbekleideten Publicums, das in unplastischesten Attitüden dem Schauspiele lauscht. Dazu die bizarre Staffage der Arena, das angehäufte Holzgeraffel der Anrainer, die Leiterwagen und Misttruhen, die Schindeldächer der vielen Baracken und „Rettungshäuser", die auf den Planken reitenden Gratisblitzer, welche von der furiösen Directrice unablässig bekriegt werden u. s. w.

Trotz der mitunter unheimlichen Scenerie und des beinahe erstickenden Rauches der brenzelichen Lampen harren wir furchtlos bis zum Schlusse aus, da uns die verheißene „Pantomi" interessirt. Bis diese kommt, können wir den Kautschukmann bewundern, den Kugellauf, die Bastonade mit den Schweinsblasen,

ein seriöses „Pas de deux“, wobei die hochgeschürzte Ballerina auf der „großen Zeechen“ tanzt, wie meine rückwärtige Nachbarin enthusiastisch bemerkte, das Kunststück auf der freistehenden Leiter und ähnliche Unglaublichkeiten.

Die „Pantomi“, von Allen sehnlichst erwartet, weil eine Menge „Bekannte“ mitspielen, ist die alte Geschichte, die ewig neu bleibt: das Wirthshaus in Terracina mit den bärtigen Räubern, die durch eine Fallthüre ab- und zugehen, die Wirthin als Megäre, die brave Tochter, der drapfarbige Engländer, der edle Unterlieutenant und das sonstige Carabinieri- und Banditengefolge. Es wird viel gemimt und noch mehr geschossen und todtgestochen, denn selbst der Schneider Pawliczek, der, wie meine rückwärtige Freundin mir explicirte, zu „die Guaten g'hört, die 'n Engländer befrei'n möchten“, konnte den armen Lord von seinem prädestinirten wällischen Schicksale nicht erretten. Friede seiner Asche! — —

Aber ich konnte an jenem Abende doch nicht recht lachen, so sehr auch das Opfer des verabscheuungswürdigen Brigantenthums mit den Füßen zappelte. Ich konnte nicht lachen, selbst wenn noch ein Pas de deux getanzt worden wäre, oder wenn der persische Hofkünstler noch ärgere Zaubereien getrieben hätte. Eine melancholische Stimmung beschlich mich, wenn ich mir die Leute betrachtete, wie sie in ihren abgeschabten Wämsern, in ihren unzählige Male gewaschenen und geflickten Tricots so unverdrossen sich abmühten, um für die fünf Kreuzer Entrée nur recht viel und ihr Bestes zu bieten. Für fünf Kreuzer Entrée konnte Jedermann das aufregende Schauspiel genießen, wie Einer sein Leben der Haltbarkeit eines angefaulten Strickes anvertraut. Gewiß gruselig!

Und die Sache ist wahrlich nicht spaßig. Binnen acht Tagen haben die Blätter drei Unglücksfälle erzählt, wobei drei Akrobaten ihr Leben eingebüßt. — Jüngst auf der Floridsdorfer Wiese Einer, der sich das Genick brach und eine Schaar weinender Kinder zurückließ, und am letzten Dienstage Biermann und Kolbe in Berlin, die sich ebenfalls zu Tode fielen. Man spricht so viel von dem opfermuthigen Heroismus des Soldaten, der um sechs Kreuzer Lohnung in den Tod geht — nun, hier thun's die Leute gar nur um fünf Kreuzer und man weiß nicht

einmal Fälle von subordinationswidrigem Benehmen gegen den commandirenden Principal. Wenn Ihr deshalb hinausgeht, und das sollt Ihr auch, denn die Leute bedürfen schon ihrer vielen, mit ungestilltem Appetit gesegneten Kinder wegen, einer Unterstützung, so lacht mir nicht, sondern applaudirt, und dann seht, wie freudig ihre Augen in den von Kummer und Sorgen durchfurchten Gesichtern leuchten! —

Aus dem „Loch“.

(März 1869.)

Das alte, fast möchte ich sagen weltbekannte, dramaturgische „Loch“ im Jesuitenhof, die unzählige Mal beschriebene Kaserncantine und Herberge der vacirenden Priester Thaliens und Melpomenens, besteht, wie ebenfalls sattsam bekannt, seit einigen Jahren nicht mehr. An die Stelle des beinahe verfaulten Gebäudes wurde das Palais der Geniedirection und der Kriegsschule erbaut, vielleicht auch deßhalb, damit das Ballettpersonal des Wiedener Theaters vom Probezimmer aus ein Object für den Kokettirunterricht erhalte, und vice versa die Söhne des Mars einen vortheilhaften strategischen Punkt für ihre speciellen Eroberungspläne gewinnen sollten. Das Cantingeschäft übersiedelte unter der bewährten artistischen Leitung des Herrn Schodl in die nicht minder historisch wichtigen Räume des gegenüber befindlichen Gasthauses zum „Wasen“, und hier, wo schon vor einem halben Jahrhundert die classischesten und unclassischesten Mimen hausten, wo der unvergeßliche Melchthal, der bis in sein hohes Alter burschikos gebliebene Fritz Demmer, die Wände mit Tabakqualm schwärzte, wo der schweigsame Jaromir Heurteur seinen Pfiff Wein trank, der unglückselige Küstner still brütend saß, der geniale Vagabund Reitzenberg seine tollen Abenteuer erzählte, Hasenhut die kindischesten Späße trieb, und später auch Wilhelm Kunst seine merkwürdigen Gelage hielt, da — kommen auch jetzt alljährlich in der stillen Woche, in welcher die Musentempel und Scheunen geschlossen, die Vertreter der (wilden) dramatischen Kunst von allen Breite- und Längegraden, soweit die deutsche Zunge reicht und Kotzebue's „Hussiten vor

Naumburg" bekannt sind, zusammen, um sich von den diversen Directoren, Directricen und Agenten während der bevorstehenden Sommersaison für — Bukarest oder Neutitschein, oder selbst (hol's der Teufel!) für Waidhofen „gewinnen" zu lassen. Das „leichte Völkchen" hat nun wieder einen Ort, wo es sich findet und zu finden ist, aber — das „Loch" ist's doch nicht! —

Und auch die Leute sind anders geworden. Ich rufe Meister Löwe*) zum Zeugen an, der vor fünfzig Jahren das erste Mal und seitdem alljährlich wehmüthig-heiterer Erinnerungen voll, die wüstromantische Theateragentur „zum Loch" aufsuchte, und an dessen Ohren oft genug die bramarbasirenden Declamationen der abenteuerlichsten „Kunstgenossen" schlugen. Welch buntes, bewegtes Bild einst, und wie zahm und eintönig heute! Damals war's wohl nicht selten, daß ein „Directeur" aus Nicolsburg, in Ermangelung anderer Fußbekleidung in den hohen Wallensteinstiefeln erschien, daß ein Kosinsky aus Güns oder Strebersdorf in braunledernen Unaussprechlichen auf einem Kälberwagen eintraf, daß eine Johanna von Montfaucon aus Zwettl oder Wieselburg, die ein barmherziger Strohbauer mitbrachte, in rothen Sammtschuhen sich vorstellte, und ein Czar Peter den weiten Weg von Stadt Steyr trotz grimmigster Kälte und heftigstem Schneegestöber in einem blauen Wertherfrack gar zu Fuß machen mußte und noch froh war, wenn er nur vor Schluß des „Theatermarktes" im „Loch" anlangte.

Das Alles ist nun wohl anders geworden. Die „Künstler" und „Künstlerinnen" reisen nun mittelst Eisenbahn oder Dampfschiff, logiren in den Vorstadthôtels sich ein und besuchen, auf's Stattlichste herausgeputzt, mitunter selbst mit funkelnden Uhrketten und Brillantringen geschmückt, Tags darauf die Gasthauslocalitäten „zum Wasen" und besprechen im natürlichsten Deutsch ihre Angelegenheiten. Die absonderlichen Gestalten verschwinden immer mehr, Alles verflacht in der Alltäglichkeit, Alles wird von der Cultur beleckt — ach, sogar der deutsche Künstler!

Ja dieses einstige wilde Zigeunervölkchen ist heute eine fast bürgerlich solide Genossenschaft geworden und die Leute zahlen sogar ihr Bier und ihr Gollasch. Dann sind sie Alle so unaus-

*) Der unvergeßliche Künstler stand damals, obwohl hochbetagt, aber noch in eherner Kraft und lachend, inmitten der bunten Truppe.

stehlich anständig gekleidet, sie tragen keine vertretenen Absätze und durchsichtigen Ellbögen zur Schau, sie haben weiße Wäsche, veritables Linnen, und keine Vatermörder aus Briefpapier, sie rauchen Cabannos und keine Porzellanpfeifen, und sie haben schließlich — was das Befremdendste an der Sache — Respect vor den Wiener Kunstgrößen und glauben, daß das Burgtheater noch immer die erste Bühne Deutschlands sei, und der „einseitige“ Lewinsky unstreitig doch besser spiele, als Herr Feigl in Retz, der sämmtliche Fächer spielt. Auch Fräulein Emma, soeben aus Scheibbs angekommen, gibt zu, daß sie die Wolter, obwohl sie etwas „ratscht“, doch nicht erreiche und daß diese eine „große Künstlerin“ sei.

Nochmals, die Leute (d. h. die stets mobilen Mitglieder der wandernden „Schmieren“ oder kleineren Provinzbühnen) sind bescheiden geworden. Die lärmenden Histrionen sind zum größten Theile ausgestorben, recte: verdorben; die dramatischen Trunkenbolde und brutalen Pumper werden immer seltener und ein Flodoardo, der Dir Dein Bier austrinkt und Dich um eine Cigarre anbettelt, gehört beinahe zu den Raritäten am Theaterhorizont.

Wie sich das Alles so rasch verändert. Noch vor zehn Jahren spectakulirte ein „Heldentenor“ in der Charwoche im „Loch“ auf's Heldenmäßigste. Er schlug zwanzig Mal nacheinander das hohe C an, daß die Fensterscheiben zitterten. Er war sternhagelvoll besoffen, wie er selbst gestand, aber dennoch packte er mich laut auflachend bei der Brust und schrie: „Bruder, gib Geld her, auf Bier, nur fünf Sechserln! Du bekommst sie nie wieder — ich schwör's, außer, es müßte mir einst saumäßig gut gehen, was aber nie der Fall sein wird! Denn meine gottselige Mutter sagte zu mir, ehe ich ihr die Augen zudrückte: ‚Karl‘, sagte sie ‚Du bist ein Lump und bleibst ein Lump‘, und die brave Frau — sie hat's überstanden, hat Recht gehabt! Franz, noch eine Halbe!“ — Der entsetzliche Bierkünstler wollte damals nach Berlin und Wachtel todtsingen — ich habe nie wieder etwas von ihm gehört, in welchem Spitale mag er seine Künstlerlaufbahn geendet haben?

Und vielleicht zwanzig Jahre sind's, daß ich ebenfalls in der Charwoche im „Loch“ saß, neben mir ein Mann, nothdürftig,

ja fast schäbig gekleidet, mit einer Karfunkelnase und unheimlichen Augen. Der „Künstler“, der von Gott weiß wo zu kommen vorgab, von Tieck und Goethe und anderen „Bekanntschaften“ schwadronirte, dabei unablässig nach Schnaps rief, der leider nicht zu haben war, schimpfte endlich weidlich über das elende Nest Wien, über Directoren und Theateragenten u. s. w. Diese heisere Stimme, diesen perfecten Nantejargon hatte ich schon ein Mal auf den Brettern, so die Welt bedeuten, gehört, diese schielenden Augen schon ein Mal gesehen. Plötzlich dämmerte es in mir auf — ja, ja, ganz recht, ein Bild aus meiner Kindheit Tagen: die Fahrt mit dem Onkel, der damals unvermeidliche Achsenbruch, das Uebernachten in einem kleinen Orte — Wolkersdorf war es, wenn ich nicht irre, die anwesende Schauspielertruppe — Othello und mein Mann neben mir, der „Freund Goethe's und Tieck's“, mein unvergeßlicher Jago. Ich erinnerte ihn daran, er sann etwas nach und gab die Möglichkeit zu. Dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirne, strich die dünn gesäeten, bereits grauen Haare zurück und sagte mit stolzem Lächeln:

„Nanu, Männeken, wat jloben Sie mal, wer mich den Jago so jottvoll einstudirt hatte? 's war, mit permissiong zu melden, niemand Jeringerer als der selige Devriängh selbst. Ja, der jroße Louis sagte millionen Mal zu mich: ‚Fritze‘, sagte er, ‚ich bitte Dir um Jotteswillen, jeh' zum Theater, aber wenn Du mich eenen Jefallen erweisen und Deen Jlück machen willst, jeh' zur Oper, mit Deenem ochsigen Baß biste der erste Sarastro der Welt. Ich war een Rindvieh, daß ich's nicht that, ich hätt' meene blanken zehntausend Thaler jetzt, was sich 'n Schauspieler nie verdient, außer durch Jastrollen, wie der Dawisong, der mich 'n Dresden usjestochen hat, der Ränkeschmied, der Kabalist!“ — „Wohin gehen Sie von hier aus?“ frug ich den Künstler. — „Nach Stettin, und wenn's mich dort nich jefällt, nach Reval, dort bin ich mit 'n Director ‚Du‘!“

Mit diesen Worten stand er auf, in der Zerstreuung meine Cigarre anzündend und nach einem herzhaften Zug aus meinem Glase sich zu einem anderen Tisch setzend. Eine Stunde später schloß er nach Kaiser Ebersdorf ab, obwohl er, wie er mir sagte, diese Teufel-Nester schon satt habe und der Director in Reval „ejentlich uf ihn warte“. Allein, dem Manne hier sei er auch

noch zu einigem Danke verpflichtet, weil er ihn heute „cavaliermang" tractirt und auch sonst „Manches usjejlichen" habe. Ich wünschte ihm glückliche Reise.

Derlei drollige Figuren findest Du heute kaum mehr. Solch kolossale Unverschämtheit ist antiquirt und man „schneidet" nicht mehr auf als eben nöthig, um die mitgebrachten Recensionen gewisser unparteiischen Organe und Provinz-Lessinge glaubwürdig zu machen. Auch ist die sprichwörtliche Misère eines wandernden Komödianten nicht mehr so herzzerreißend, wie ehedem. Unter der Direction der Frau Amalie Bernard zum Beispiel, die beim „schwarzen Adler" in Klosterneuburg während des vergangenen Winters theatralische Vorstellungen gab, erhielten die Mitglieder je drei Gulden für einen Abend. Gewiß, eine brillante Bezahlung, wenn es nicht in Berücksichtigung des Umstandes geschah, daß vis-à-vis der Klosterkeller sich befindet, der manchen Kunstjünger zu extraordinären Ausgaben verleiten kann.

Aus all dem erhellt, daß sich der Schauspielerstand, im Ganzen genommen, gehoben hat. Wohl saßen hie und da einzelne halb Verzweifelte, die für die untergeordnetsten Fächer sich anboten, oder auch Souffleur- oder Inspicientendienste versehen zu wollen erklärten und keine „Nehmer" fanden. Dagegen gingen langhaarige „Wagner's" stark ab, nach „Lewinsky's" ebenfalls Begehr, „Schöne Helena's" wurden mit achtzig bis neunzig monatlich gehandelt, „Cameliendame" mit fünfundsiebzig notirt. Böhmische Kapellmeister flau, „Blaubart" wenig vorräthig, Anstandsdamen drückten sich bis auf fünfundzwanzig, auch Bobéches wichen, da viel davon am Platze, bis vierzig u. s. w.

Einen etwas deprimirenden Anblick gewährten unter den vielen lustigen, sorgenlosen Gesichtern nur ein paar im Halbdunkel scheu postirte Jünglinge. Man sah es ihnen nicht gleich an, daß sie „Künstler" seien, allein der Pack Theaterzettel, den sie vorwiesen, ließ an der Angabe nicht länger zweifeln. Sie gehörten einer gleichfalls im Halbdunkel der Monarchie wirkenden mobilen Truppe an, die in raschen Zügen längs der Karpathen bis in's Banat vordrang und auf dem Retourwege durch Kärnten, Krain, Steiermark und Niederösterreich erst in der Nähe Simmerings sich auflöste.

Diese Fragmente einer Musterschmiere, die Ueberreste einer Declamationsarmada, die in Luttenberger und Kerschbacher,

Villaner und Karlowitzer Fluthen nicht unrühmliche Siege erfocht und nur auf den Sandbänken bei Schwechat auffuhr, respective in der prosaischen Zone der Müller kein kunstsinniges Auditorium fand, sahen allerdings ein Bißchen trübselig aus. Ich frug sie um ihr Repertoire. Sie huldigten noch der alten Schule und waren nur auf „Pfefferrösel", „Fridolin", „Lenore" und „Wer wird Amtmann?" eingerichtet. „Lenore" gaben sie, wie sie versicherten, besonders schön. Auf einem Zettel stand es auch schwarz auf weiß gedruckt: „Zum Schlusse der Vorstellung erscheinen Wilhelm und Lenore als Gespenster zu Pferde bei bengalischer Beleuchtung." — Dennoch glaube ich, fanden die Aermsten diesmal kein Engagement, wenn sie nicht etwa für das „Herculanum" gewonnen wurden, dessen Principal die disponiblen Kräfte eindringlich musterte.

Engagementslos? Was liegt übrigens daran, wenn's nicht lange währt. Ein Künstler, der ein paar Rollen und sonst noch Grütze im Kopfe und ein paar schwarze Hosen hat, schlägt sich schon durch. Was anders ist's mit einem überzähligen Director. Der lustige Jungwirth, der auch anwesend war, führte mir wenigstens einen Herrn mit den malitiösen Worten auf: „Herr N., Director von N., dermalen vacirend."

Sonntagsschmarotzer.

Naturforscher, Fiaker und Gastwirthe haben sich wiederholt mit der Frage beschäftigt, warum es zu Sommerszeiten meist an Sonntagen regne? Die beiden letzteren Gattungen der Witterungsgrübler waren und blieben natürlich rathlos, Erstere hingegen brachten in ihrer peinlichen Verlegenheit und wissenschaftlichen Begriffsverwirrung, um doch ein paar stichhaltige Gründe dafür aufzufinden, die nicht mehr wegzuleugnende Thatsache mit verschiedenen tellurischen und astronomischen, nach ihrer Ansicht wahrscheinlich gerade wöchentlich wiederkehrenden Erscheinungen in Verbindung, schwatzten von der Einwirkung der Mondesphasen, und obwohl Olbers die abstruse Lehrmeinung längst ad absurdum führte, sogar von der Tagesordnung der Planeten und deren Einfluß auf die Luftmassen.

Lächerlich! Weder die angehäufte Luftelektricität noch sonstige Constellationen sind die Ursache des beinahe normalen Sonntagsregens, sondern — und ich vindicire mir die Entdeckung: der Herr des Erbarmens läßt Sonntags regnen, um — nun, um die armen Sommerparteien auf dem Lande vor der gastlichen Invasion der Städter zu schützen. Das ist mein nicht wegzudisputirender orthodoxer Glaube und ich lasse mir dieses Sonntagsregendogma nicht von hundert Humboldt's mit ihren sogenannten atmosphärischen Gegengründen anfechten.

Wen die Götter mit den dazu gehörigen Mitteln begnadet und dessen Berufsgeschäfte es gestatten, entflieht, sobald der erste Lerchengesang an sein Ohr schwirrt, um seine Lungenflügel nicht mit dem Mehlthau des communalen Sommerstaubes belegen zu lassen und die Nachtheile einer irrationellen Canalisirung nicht direct zu empfinden, hinaus in die würziger duftenden Gefilde, wo das liebliche Grün der Zuckererbsen seine Heimat, und das „Jungschweinerne“ seine Geburtsstätte hat, und lobpreist (vielleicht sogar in einer Jasminlaube) die weise Organisation des Weltalls, welche es ermöglicht, kuhwarme Milch fast an der Quelle beziehen zu können.

Ach, wie sehnst Du Dich, die freundlich süße Gewohnheit des Daseins in Neuwaldegg oder in der Hinterbrühl so recht empfinden zu können und Dein durch „Rigoletto“ und „Traviata“ auf die raffinirteste Weise gequältes Ohr an den unschuldsvollen Melodien des Halters wieder heilen zu können! Wie sehnst Du Dich nach frischem Heu- und Stallgeruch, wenn Du mit Eßbouquet und Patchouli durch sieben Monate krank geräuchert worden; ja wie sehnst Du Dich sogar nach den schmucklosen Expectorationen des ungrammatikalischen Nachtwächters, wenn Du während des Winters ein Dutzend wohlstylisirter Candidatenreden mit den heiligsten Versicherungen liberaler Tendenzen verdauen mußtest! Darum auf und hinaus! Hinaus „in's Grüne“, so bald und so schnell als möglich! Du machst Deine unausweichlichen Abschiedsvisiten, schüttelst Diesem oder Jenem die Hände, sagst das übliche: „Aber Sie besuchen mich doch einmal?“ und machst Dich aus dem „Staube“.

Nun siehst Du; ich weiß, daß Du mit dem obligaten: „Aber Sie besuchen mich doch einmal?“ nichts als eine leere

Redefloskel verbraucht hast, und daß es Dir nicht im Schlafe einfallen würde, diesen langweiligen Gesellen, jenen Vielesser oder gar jenen „zahlreichen Familienvater“ Dir in Deinem Tusculum einzulagern; aber Du vergißt, daß es über alle Beschreibung — naive Naturen gibt, die in ihrer Harmlosigkeit oder in ihrem Selbstbewußtsein die schön textirte Aufforderungsformel wirklich für baare Münze, ja für eine dringende Bitte erklären, Dich nicht zu „vernachlässigen“, und die dann daheim die loyale Gesinnung aussprechen: „Der X. hat mich (oder uns) eingeladen, ihn nur ‚recht oft‘ zu besuchen, ich muß (oder wir müssen) ihm doch an einem der nächsten Sonntage die ‚Freude‘ machen!“ — Da hast Du die Bescheerung! —

Wie bequem und wohlig sitzest Du hierauf eines Tages unter dem schattigen Lindenbaum, den Tschibuk frisch stopfend und Dich auf die „jungen Backhendel“ freuend, mit denen Dein ehelicher Himmel schon in einer halben Stunde geschmückt werden soll. Da bellt plötzlich der Haushund, das Gitter öffnete sich leise und ebenso leise, nur um Dich recht zu überraschen, treten der Herr von Huber und die Frau von Huber herein, gefolgt von der kleinen „Leopoldin'“, dem kleinen Alfred und dem noch kleineren Pepi, dann der Amme, welche den kleinen Franzi am Arme trägt. Der Clavierlehrer der „Leopoldin'“ bleibt bescheidenerweise vorläufig draußen vor dem Gitter stehen, um das Freudentableau von der Ferne zu bewundern.

„Ah — das — ist — schön!“ rufst Du, den Tschibuk bei Seite legend, den allsogleich der kleine „Fredi“, ein „munterer“ Knabe, als Spielobject in Beschlag nimmt, aber das Malheur hat, den Echttürkischen fallen zu lassen, worauf er die einzelnen Stücke verlegen aufliest. „Wirst Du's stehen lassen!“ ruft Frau Huber, nun wohl etwas zu spät — „garstiges Kind, man kann mit Dir nirgends hingehen!“

„Ah — das — ist — schön!“ wiederholst Du nach diesem kleinen Intermezzo die vorgeschriebene Anrede. „Freut — mich — außerordentlich, daß Sie einmal — Wort — gehalten!“ Und nun schüttelst Du dem Herrn von Huber und der Frau von Huber zum Willkomm die Hände, streichelst die kleinen Rangen, begrüßest die Amme u. s. w. und ladst die Sippschaft ein, Platz zu nehmen.

„Nein, nein! das geht nicht!“ entgegnete die Frau von Huber, „wir wollen nicht im Geringsten incommodiren! Sie werden nun bald speisen und da wäre es unschicksam, Sie zu belästigen. Wir wollten ja nur im Vorbeigehen einen kleinen Besuch abstatten und auch der Frau Gemahlin unsere Aufwartung machen, weil Sie so gütig waren, uns ‚so oft schon‘ einzuladen, und dann gehen wir augenblicklich; wir gehen ja auch erst essen, freilich nicht viel, denn, mein Gott! auf dem Lande darf man nicht viel Ansprüche machen, aber, wenn man beim Ochsenwirth nicht schon um Viertel auf Eins eintrifft, bekommt man nichts mehr!“

„Nun“, meinst Du, „auf einen Löffel Suppe werden Sie uns wohl beehren? Mit Viel können wir zwar nicht dienen, weil wir nicht vorbereitet waren — warum haben Sie uns auch nicht geschrieben — —?“

„Ja“, erwidert die sprechgewandte Frau von Huber, „mein Mann wollte Sie überraschen!“

„Sehr schön, sehr schön!“ ist Deine verfl . . . schuldige Antwort. „Aber da draußen steht ja noch ein Herr, gehört er zur Gesellschaft?“

„Ja“, bestätigt die Frau von Huber, „es ist der Clavierlehrer der Leopoldin', der Herr v. Niemetz. Ah, sie könnt' schon recht gut spielen, wenn sie nur möcht', denn der Herr v. Niemetz ist ein tüchtiger Lehrer!“

„Aber so lassen Sie doch den Herrn eintreten“, rufst Du, „er kann doch nicht auf der Straße stehen bleiben!“

„Zu gütig, allzugütig!“ replicirt die Frau von Huber, worauf sie ruft: „Herr von Niemetz! Herr von Niemetz!“ Und die Kinder laufen dem Gitter zu und schreien: „Herr von Niemetz! Herr von Niemetz! Sie sind auch zum Essen eing'laden!“ Und Herr von Niemetz erscheint unter hundert Bücklingen und hundertzehn Entschuldigungen, und Du reichst ihm die Hand zum Gruße und heißt ihn in T...... Namen gleichfalls willkommen. Der Haushund kriecht hierauf knurrend wieder in seine Hütte zurück.

Mittlerweile erscheint Deine Gattin, um Dich zu benachrichtigen, daß gedeckt sei. Sie sieht die unerwartete feindliche Besatzung und wird vor Schreck kreidebleich. Ein Blick von Dir genügt, um sie zu beruhigen.

Gegenseitige Vorstellungen, Küsse und Handküsse ꝛc. ꝛc. Du entfernst Dich unbemerkt auf einen Moment, um der Magd den Auftrag zu geben, schnell sechs Portionen Suppe, fünf Rindfleisch, vier Kalbsraten und vier Backhühner vom Ochsenwirth zu holen. Sodann ersuchst Du die ehrenwerthe Gesellschaft, „abzulegen", warnst den kleinen „Fredi", der mit dem Kettenhund fortwährend kokettirt, ihm nicht zu nahe zu kommen, und nach einem Viertelstündchen, das mit verschiedenen Complimenten über die freundliche Lage des Häuschens ausgefüllt wird, geht es zu Tische.

Das Essen ist „delicat"! wie die Frau von Huber wiederholt bestätigt und beifügt: „Beim Ochsenwirth hätten wir bei Weitem nicht so gut gespeist!"

„Lieber Gott! Man nimmt auf dem Lande ohnehin mit ‚Wenigem' vorlieb — aber diese Wirthe sind selbst auf das Wenige nicht eingerichtet!"

„So ist es!" erwiderst Du. Nach beendigter Mahlzeit führst Du die Gesellschaft im Garten spazieren, die „Lepoldin'" und der „Fredi" pflücken sich je ein „wunderhübsches" Bouquet von Deinen schönsten Rosen und Nelken, und als Dich tödtliche Langeweile über die geistreichen Aperçus der Frau von Huber, die „schon ewig lang auch ein so schönes Landhaus haben und für ihr Leben gern auf dem Land wohnen möcht", erfaßt, schlägst Du in Deiner Seelenangst eine Kegelpartie vor, welcher Antrag mit Freuden acceptirt wird, denn — höre es und verzweifle — „man hat ja Zeit bis halb neun Uhr Abends, weil man die Plätze für den ‚allerletzten' Stellwagen genommen hat!"

Die Kegelpartie ist sehr animirt. Du hast zwar heute keine ruhige Hand, dafür schieben aber Herr von Huber und Herr von Niemetz ausgezeichnet, und als auch diese „Unterhaltung" zu Ende, hast Du an Ersteren einen Gulden achtzig Kreuzer und an Letzteren drei Gulden vierzig Kreuzer zu bezahlen.

Nachdem Du nun auch Deiner Bier- und Käse-, dann Kaffee- und Kuchen-Verpflichtung nachgekommen, rüsten sich die Gäste zur Abreise. Zahllose Danksagungen! Aber es ist etwas kühl geworden. Man ersucht Deine Gattin um einen, wenn auch alten Shawl und ein Paar Halstücher für die Kinder. Auch das noch wird gewährt. Endlich sind sie fort und Du athmest auf. Deine arme

Frau hat jedoch leider die Migräne, Du selbst etwas Kopfschmerz, Euer Sonntagsprogramm wurde Euch gründlich ruinirt und Ihr legt Euch übellaunisch zu Bette. Gute Nacht! — Nach zwei — drei Wochen bringt man Euch (um die Kaffeestunde) die drei Halstücher zurück — den Shawl vergaß man (wie ärgerlich!) und wird ihn dafür an einem der nächsten Sonntage im Vorbeigehen (denn man kommt ja oft in diese Gegend!) „mit Dank" zurückstellen. Später hat man dann wieder einmal ein schmutziges Sacktuch, das die „Lepoldin'" vergessen, abzuholen und so fort bis Ende September.. — —

Der nicht mit Familie belastete Sonntagsschmarotzer, der „gastirende Garçon" ist in gewisser Beziehung noch gefährlicher, denn er ist meist vollkommen unabhängig, hat über beispiellos viel freie Zeit zu verfügen und ist sogar in der Lage, bei Dir zu „übernachten", um Tags darauf mit Dir zu frühstücken. Er ist natürlich ebenfalls von dem Wahne befangen, von Dir nicht nur gern gesehen, sondern Dir beinahe unentbehrlich zu sein, von Dir „wenigstens Sonntags" erwartet zu werden, und fragte man ihn Samstag, was er für den nächsten Tag vorhabe, so antwortet er, sich die Cravatte ordnend: „Morgen ist's nichts mit mir; morgen bin ich vergeben — ich bin geladen — man erwartet mich in Ober-St. Veit!" — Weißt Du etwas davon? Gewiß nicht.

Aber Du bist versöhnlichen Gemüthes und heißest den sich freiwillig bei Dir Einquartierenden sogar herzlich willkommen. Ist er doch über alle Maßen artig und bringt er Dir doch stets eine kleine Neuigkeit, die letzten Course oder ein Flugblatt, eine Brochure, die nur in wenig Exemplaren abgezogen, soeben erschienen und in verwaltungsräthlichen oder anderen Kreisen ungeheures Aufsehen gemacht haben soll, mit. Auch Deine Gattin sieht ihn schließlich — Gewohnheit ist ja unsere Lehrmeisterin, nicht ungern, denn er ist mit Freuden bereit, etwaige Aufträge an die Putzmacherin auf's Prompteste zu erfüllen, auf den Bazar zu abonniren ꝛc. Und wenn ihm ferners selbst Deine Kinder jubelnd entgegenspringen, so hat dies seinen Grund darin, weil sie wissen, daß er aus seinem Paletot eine Bonbonsdüte oder ein Schächtelchen Backwerk hervorzieht und sie darum sich balgen läßt.

All diese kleinen Liebenswürdigkeiten Deines stabilen Sonntagsgastes sind jedoch nichts Anderes als kluge Manöver, taktische Coups, maskirte Attentate auf Deinen Mittagstisch, der das Endziel seiner Mühen ist. Als praktischer Rechner subtrahirt er die Auslagen von den Einnahmen und — der Reingewinn ist ein superbes Diner. Denn, in was bestehen seine Auslagen? Vielleicht in der Bestreitung der Fahrkarte und im Ankauf von drei Loth „Zuckerln" für Deine Kinder. Das sind die reellen Ausgaben; was er sonst noch verwendet, hat nur imaginären Werth, wie etwa: das verbindliche Lächeln, ein paar Anekdoten und die Leistungsfähigkeit im „Handküssen" vis-à-vis den Damen des Hauses. Der professionelle Sonntagsschmarotzer hat es nämlich zu einer unbewußten Virtuosität im „Handküssen" gebracht und wie er Deine Kleinen zur Augenweide der Mutter auf den Knien zu schaukeln versteht, so ergreift er zur Augenweide der Großmama bei jeder nur halbwegs passenden Gelegenheit die Hand Deiner Gattin und drückt in ritterlicher Galanterie die begeistertsten Küsse darauf. Dein Stubenmädchen und die Mägde regalirt er mit „Schönheiten", die er ihnen als „Freund des Hauses" ungefährdet in's Ohr lispeln darf, und Dich selbst endlich belohnt er für die liberale Atzung mit dem Zugeständnisse, daß — Deine Cigarren vortrefflich seien.

Das Geschäft des „Dinerschnorrers" blüht zwar während des ganzen Jahres, aber an Sommersonntagen doch am üppigsten. Er hat demnach noch vor Beginn der Schmarotzersaison die nothigen strategischen Vorkehrungen mit Sorgfalt zu treffen und seinen Feldzugsplan so einzurichten, daß die zu überlistenden Opfer unbewußt und willenlos in seine Falle gehen.

Es handelt sich nämlich vor allen Dingen um deren zweckmäßige Dislocation; es müssen ihnen Sommerfrischen anempfohlen werden, die nicht zu nahe seinem Hauptquartier, der Residenz liegen, da die Concurrenz der übrigen Parasiten zu gefährlich wäre. Er verlegt deshalb die „abzunagenden Familien" an zwar von ihm, aber nicht von den anderen Freibeutern ordinärer Sorte, allzuleicht zu erreichende Punkte, z. B. nach Böslau. Ist es ihm moglich, gleich zwei oder drei Familien an ein und demselben Orte unterzubringen, desto besser, da die Vertheilung seiner Gestionen: Mittagsmahl, Jause und Abendbrot eine leichtere

und er für drei „Visiten“ nur eine Fahrgelegenheit benöthigt. Hat er die Sache im Großen und Ganzen geordnet, ist sie in ein System gebracht, dann beginnt die Attaque. Er kauft sein unentbehrliches Requisit: das Skarnitzel „Zuckerln“ zum Geschenke für die Kleinen — (mit einem Vierting „Weinscharl'n“ kommt er bei ökonomischer Gebarung einen ganzen Sommer aus), studirt die Fahrpläne der respectiven Bahn — und — warst Du je so unvorsichtig, die Eingangs erwähnte Phrase, die eigentlich keine Bedeutung haben sollte, nämlich das unglückselige: „Aber Sie besuchen mich doch einmal?“ hingeworfen zu haben, so bist Du als Opfer in seinem Notizbuche vorgemerkt. Nichts rettet Dich am nächsten Sonntage, als ein ausgiebiger Regen! —

Und so sehe ich denn im Geiste, wie Du Samstag Abends, o Bedauernswerther! mit bebendem Herzen das sternenhelle Firmament betrachtest, höre, wie Du ahnungsvoll Deiner Gattin zurufst: „wenn es morgen schön bleibt, bekommen wir wieder einen Besuch!“ und ich höre Euch Beide, ehe Ihr von Morpheus' Armen umschlungen, Euer Samstagnachtgebet beten, das da lautet: „Gütiger Himmel! laß es morgen regnen . . . regnen . . .“

„Untröstliche“ Witwen.

Man kennt das lustige Märchen von der „trauernden Witwe von Ephesus“, das der, wenn auch etwas frivole, aber eminente Menschenkenner Lafontaine so überaus hübsch erzählt. — Der neugierigen Leserin, welcher die Geschichte vielleicht noch fremd sein sollte, sei in Kürze berichtet, daß eine Witwe über den Tod ihres Mannes so untröstlich wurde, daß sie beschloß, in der Gruft, in der er beigesetzt war — Hungers zu sterben. Wirklich begab sie sich dahin und vollbrachte eine geraume Zeit mit Weinen und Wehklagen um den „Unersetzlichen“. In der Nähe der Gruft war jedoch ein Missethäter an den Galgen geknüpft und ein Soldat stand dabei Wache, damit die Leiche nicht gestohlen würde. Als nun der „rauhe Krieger“ das jammervolle Winseln aus der Höhle vernahm, spürte er nach und kam auf die in Thränen aufgelöste Todescandidatin. Er tröstete die schöne Un-

glückliche. Er rieth ihr von dem aberwitzigen Beginnen ab, er fand schließlich ein willig Gehör, und als mit dem Tröstungswerke eine Stunde verrann und er zu seinem gehängten Verbrecher zurückkehrte, war die Leiche von dessen Genossen richtig gestohlen. Der Tröster der Witwe war nun selbst untröstlich, er war in Verzweiflung, denn sein Kopf stand auf dem Spiele. Da kam die soeben geheilte ex-untröstliche Witwe auf ein einfaches Auskunftsmittel: ihr Mann war todt, was liegt an dem Körper eines Todten? Sie rieth, ihren Mann statt der entwendeten Leiche an den Pfahl zu binden; es geschah, ihr edelmüthiger Tröster war gerettet, so wie sie selbst von dem Wunsche zu sterben bereits gründlich curirt war.

Ich weiß nicht, ob der „Fall" je geschehen, oder nur von einem gewissenlosen Localcorrespondenten zu Ephesus damals erfunden und von Lafontaine später in zierliche Verse gebracht wurde. Ich weiß nur so viel, daß die untröstlichen Witwen der Neuzeit, wenn sie auch gerade nicht unsere Leichen an den erstbesten Pfahl knüpfen, so doch an unserem Grabe nicht Hungers sterben wollen, aber auch gegen die wohlklingenden Worte der allzeit bereiten Tröster meist ihre Ohren nicht ganz verstopfen. Die „trauernde Witwe von Ephesus" bleibt demnach doch ein Warnungsruf für alle sterbenden Ehemänner und zugleich ein, obwohl grelles Signalement der interessanten Species: „untröstliche Witwe".

Dieses im Beginne seines neuen Standes, laut gedruckten Partezettels unglücklichste und laut Inschrift auf dem Grabsteine des „Unvergeßlichen" trostloseste Geschöpf der Erde, das nur in dem Gedanken an das baldmöglichste Wiederfinden im Jenseits, sein thränenreiches Dasein zu fristen, schwarz auf weiß vor aller Welt erklärt, ist, wenn es seinen geliebten und liebenden Ernahrer verloren (ich habe nämlich eine Witwe aus dem besseren Mittelstande im Auge), in der That anfänglich zu bemitleiden. Das arme Wesen! Es wurde ihm „Alles" geraubt, der sogenannte „Himmel auf Erden", und nun steht es vielleicht wirklich allein und verlassen auf der weiten, weiten Welt, die „so kalt und so helle", und es verbirgt sein Antlitz, und ist blind und taub selbst fur die harmlosesten Zerstreuungen und weint aufrichtige, wohlmotivirte Thränen.

Und so vergehen Tage und Wochen und die obligate Trauerzeit naht fast ihrem Ende. Da kommt ihre „Freundin“ — denn so ganz verlassen ist kein Weib der Erde, daß es nicht wenigstens eine officiöse Freundin hätte — und die Freundin versichert, daß der Unglücklichen — das Schwarz so gut stehe. Die Unglückliche lächelt schmerzlich, sie streicht die Locke hinter das Ohr, die ihr zu weltlich dünkt, und wehrt der Freundin ernstlichst, solch frevelhafte Worte zu sprechen. — Dann wirft die Unglückliche im Vorübergehen einen Blick in den Spiegel, einen langen, langen Blick — sie seufzt tief auf, ihr Busen hebt sich und droht das Mieder zu zersprengen, dann sinkt sie an den Hals ihrer Freundin und schluchzt: „Mein guter Ferdinand! Wie liebte ich ihn! Keinen Mann der Welt könnte ich so wieder lieben. . .“

Die Trauerzeit ist vorüber, aber die Unglückliche bleibt in „Schwarz“. Schwarz paßt für ihren Kummer und für ihren Teint. Niemand ist im Stande sie zu trösten, nicht einmal ihre eifrige Freundin, obwohl ihr diese wiederholt — Sperrsitze ins Carltheater angeboten und sie fort und fort animirte, sich zu zerstreuen. Sie sei das ihrer Gesundheit schuldig. Aber die Unglückliche vermag nur zu weinen, Ferdinand ist todt — was kann ihr diese Welt noch bieten?

Und nun tritt ein neuer Wendepunkt in ihrem Geschicke ein. Sie vergaß in ihrer Untröstlichkeit bis jetzt an die Sicherung ihrer Existenz zu denken, sie vergaß auf ihre Zukunft, d. h. auf die Beschaffung der Mittel zur Fristung ihres Lebens bedacht zu sein, und glaubte überhaupt nur vom Schmerze leben zu können. Und jetzt schon klopft, wenn auch erst leise, dann aber immer mächtiger und mächtiger der Mangel an ihre Thüre. Eine fürchterliche Perspective eröffnet sich ihr plötzlich: Noth und Elend in den künftigen Tagen. Noch hält die „Alleinstehende, die Niemandem von ihrem Thun und Lassen Rechenschaft zu geben braucht“, an ihren Grundsätzen fest. Man räth ihr dies und das, sogar mit dem trivialen Auskunftsmittel ist man bei der Hand, die überflüssigen Zimmer zu vermiethen: ein junger Doctor und ein ältlicher frommer Herr wären geneigt, die Wohnung mit ihr zu theilen — aber sie perhorrescirt den Gedanken, mit fremden Männern, und seien diese noch so fromm,

in Gemeinschaft zu leben. Endlich macht man ihr sogar den sublimen Vorschlag, sich — nochmals zu verehelichen. Ein Blick voll tiefer Verachtung ist die Antwort. „Ich, meinem Ferdinand untreu werden? Niemals, niemals, niemals!" Gewiß höchst edel! —

Aber eines Freundes, eines Beschützers, eines Rathgebers bedarf sie doch in dieser Welt von Lug und Trug, voll Gefahren und Kümmernissen. Das sieht sie ein. Eines solchen (natürlich in jeder Beziehung uneigennützigen, aber treuen) Freundes kann sie deshalb auch nicht länger mehr entrathen. Ihre Lage wird immer peinlicher, die finanzielle Deroute, in welcher sie ihr Ferdinand zurückließ, tritt in ihren entsetzlichsten Folgen nun an sie heran. Bisher gelang es ihr, sich durch den Verkauf einiger leicht entbehrlichen Schmuckgegenstände „durchzubringen". Rasch veräußert sie nun auch die überflüssigen Möbel und verläßt endlich, wenn auch mit schwerem Herzen und Thränen in den Augen, die große, ihr so lieb gewordene Wohnung und miethet sich ein kleines, bescheidenes Zimmerchen. Sie will ja so wenig. Ein Plätzchen nur, wo sie ungestört an ihren Ferdinand denken und um ihn weinen kann.

In dieser ihrer, noch immer (es sind bereits ein paar Monate) andauernden „Untröstlichkeit" vergaß sie auf das Dringendste: durch Arbeit einen anständigen Unterhalt sich zu gründen. Ihr ewiger Schmerz ließ sie an die Arbeit und das Arbeiten gar nicht denken. Sie hatte übrigens bis jetzt auch keine Zeit zu arbeiten. Sie ging bald zu dieser oder jener theilnahmsvollen „Freundin", um ihr Herz auszuschütten, und wenn sie da ihr Schälchen Kaffee trank (den sie mit ihren Thränen vermischte) und von ihrem Manne sprach, so vergingen die Stunden, man wußte gar nicht wie. Und an regnerischen Tagen, wo sie nicht ausging und daheimblieb, um über ihre trostlose Lage zu seufzen, da kam eine oder die andere Freundin zu ihr und man trank da den (mit Thränen vermischten) Kaffee und sprach von dem „Seligen". Wer konnte es der Unglücklichen verargen, wenn sie bei derlei Discussionen über die vortrefflichen Eigenschaften des Unersetzlichen an keine Arbeit dachte — zudem arbeitete ja auch keine ihrer Freundinnen.

Bei diesem Freundinnenverkehr ist es natürlich, daß sich der Kreis solcher weiblichen Bekanntschaften immer mehr und

mehr erweitert. Man lernt Frauen kennen, die nicht allein für das Jenseits schwärmen, sondern — selbstverständlich in den anständigsten Formen — recht weltlich gesinnt zu sein pflegen und auch weltlichem Umgange mit dem anderen Geschlechte nicht abgeneigt sind. Auch die unglückliche Witwe verliert allmählich ihre Schüchternheit und fühlt sich sogar sehr erleichtert, als sie eines Tages einem gerade „zufällig" anwesenden pensionirten Major, einem Freunde des Hauses, von ihrer traurigen Lage erzählen kann. Und nun beginnt der zweite Act der Tragikomödie: der „Witwen-Major" tritt auf und greift in die Handlung ein.

Der „Witwen-Major", höre ich meine verehrten Leser fragen, „was ist das für eine Charge?" Darauf erwidere ich, der Witwen-Major ist, wie der „Table d'Hôte-Major", eine im Organisirungsstatute unseres socialen Haushaltes eigens systemisirte Charge. Wie der „Table d'Hôte-Major" die stillkauende Gesellschaft mit Wachstubenabenteuern, schwierigen Wintermärschen, Recrutenanekdoten und den fabelhaften Duellen seiner Lieutenantsepoche zu amüsiren hat, und sein scheinbar schnurriges, in der That aber nur strategisches Erzählertalent wohlweise dazu benützt, die fleischigsten Poulardtheile für seinen Teller zu erobern — ebenso hat der „Witwen-Major" die freundliche Mission übernommen, alleinstehende und hilflose (junge, hübsche) Frauen mit Rath und That zu unterstützen, ihre kleinen Bedürfnisse zu bestreiten, sie zur unumgänglich nöthigen Zerstreuung nach Vöslau oder in's Krapfenwaldl zu führen, und was sonst noch zu den ritterlichsten Pflichten eines Mannes „von Welt" gehört, dem es seine Mittel und viele freie Zeit erlauben, einem schwachen Weibe seinen starken Arm zu leihen.

Der „Witwen-Major" hat, zum Segen der hilflosen Frauen, nämlich meist auch die Mittel, seinem Wohlthätigkeitsgelüste fröhnen zu können. Das Relutum zahlloser erübrigten Fourageportionen, die ihm ein generöses Gebührenreglement bewilligte, kann der edle Menschenfreund nun zum Ankaufe von Seidenmantilles und Schnürstiefletten für verlassene Witwen verwenden, und damit neuerdings den loyalen Satz erhärten, daß der „Staat" eigentlich doch für Alles und Alle sorge. Was die für solche Ritterdienste erforderliche freie Zeit betrifft, so ist be-

kannt, daß die gütige Vorsehung und selbst der strengste Dienst einen Major damit stets auf's Reichlichste dotirten, um wie viel mehr besitzt davon erst der pensionirte Major, der Tag und Nacht seinem Samaritanerwerk obliegen kann. Der Witwen-Major hat deshalb, wenn er die Leidensgeschichte einer Verlassenen angehört, die humane Antwort in Bereitschaft: „Schöne Frau!“ (oder je nach dem Rangsverhältnisse auch: „Gnädige Frau“) „Ihr Schicksal rührt mich. Wenn Sie etwas benöthigen, wenden Sie sich an mich, es wird mir ein Vergnügen sein, Ihnen dienen zu können!“ — Ach, und die arme Frau benöthigt so viel und so vielerlei!

Durch diesen großmüthigen Freund und Beschützer ist sie nun neuerdings der Gefahr entbunden, durch Arbeit und sorgenvolle Thätigkeit sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Ihre einzige Sorge ist jetzt nunmehr die Vervollständigung ihrer Toilette und — den „Freund“ so lange als möglich zu fesseln. Der aber verläßt sie nach längstens dreiviertel Jahren, um seine Trösterpflichten bei anderen Untröstlichen fortzusetzen. —

Und nun beginnt der dritte Act des Dramas. Die abermals Verlassene, die das so angenehm wie natürlich fand, daß sich ein starker Mann ihrer, des schwachen Weibes, erbarmte, die selbst dem Bilde ihres „unvergeßlichen“ Mannes in die Augen zu sehen lernte, obwohl sie dem Freunde wärmer, als sich's für einen Freund gebührt, die Hand drückte, hat es bereits verlernt, im Kampfe des Lebens ohne „Beschützer“ zu bleiben, und die Stimme ihres besseren Ich so rasch erstickt, daß sie nicht länger ansteht, die Beschützer nun selbst zu suchen. Sie findet sie. Es gelingt ihr, manchen der Freunde ein volles Vierteljahr zu interessiren, und ehe wieder ein Jahr um ist, hat ihr Gedächtniß mehr Freunde aufzuzählen, als sie ihrem Manne Eide geschworen, ihm treu zu bleiben.

Aber, wie sie selbst gesteht, ist sie ihrem Manne im Herzen ja nicht untreu geworden; sie liebt ihn noch immer wie einst und hat nie einen andern Mann geliebt. Ihren Freunden und Beschützern ist sie nur dankbar für die vielen Beweise ihrer Güte — weiter nichts. Sie ist nur namenlos unglücklich. Die Noth hat sie gezwungen, dem jeweiligen Schutze irgend eines Freundes sich anzuvertrauen, hätte sie irdische

Glücksgüter, hätte sie Vermögen, sie würde die Männer sammt und sonders hassen und sie verachten, aber so ist sie nur ein hilfloses, alleinstehendes Weib, das, zu schwach zur Arbeit, fremder Beihilfe bedarf . . .

So belügt sich die Bedauernswerthe selbst. Und wenn sie an gewissen Tagen des Jahres an dem Grabe ihres unvergeßlichen Mannes kniet und die Inschrift liest, die den Schmerz der „untröstlichen Witwe" verkündet, da überzieht keine Schamröthe ihre Wangen und es fällt ihr auch nicht ein, sich ihres Leichtsinnes und ihrer begangenen Fehltritte wegen anzuklagen — sie klagt nur ihr Geschick an, das eine Kette von Täuschungen und unverschuldeten Unglücksfällen sei.

Manche dieser sogenannten Schicksalsopfer erhalten sich auf der Oberfläche und wissen wenigstens den äußeren Anstand zu bewahren. Einigen gelingt es sogar, sich durch die „Poesie des Witwenstandes" zu idealisiren und sich eine romantisch gefeite, Achtung gebietende sociale Position zu erringen. Viele sinken jedoch bis an den Abgrund sittlicher Corruption, sie begannen als Zimmervermietherinnen für Studenten und endeten als Zimmervermietherinnen für — das andere Geschlecht. —

Was ich mit dieser ernsthaften Schilderung bezwecken wollte? Theils ein kleines Musterbild bringen von der sprichwörtlichen Arbeitsscheu gewisser „unglücklichen" Witwen, anderseits aber auch zeigen, daß es mit der angeblichen „Untröstlichkeit" nicht gar so arg sei, und daß bald getröstet ist, was sich trösten lassen will. Oder begehe ich etwa einen einen statistischen Lapsus, wenn ich behaupte, daß unter hundert „untröstlichen Witwen" $66\frac{2}{3}$ Percent als sattsam getröstet herumwandeln? Ich will den Dr. Glatter fragen.

Zwei Freikarten.

Nicht einmal die schwarzen Blattern können solch Unheil und solche Verwirrung in einer sogenannten „armen Familie" anstiften, als — zwei Freibillete zu irgend einem „geschlossenen" Ball. Es gehört demnach nur ein Zug Neronischer Grausamkeit und Windischgrätz-Haynauischer Brutalität dazu, an

Leute, denen es sozusagen an allen Ecken und Enden fehlt, die Zumuthung zu stellen, die theuren Freuden des parquetirten Paradieses, in welchem etwa auch noch einer der „Sträuße“ die Schlange spielt, zu kosten, und sie zu Opfern nöthigen, an die sie ohne das Danaergeschenk der verführerischen „Freibillete“ all ihr Lebtag nicht gedacht hätten.

Nehmen wir ein Beispiel. Du bist so unvorsichtig, oder vielmehr rücksichtslos, einen Deiner Jugendfreunde und Studiengenossen, dermaligen „armen Teufel“, den Amtsauscultanten X., bei einem zufälligen Zusammentreffen und nach der stabilen, an Dich adressirten Faschingsfrage: „Nun, schon viel getanzt?“ und nach dem gleichfalls permanenten Stoßseufzer eines obligatorischen, abgehetzten Ballreporters — nun selbst zu fragen, ob er vielleicht einen Ball besuchen wolle, und händigst ihm unter Einem ein paar Karten ein, mit der Versicherung, daß es „dort“ außerordentlich hübsch sein werde. Der Andere nimmt dankend und freudigen Auges die Gabe an und Du entfernst Dich, unbekümmert um das fernere Geschick Deines nun in tausend Nöthen befindlichen Freundes, nicht ohne ihm auch noch die landläufige Phrase nachzurufen: „Grüß mir Dein liebes Weibchen — und unterhaltet Euch Beide recht gut!“

Ehrlich gesagt, wie schlecht ist es von Dir, so brave und ordentliche Leute in's Unglück zu stürzen, und wie wenig unterscheidest Du Dich von dem geschichtlichen falschen Freund Jago, der die notorisch „gute Haut“, den Herrn General Othello, auf Dinge aufmerksam machte, auf die dieser bei seiner aufreibenden strategischen Beschäftigung und stadtbekannten Naivetät wohl nie gekommen wäre, aber — einmal in Kenntniß des Ungeahnten, in namenloses Elend gerieth. Freilich that Jago das Seinige nach einem teuflischen, wohl angelegten Plane, während Du nur unüberlegt gehandelt, allein, daß Du Deinem Freunde ebenfalls Gift in's Ohr geträufelt und den Aermsten ebenfalls hilflos stehen läßt, das macht Dich und Deine That ebenso verwerflich, wie das Gebaren jenes venezianischen Fähnrichs.

Hilflos? Jawohl, denn zwei Freikarten zu einem „eleganten Ball“ sind hier Nichts und Alles. Sie sind in ihrem nominellen Werthe Nichts im Vergleiche zu den endlosen kostspieligen Bedürfnissen einer Familie, die für einen Ball nicht „hergerichtet“

ist, und sie sind Alles, um die schmerzlichsten Scenen im Gefolge zu haben und vielleicht sogar den ehelichen Himmel zu trüben. Wenn Du nun als Versucher in solche Kreise trittst und die Lockspeise, die Brosamen zweier Eintrittskarten, auf den leeren Tisch legst, so wäre es eigentlich Deine verdammte Schuldigkeit, die unabweislichste Menschenpflicht, Deine kümmerlichen Gaben zu ergänzen und Deine Schützlinge insofern in Schutz zu nehmen, daß Du ihnen keine unerschwinglichen Lasten auferlegst, vielmehr die „Ball-Onera“ selbst trägst, mit anderen Worten: das Fehlende vom Claquehut bis zu den Lackstiefletten, von der Coiffure bis zu den weißatlassenen Ballschuhen sammt allen übrigen Toilette-abgängen und costümlichen Deficiten, nebst dem üblichen Fiaker in und vor das Haus stellst, und schließlich sogar für die kleinen Ballexpensen, wie Souper, Garderobe- und Sperrgeld ꝛc. ꝛc., ein approximatives Pauschaule bewilligst, Alles nur, auf daß Deine Protegés zu keinen unpräliminirten, unbedeckten — unrefundirbaren Auslagen verleitet würden. Thust Du dies nicht, so werden Deine zwei kärglichen Freikarten für die Beschenkten zu zwei Vesicatorien, die ihnen in dem mühselig geordneten Budget vielleicht für ein ganzes Jahr und darüber, die brennendsten Blasen ziehen.

Fast zehn Jahre sind es, daß die Gattin unseres Concept-märtyrers keinen Ball besuchte und in keinem Seidenkleide paradirte. Letzteres geschah überhaupt nur einmal, als sie nämlich dem „kleinen Beamten“ mit den großen Hoffnungen die Hand reichte, der die Schwüre seiner ewigen Liebe mit den Versicherungen einer „demnächstigen“ Gehaltsaufbesserung oder unzweifelhaften Statusregulirung zu versüßen wußte. Ach, von all diesen melodisch klingenden Gelöbnissen erwiesen sich nur die Betheuerungen einer perpetuirlichen Zuneigung für seine angebetete Emma als echt, das Uebrige verschwand in nebelhafter Ferne oder tauchte als trügerische Fata Morgana in den Coupletstrophen der Localpossen und Volkssänger sporadisch empor. Das Pärchen befand sich deshalb — der Diätenclasse angemessen, nicht im Ueberfluß, es lebte „schlecht und gerecht“, und als gar des Himmels Segen in Folge einer Reihe von fruchtbaren Jahren die Stube bevölkerte, da war selbstverständlich Schmalhans Küchenmeister und es verging den Leuten sowohl die Lust nach einem Balle, als der Ge-

danke, in einer rauschenden Seidenrobe einherzustolziren. Man blieb hübsch im Kattunkleide.

Nun naht der Versucher mit den zwei Ballkarten. Während die Suppe aufgetragen wird, langt sie der Glückliche aus seiner Tasche und legt sie seinem Weibe auf den Teller. „Da sieh' mal, was ich bekommen! — Das soll heuer der glänzendste Ball der Saison werden. Emma! wie wär's, wenn wir die Geschichte mitmachten, ich möchte für mein Leben gern wieder einmal mit Dir tanzen!"

Wie das so unverfänglich aussieht, wie sich das so lieblich hört! Wieder einmal mit ihr tanzen! Für sein Leben gern! Und die Möglichkeit ist ja vorhanden, die Ballkarten sind da, man braucht sie nur zu benützen. Aber die Angeredete ist klüger als der Redner; sie nimmt wohl die zwei lithographischen Prachtexemplare in die Hand, sie liest und liest und in ihrer Seele dämmern holde Erinnerungen auf und ihre Wangen überzieht eine leichte Röthe, aber sie schüttelt sanft das Haupt und erwidert mit einem fast wehmüthigen Lächeln: „Freilich kann es schön werden, aber . . . aber für uns ist es nicht!" —

Jetzt ist Feuer im Dach. Der Refusirte umgürtet sich mit dem ganzen Stolze seines k. und k. Beamtenbewußtseins, schnellt vom Sessel empor, wirft den Kopf in die Höhe und fragt in leidenschaftlicher Erregung: „Warum ist das für uns nicht?" – „Weil es nicht paßt!" – „Warum paßt es nicht? Hab' ich mich vielleicht zu schämen? Nehme ich nicht, wenn auch nur eine bescheidene, so doch eine geachtete Stellung ein? Bist Du nicht immer noch ein hübsches Weib? (Sie erröthet und schüttelt abermals das Köpfchen.) Was heißt das also: Es paßt nicht für uns? Aber so bist Du! Wenn ich Dir eine Freude bereiten will, so weisest Du sie kalt zurück. So ein schönes Fest! Tausende würden sich glücklich schätzen — uns kostet es nicht einmal einen Heller . . ."

„Karl, sei kein Kind und überlege, was Du sprichst! Weißt Du, was zu einem Balle gehört? um nur halbwegs —"

— „Was zu einem Balle gehört? Nun? Was gehört denn dazu? Hast Du nicht Dein blauseid'nes Kleid? Hast Du nicht . . ."

— „Was habe ich sonst noch? Nichts! —"

Nun merke es Dir, freundlicher Leser und nachsichtige Leserin: Ein seidenes Brautkleid oder ein schwarzer Frack in

dem Depositorium eines kleinen Haushaltes wird stets zum Unheil, wie das goldene Vließ in Jason's Haus; das vermeintliche Prachtstück wird zum Verhängniß, denn es wird immer und immer wie Banquo's Geist citirt, man weist erforderlichen Falles immer, wie auf einen noch unbehobenen Schatz, nach dieser Hilfsquelle, aber — ziehst Du das Kleinod an das Tages-, respective Abendlicht, so fühlst Du Dich innerlich zerschmettert ob Deiner äußerlichen Niederlage.

Auf das kleinmüthige „Nichts", mit dem die arme Frau ihre peinlichen Geständnisse schloß, folgt eine drückende Pause. Die Suppe ist kalt geworden und bleibt unberührt. Auch die folgenden „Gänge" werden nicht beachtet, nur die Kleinen werden in Eile abgefüttert, die streitenden Parteien jedoch zeigen eine gänzliche Appetitlosigkeit. Wie thöricht, sich die Mahlzeit, zweier Freibillete wegen, zu verderben und Zwietracht in's Haus zu bringen. Aber die Debatte ist noch nicht beendet. Der mit Blindheit geschlagene Gemahl, in den plötzlich der Ballteufel gefahren, und der nun mit großen Schritten das Zimmerchen durchmaß, oder mit schweren Seufzern in den Schlafsessel sich warf, meldet sich abermals zum Wort und wiederholt wie der unermüdliche Cato seinen Antrag.

In dieser verzweifelten Lage greift die Gepeinigte zu einem verzweifelten Mittel und richtet, wenn auch im herzlichsten Tone, die vorwurfsvolle Frage an den Peiniger: „Ja, bist denn Du in All und Jedem für einen so glänzenden Ball — vorbereitet?" Das ist Oel in's Feuer! „Was vorbereitet?" schallt es von der anderen Seite. „Hab' ich nicht meinen schwarzen Frack, der noch . . . genug, ich will's und nun kein Wort mehr!" — „Noch Eines, was ist's mit den Kindern?" — „Die wird die Großmutter hüten!" — Damit sind die Amendements erschöpft, die Debatte ist geschlossen und es bleibt jedem Einzelnen überlassen, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Ach, die Vorbereitungen! Das ist's ja eben, was die Lücken erst recht sichtbar werden läßt und die Betreffenden mit ungeahnten, selbst geschaffenen Sorgen erfüllt.

Nun gibt's in dem kleinen Haushalt alle Hände voll Arbeit. Das bewußte blaue Seidenkleid, das als Unicum der Gattung fast melancholisch in der Commode hing, wird hervorgesucht.

Trübseliger Anblick! Form und Schnitt und Aufputz sind für heute ein schreiender Anachronismus, zudem ist die Farbe so abgestanden, so verblaßt, so glanzlos. Auch der Frack, der dem Grabe des anderen Schrankes entsteigt, erscheint in seinem Baue wie eine Reliquie aus längst entschwundenen Zeiten, ja untergegangenen Jahrhunderten, aber er erhärtet auch zugleich durch die fremdartigen Conturen der Schöße die Lehre von dem Unbestand alles Bestehenden, d. h. der Wandelbarkeit und des raschen Umschlages irdischer Moden. Diese beiden ehrwürdigen Hochzeitstrophäen sind nun die Grundpfeiler, auf denen der fabelhafte Aufbau der tadellosesten Balltoilette fortgeführt werden soll. Aber das weitere Material fehlt und man wäre mit seiner Weisheit beinahe zu Ende, wenn nicht zum Glücke plötzlich zwei rettende Gedanken die angsterfüllten Köpfe erleuchteten, welche Jedes für sich und im Stillen auszuführen gedächte, und zwar: Ein Rundgang zu Freundinnen und — ein kleines Anlehen.

Gedacht, gethan. Freundinnen sind in gewissen Angelegenheiten noch immer die beste Ressource. Sie plaudern wohl gerne das heimliche Anliegen aus, und trätscheln auch gerne und bringen Einen in die weitesten Mäuler, aber dieses bescheidenen Vergnügens wegen helfen sie auch gern, wo es zu helfen gibt, und hier war Hilfe in der that dringend nöthig. Und so machte sich denn die erzwungene Ballcandidatin mit klopfendem Herzen auf den Weg und machte hier eine Visite und dort, und allüberall war man der seltenen Erscheinung wegen überrascht, und es gab Küsse ob des endlichen Wiedersehens und Fragen tausenderlei Art. Aber der schlechten Schauspielerin merkte man es auch zugleich an, daß sie ein Anliegen im Hinterhalt habe. Und als sie so verlegen um sich blickte und fast zitterte, da drang man in sie, in die Jugendgespielin, zu gestehen, mit was man ihr dienen könne.

Auf solch liebreiche Fragen war eine Beichte natürlich. Und so unterbreitete denn die arme Frau seufzend die textlich stereotypirte allerunterthänigste Bitte: ob es nicht möglich sei, ihr — da sie mit ihrem Manne irgendwo geladen, und da die Anschaffung für ein Vergnügen von einigen Stunden für sie doch zu kostspielig wäre, mit dieser oder jener Kleinigkeit aus dem reichen Repertoire der Toilettegegenstände der glücklicheren

Freundin auszuhelfen. Mit Freuden! lautete überall die Antwort und man kramte seinen Besitz aus. Und so wurden denn hier eine seidene Mantille und dort eine Schleife und einige Bänder, hier ein Blondhäubchen und dort ein Paar Atlasschuhe, hier ein Batisttuch und dort Ohrgehänge u. s. w. u. s. w. als freundschaftliches Darlehen unter Küssen und Händedrücken in Empfang genommen, und die Beladene entfernte sich, verwirrte Danksagungen stammelnd. Die Freundinnen jedoch beeilten sich allsogleich, gegenseitige Visiten abzustatten, es gab ein Gelaufe und Zischeln, wie schlecht es der Emma seit ihrer Verehelichung gehen müsse, weil sie nicht einmal solche Kleinigkeiten sich anschaffen könne, und wie unerklärlich es sei, daß „derlei Leute“ doch noch einen Ball besuchen mögen. Freund X. hingegen schloß mittlerweile zur Bestreitung der currenten Auslagen und Ergänzungen seiner Toilette das Anlehen ab: dreißig Gulden auf sechs Monate, zu zwölf per mese, mit dem Giro zweier Collegen und dem Gehaltbogen als Pfand.

So kommt denn der von einer Seite heißersehnte, von der anderen gefürchtete Ballabend heran. Ein frugales Abendbrot sollte nicht nur die Grundlage, es sollte vielmehr die vollständige Wegzehrung und die complete Verköstigung der zwei Balllaien sein. Und es war es auch. Die Kleinen sitzen staunend bei Tische, ob der fremden Herrlichkeiten, die seitwärts ausgebreitet liegen und von der erfahrenen Großmutter kopfschüttelnd geprüft werden. Endlich naht die entscheidende Stunde. Man kleidet sich schweigend an. Nur der Herr Gemahl intonirte zeitweilig einige Flüche über dieses oder jenes mesquine Knopfloch oder eine fatale Falte im Hemde, das nicht von Battist ist. Man ist fertig. Emma sieht nach der Versicherung ihres freudestrahlenden Karl „zum Küssen schön“ aus, und er applicirt ihr auch zur lauten Bekräftigung seiner Lehrmeinung ein paar innige Küsse. Auch die Kinder sind der Bewunderung voll und betasten mit rührendem Stolze das herrliche Seidenkleid. Der Wagen fährt vor. Es ist der Neunhundertneunundneunziger, mit dem Karl schon seit fünf Tagen unablässig unterhandelt, der aber schließlich doch eingewilligt, für sechs Gulden die Nacht zu opfern „obwohl der Habern so theuer und a Viechkälten is“. Nun kommt es zu den endlosen Umarmungen, der Einschärfung der

Vorsichtsmaßregeln wegen des Lichtes, der nöthigen Instruction über die etwaigen nächtlichen Bedürfnisse der Kleinen, und sonstige leicht mögliche Vorfallenheiten, und man entfernt sich, wobei sich Emma die Augen trocknet. Beim Thore angelangt, erinnert sich Karl, die verhängnißvollen Karten im Kasten liegen gelassen zu haben, eilt über die finstere Stiege zurück, stößt sich den frisch gebügelten Hut an dem Mauerwerk ab, flucht nochmals über sein Mißgeschick, worauf endlich die mühevolle Expedition von Statten geht. Ohne ein Wort zu sprechen, langt man am Orte der Bestimmung an.

Hundert Wagen halten längs einer weiten Strecke bis zu dem festlich erleuchteten Thore. Frostdurchbebt, gelingt es dem Pärchen vorzufahren, man steigt aus und schreitet einigermaßen zaghaft über die mit kostbaren Blumen reich geschmückten Stufen empor. Man legt die winterliche Umhüllung ab und tritt in den Vorsaal, wo das Ballcomité in vollständigster „Ausschußwichs" die Ankömmlinge empfängt und sie mit kritischem Auge mustert. Bestehen sie vor diesem unerbittlichen Areopag? Karl, momentan consternirt, hat die feierliche Stimmung wieder gefunden, er tritt festen Schrittes, sein „wundersauberes" aber zitterndes Weibchen am Arm vor, man verneigt sich und sie sind im Saale. Ach, warum so plötzlich! — —

Den Beiden flimmert es vor den Augen. Der ungewohnte Glanz der zahllosen Flammen blendet sie, das Parquet ist spiegelglatt und die Blicke der Anwesenden bohren sich wie Dolche in ihr Inneres. Nicht um ein Königreich hätten sie es gewagt, durch die Mitte des Saales zu schreiten, sie biegen unwillkürlich seitab und schleichen mit vorsichtiger Bedächtigkeit an den Pfeilern vorüber, nach einer traulichen Nische, froh, hier ein Plätzchen zu finden, wo sie möglichst unbemerkt und unauffällig die „Freuden einer Ballnacht" genießen können. In diesem Asyle sitzen sie lautlos eine geraume Weile.

Der Cotillon beginnt. Karl erhebt sich und ergreift die Hand seiner Gattin. Sie zaudert, aber er ermuthigt sie und sie postiren sich in den aufgestellten Reihen. Das Pärchen benimmt sich etwas ungelenk und dankt innerlich dem lieben Himmel, als die schwirige Production ohne gar zu grelle Unglücksfälle zu Ende ist. Nun promenirt man im Saale, unser Paar natürlich

hübsch bescheiden an den Seitenwänden. Welche Pracht, welcher Glanz, welche schimmernden und flimmernden Toiletten! Unbeachtet wandeln die Zwei an den schön geputzten weiblichen und männlichen Notabilitäten vorüber und haben auch Gelegenheit, den üblichen „Kranz reizender Damen“ zu bewundern. Keine Seele bekümmert sich aber um die Beiden, Niemand spricht mit ihnen, nur ein Aufwärter beginnt mit Karl ein ziemlich familiäres Geplauder, bis ihm dieser den Rücken kehrt. Nun fällt ihr Blick in den Spiegel. Sie ordnen sich Dies und Jenes und haben Muße, auch sich zu bewundern. Wie kommt es, daß sie plötzlich keinen Gefallen an sich finden? Ihre Toilette ist zwar nicht, wie der triviale Wiener Ausdruck lautet, „schofel“, aber so unleidlich ... antiquirt, so „unzusammengehörig“, so sehr das Gegentheil von dem, was man „brillant“ nennt, ja eine innere Stimme sagt ihnen sogar, daß die Geschichte etwas „zusammengestoppelt“ aussähe.

Da fühlen sie sich mit einem Male gedemüthigt, sie fühlen sich vereinsamt und fühlen, daß sie nicht hieher gehören. Es dünkt ihnen, als ob die Genesis jedes einzelnen Stückes, das sie am Leibe tragen, allseits verlautbart wäre, und selbst das Kainszeichen der zwei „Freibillete“ wie ein Brandmal auf ihre Stirne gedrückt sei. Mit einem verständnißinnigen Blicke und ohne vorherige Verabredung theilen sie sich nun ihren einzigen Wunsch mit und der lautet: „Gehen wir!“ Und sie gehen ...

Es war eine langweilige Heimfahrt. Schweigend und in sich gekehrt saßen die Beiden im Fond des Wagens und hüllten sich fröstelnd in ihre alten Mäntel. Zu Hause angelangt, seufzten sie auf, als ob ihnen ein Centnergewicht von der Brust genommen wäre, und sie waren überglücklich, Alles in bester Ordnung zu finden. Die Kleinen schliefen nämlich den gesundesten Schlaf und die brave Großmutter saß bei dem flackernden Oellämpchen und las im — Telemach. „War es schön?“ frug die Matrone. „Sehr schön!“ war die Antwort, worauf sie sich schweigend entkleideten und zu Bette begaben.

Ob sie schlafen konnten? Ich glaube nicht. Vielleicht fühlten sie erst jetzt das kleine Fiasco, das sie erlebt und sich selbst geschaffen, jedenfalls aber, daß die zwei Freibillete der Mühe und Opfer und Selbstdemüthigung nicht werth waren, und daß

sie bei einigem Nachdenken ein paar Wochen lang an einem „Gemüthskatzenjammer" zu laboriren hätten. — Nun, „edelmüthiger" Leser, sei denn Du so barmherzig, „derlei Leuten" keine „Freibillete" zu geben, besonders solchen nicht, die nicht so klug sind, sie weiter zu verschenken oder — lächelnd ad acta zu legen.





V.

Wiener Blut.

Unsere Lehrbuben.

Nach meinem Dafürhalten gibt es in Wien doch nur zweierlei Nationalitäten in der bloßfüßigen Diätenclasse des vielköpfigen Lehrbubenstandes: den „reinen“ Czechen und das unverfälschte „Wiener Blut“. Alle übrigen Völkerstämme und Racen des gemeinsamen Vaterlandes sind in dieser vielgebeutelten Menschenbranche in Wien nur sporadisch vertreten, denn mir wenigstens ist beispielsweise auf dem hiesigen Pflaster noch kein illyrischer oder polnischer Lehrbub' begegnet und ich hörte auch bisher nur die zwei (übrigens gleich unnachahmlichen) Idiome aus Czaslau's oder des Alserbachs Revieren, wenn in einer bewegten Debatte den Betreffenden „lange Reden von den Lippen flossen“. — Nebst diesen zwei Hauptsprachen des Christenlehr-Publicums wird freilich noch ein Separatdialect, nämlich von den acclimatisirten jugendlichsten Czechen das Nothdeutsch, vulgo „Böhmakeln“, als Umgangssprache für Röhrbrunnen und Greißler in Anwendung gebracht; allein diese Versuchsgermanen gravitiren doch wieder nach der weitläufigen Nation der „Wenzelsbrüder“ und ich halte deßhalb an meinem culturhistorisch-statistischen Dogma fest, daß es in Wien nur zweierlei Lehrbubengattungen gibt: den „böhmischen Buben“ und das „Wiener Kind“.

Diese Nationalitätenscheidung ist nicht ohne Wichtigkeit, weil sie die Doppelnatur des hiesigen Lehrbuben erläutert, und nicht

nur zur Charakterisirung der einzelnen Individualität und der heterogensten natürlichen Anlagen dient, sondern auch manche Räthsel des öffentlichen Verkehrs und der Werkstätte löst.

Schon die oberflächliche Bezeichnung „Lehrbub“ (im Schöndeutschen: Lehrling oder Lehrjunge) versinnlicht den Begriff und läßt uns eine Species zweibeiniger, mit menschlichen Neigungen und Bedürfnissen, ja selbst mit allgemeinen menschlichen Fähigkeiten ausgestatteter Geschöpfe ahnen, welche theils als Novizen des Knieriems, theils als Eleven der Hobelbank oder des Bügeleisens, oder als Prakticanten des „Malterschaffels“ u. s. w. in die ersten Geheimnisse ihrer respectiven Profession einzuweihen sind, bevor sie als reif erklärt werden, um z. B. für einen Buckeligen einen Frack anzumessen oder sonstige gewerbliche Meisterstücke zu vollenden.

Der „Lehrbub“ wäre deshalb eigentlich nur ein Geschäftszögling und seine Aufgabe die: durch eine bestimmte Anzahl von Jahren sozusagen an den Brüsten der Zunftweisheit zu saugen und die Offenbarungen des Zuschneidens ꝛc. unter der „leitenden Hand“ des kundigen Gesellen in sich aufzunehmen, mit einem Worte: die Grundzüge der erwählten Fachwissenschaft auf dem Dreifuß oder „Werkelbank“ zu studiren. Das wäre nun, wenn auch gerade nicht amüsant, so doch nicht um verzweifeln zu müssen, oder sich mittelst einer Rebschnur oder eines Sprunges vom Schanzel aus in ein besseres Jenseits zu befördern; aber die Mission des Wiener Lehrbuben ist eben eine ganz andere.

Es geht die sinnige Volkssage, daß einst der Teufel, als er am ungeberdigsten gewesen, nahe daran war, verurtheilt zu werden, sein wohlgeheiztes Domicil verlassen zu müssen und in irgend einer Gestalt ein Jahr lang in diesem frostigen irdischen Jammerthale zuzubringen. Der geängstigte Teufel bat nun mit aufgehobenen Händen um die eine Gnade, wenigstens nur nicht als „Fiakerpferd“ oder „Wiener Lehrbub“ seine Strafzeit verbüßen zu müssen. Dieser hübsche Mythos erklärt zur Genüge das Los des Wiener Lehrbuben.

Der „Wiener Lehrbub“ ist nämlich meist alles Andere, nur kein Lehrling in seinem Geschäftszweige, und theilt mit dem ihm assimilirten Mitgeschöpfe, dem Fiakerpferde, das Geschick, bei schlechter Kost fortwährend auf den Füßen sein zu müssen und

unabläßig — geprügelt zu werden. Seine Lehrzeit umfaßt deshalb eigentlich nur das Studium, welche Nationalitäten unter seinen Vorgesetzten und Gesellenchefs ausgiebiger zu „beuteln" verstehen, und ob das „Kopfstückel" eines wüthenden Hannauers intensiver wirkt, als der Rippenstoß eines Breslauers, oder ob der Puffer eines besoffenen Lippe-Detmolders mehr schmerzt, als die „Backpfeife" eines grollenden Thüringers. Der Wiener Lehrbub hat, wenn die Vorlagen seiner Tagesordnung erschöpft und er auf dem Dachboden, in einer Kellerspelunke oder einer Küchenstellage, für ein paar Stunden auf einer Strohmatratze das Nachtlager aufgesucht, die Tags über gemachten Erfahrungen überdenkt, und die abermals gewonnenen Resultate dieses Lehrplanes nachzählt, einen in seinen Details zwar bunten, in seiner Hauptsache nach aber doch einfachen Ueberblick: zwanzigmal bei den Ohren, zehnmal bei den Haaren gerissen worden, einundzwanzig Ohrfeigen, darunter sechs doppelte, vierzehn Faustschläge in's Genick, fünf Fußtritte ꝛc. ꝛc. erhalten. Schlußergebniß: Wieder nichts gelernt, aber viel geprügelt worden! —

Die Beschäftigung des Wiener Lehrbuben ist nämlich eine vielseitige und abwechselnde. Er hat früh Morgens beim ersten Hahnenruf die Milch für die „Herrschaft" und den Schnaps für die Gesellen zu holen, er hat Holz zu spalten, Stiefel zu putzen und ähnliche kleine Proben seiner Anstelligkeit und Brauchbarkeit abzulegen. Später holt er nochmals Schnaps, dann Schnaps und Speck, aber während er mit der Gesellenverproviantirung noch vollauf beschäftigt, und eben mit einem, unter der Primsenkäs-, Würstel-, Schusterlaibl- und Bierkrügllast ächzenden Tragbrette in die Werkstätte tritt, erhält er schon unter der Thüre von der keifenden Meisterin eine „Dachtel", der ein Duplicat des Meisters folgt, weil der „faule Mistbub" nirgends zu finden gewesen, und die zwei jüngsten Sprößlinge des Lehrherrn, die ganz der Obhut des Vielumworbenen anvertraut sind, bereits ihr schreiendes Morgenconcert begonnen hatten.

Nun legt er die Rolle des Frühstückganymeds zurück und tritt in das ältere Charakterfach des Kindsweibes über. Er hat den einen plärrenden Nachwuchs auf den Armen zu schaukeln und den anderen noch in der Wiege befindlichen mit dem Fuße zu „hutschen". Aber die kleinen Sänger beenden ihre schmetternden

Solfeggien leider nicht. Dem geplagten Ajo rinnen die hellen Schweißtropfen über die Stirne, er schaukelt und hutscht und hutscht und schaukelt, ja er beginnt in seiner Herzensangst sogar ein Wiegenlied zu präludiren, oder auch ein Couplet der Ulke, das er vom Altgesellen gehört, aber es hilft nichts, seine ebenfalls schon hungerigen und durstigen Zöglinge schreien aus Leibeskräften fort, bis die erzürnte Meisterin aus der Küche in's Zimmer stürmt, und dem ungeschickten Burschen, der die Kleinen so lange schreien läßt, ein paar tüchtige Kopfstückeln versetzt.

Nun beginnt das Stiefel-Intermezzo. Die die Schule besuchenden Kinder erheben ein Höllenspektakel, weil ein Stiefel oder ein Schuh noch nicht gewichst sei. Der Meister hört die schwere Anklage, er findet, daß hier nur die Bosheit des faulen, nichtsnutzigen Schlingels den schlimmen Streich gespielt, er ergreift das corpus delicti, den ungeputzten Stiefel, und schlägt ihn dem Verbrecher ein Vierteldutzendmal um den Kopf, worauf erst die normale Züchtigung auf der Reversseite des Märtyrers executirt wird.

Das ist so die Ouverture zu dem Tagesdrama eines „ordentlichen“ Wiener Lehrbuben. Es ist nun möglich und hoffentlich sogar wahrscheinlich, daß Einzelne einer sanfteren und delicateren Behandlung sich erfreuen oder erfreuten, und nicht einmal zu der üblichen, fast legalen „Auffrischung des Haarbodens“ condemnirt werden oder wurden — aber die Mehrzahl dieser (freilich schmutzig) weißen Sclaven, dieser Opfer eines barbarischen Werkstatt- und Küchen-Reglements hat diese Prügelschule unstreitig durchzumachen. Denn es gibt Meister und Gesellen, die gerade deshalb dem Prügelsystem anhängen, weil — sie selbst, wie sie gestehen, seinerzeit „genug“ geprügelt wurden.

Und nun beginnt das eigentliche Ruhrstück, dessen Entr'acte wieder nur mit „Prügeln“ ausgefüllt werden, dessen Musik klatschende Maulschellen und dessen Ausstattung blutige Ohren und ausgerissene Haarbüschel bilden. Der Lehrjunge hat die Einkäufe für die Küche zu besorgen, er muß, um zwei Kreuzer Neugewürz zu holen, oft fünf Stockwerke auf und absteigen und hat diese Leibesbewegung auf Verlangen nach Safran um drei Kreuzer, und später bei dem plötzlichen Bedarf von einem halben Seitel Milchrahm fortzusetzen. Er hat Holz und Wasser zu

schleppen und die Kinder in's Freie zu tragen, er hat die Geschäftswege zu verrichten und dem „Herrn“ das Essen in die Stadt zu bringen, er hat unausgesetzt zu laufen und zu schaffen, er ist das unentbehrlichste Factotum der „gnä' Frau“ und der Gesellen, er ist das lebendige Perpetuum mobile des Hauses, und galoppirt nebstbei doch auch durch alle Vorstädte. So vergeht der Tag, die Woche, der Monat, das Jahr — die Jahre. Seine Erholung besteht darin, daß er Sonntags ein Kinderwagerl in den Prater oder auf den Galizinberg zu ziehen, oder ein müdes oder launenhaftes Kind auf dem Rücken stundenweit zu transportiren hat.

Nochmals, so vergehen die Jahre! Endlich kommt die Zeit der Freisprechung und sein Lohn für vier- und fünfjährige Dienste: das Freigewand. Hat er nun einen herz- oder gewissenlosen Meister, so entledigt sich dieser selbst dieser winzigen Verpflichtung und jagt den armen Teufel vor seinen „Rigorosen“ unter irgend einem beliebigen Vorwand davon, und der um sein sauer verdientes „Freigewand“ also Betrogene hat, will er kein Vagabund, kein Dieb, kein „Strizzi“ werden, die ganze Prügelrolle-Laufbahn an einem anderen Orte auf's Neue durchzumachen. Aber gesetzt den Fall, der Meister ist so „edelmüthig“ und läßt die feierliche Function der Freisprechung vollziehen, und beglückt den Vielgeprüften mit der Donation eines adaptirten schwarzen „G'wandels“, so wird er sich doch hüten, den zum Gesellen avancirten Burschen zu behalten, da dieser, wie er nur zu gut weiß, bei ihm für das Geschäft nichts gelernt hat und erst jetzt irgendwo sein Metier zu erlernen hat. Natürlich gibt es auch in dieser Beziehung einzelne lobenswerthe Ausnahmen, aber der national-ökonomische Grundsatz, daß der billigste „Dienstbot“ ein Lehrbub ist, hat seine Berechtigung.

Wenn aber der Humanist die vorsorgliche Frage aufwirft, wie es selbst dem abgehärtetsten Habitus möglich sei, aus den Fährlichkeiten einer derlei vier- bis fünfjährigen Passionsgeschichte unversehrt hervorzugehen, so weiß ich keine andere Antwort, als: daß das Naturell des — ganz eigenthümlich organisirten Lehrjungen im Allgemeinen ein so glückliches ist, daß das Schicksal es immerhin riskiren kann, auf ihn nach Herzenslust loszupauken. Uebrigens hat der passive Theil ebenfalls seine Waffen, und in

der Wahl und im Gebrauche der Waffen tritt dann der Unterschied der beiden Nationalitäten am merklichsten hervor.

Der „böhmische Bua" — wie der abendländische Einwanderer, der mit einem Rudel nationaler Collegen durch einen „Dorfweisel" bei der Taborlinie hereingebracht und in den erstbesten Gassenladen geschoben wurde — von seiner feindlichen Umgebung genannt wird, schweigt in speculativer, meist untrüglicher Berechnung der einstigen Revanche, wenn „die Pfeil' und Schleudern des wüthenden Geschicks" in Form der energischesten Schopfbeutler &c. auf ihn losstürmen. Er verschließt vorläufig in seinem rachebrütenden Schädel die hämischesten Pläne, aber wenn der Moment der Wiedervergeltung naht, dann kommt seine Individualität zum Durchbruche, er schleicht wie ein beutesuchender Tiger Nachts in die Küche, er öffnet mit geschickter Hand das „Speiskastl", er erfaßt sein Opfer in Gestalt einer Extrawurst oder eines Schinkenbeines und schiebt Tags darauf die verruchte That auf die Köchin oder ihren kriegerischen Amanten, oder gar den Hauskater.

Oder er rächt sich für die erlittene Unbill an der Menschheit überhaupt, durch einige Kunstgriffe beim nächsten „Anmäuerln", bei „Kopf oder Wappen", oder wie die Hazardspiele im Rayon des Stärkmachersteges heißen, und sprengt triumphirend die Bank, bestehend in soundsoviel Sechserln.

Oder er hegt — natürlich immer nur in der Absicht, sich „an der Menschheit überhaupt" zu rächen, die teuflische Ambition, irgend einen prügelsüchtigen Gesellen bei „Madel seiniges" unter Berichterstattung haarsträubender Vorfallenheiten anzuschwarzen und — die Geschichte kennt solche Beispiele — den Verdrängten selbst zu ersetzen. Denn Rache ist süß! —

Anders das leichte „Wiener Blut". Der präsumtive Deutschmeister greift in seiner Aspirantenperiode, wenn noch der Knieriem über ihn geschwungen wird, zu keinen schmählichen Rachemitteln. Er wird, weil er in stetiger oratorischer Opposition, zwar noch mehr geprügelt, als sein geschmeidiger nationaler Antipode, dennoch beschränkt sich sein ganzes Wiedervergeltungssystem auf die Ausklügelung einiger lustigen Streiche, wodurch etwa die „Bisgurn, d'Masterin" ihre „Krampf' kriegt", oder „da Alte im Zurn um a paar Seitl Sturm" mehr trinkt, als

gewöhnlich, „fuchsteufelswild“ die häuslichen Penaten aufsucht, und „'s Weib“ und die Kinder prügelt. Diese zu Zeiten vielleicht sogar ersprießliche Gemüthsemotion seiner Peiniger ist die ganze Revanche des Original-Wiener Lehrbuben, der nichts von gemeiner Rache weiß, selbst seinem brutalsten Widersacher keinen nachhaltigen Schaden zuzufügen strebt und höchstens einen drolligen Schabernack und zur Abwechslung noch einen Schabernack ersinnt.

Dennoch dürft ihr auf die Gutmüthigkeit und Versöhnlichkeit des Wiener Lehrbuben nicht zu viel sündigen. Er hat eine furchtbare Waffe: den Witz, und seiner schneidigen Dialectik fiel schon so mancher geschniegelte Dandy zum Opfer. Das Herz des Wiener Lehrbuben sehnt sich auch nicht vorzeitig nach „Liebe“, wie das des schmeichelnden czechischen Amoroso — „a Hetz“ mit einer bärbeißigen Oebstlerin, „a Cigarl“ und eine Gratisfahrt in die Stadt als „blinder“, rückwärtiger Passagier eines feschen Fiakers, ist ihm trotz aller möglichen Peitschenhiebe tausendmal lieber, als die „Dummheiten“ unter'm Hausthor mit einer vacanten Marianka. Dazu, das fühlt er, hat er noch Zeit und das Versäumte wird er noch einholen. In seinem Elemente ist er jedoch, wenn er beim Röhrbrunnen die Schlachtordnung der aufgestellten „Schaffeln“, „Butten“ und Krüge in Verwirrung — oder auf der „Schleifen“ die Kette seiner „Vordermänner“ durch einen improvisirten Stoß oder Ruck wie Kartenhäuser zum Falle bringen kann.

Seht, dort schlendert der lustige Knirps dahin. Barfuß und barhaupt in drückender Hitze und grimmiger Kälte, zerlumpt und zerrissen, zerzaust und zerpufft, hängt er sich wohlgemuth die fertigen Stiefel über die Achseln und pfeift, um das Knurren des Magens zu übertäuben, ein keckes Lied. Da liegt ein Cigarrenstummel, er hebt ihn auf, er bittet einen vorübergehenden martialischen Kürassierwachtmeister um Feuer — der ist gutmüthig genug, ihm zu willfahren; der dreiste Bursche pafft und pafft, endlich schreit er laut auf: „Es brennt, es brennt!“ und läuft davon. Alles ruft erschreckt: „Wo brennt's?“ Man reckt die Hälse nach allen Rauchfängen, man wartet eine halbe Stunde auf die hervorbrechenden Flammen, bis man merkt, daß man — aufgesessen. „Ein dummer Schusterbubenwitz!“ murmelt die Gruppe und geht auseinander. Dumm? Versucht's, und seid bei so viel Ungemach noch so lustig, Ihr langweiligen Kopfhänger, Ihr! —

Wiener Bettler.

So parador der Satz klingt, aber man kann ihn verfechten, wenn man sagt, daß es Leute gibt, die von ihrer Armuth leben. Von ihrer äußerlichen natürlich. Denn wie der geniale Schwindler von dem Scheine seiner Wohlhabenheit, seiner äußerlichen Eleganz, seiner gentilen Großmuth sich den meist nicht unbedeutenden Bedarf an Poulards und Regalias, ja selbst die übermüthige Dividende und Superdividende an Austern und Clicquot herausschlägt, so weiß sein contrastirender Compagnon in dem Geschäfte der Dupirung, der hinwieder in der ungenirten Rolle des Bettlers, in der Maske der himmelschreienden Armuth, in der Grimasse des herzzerreißenden Elendes zu brilliren versteht, sich das Relutum für den nicht minder bedeutenden Consum an Kleinschwechater und Danziger, an Rostbraten und Gugelhupf, an schwarzem Dreikönig und Markersdorfer, mit vollster Sicherheit zu verdienen. Namentlich in Wien, der Weltstadt der — Gutmüthigkeit.

Ich habe bisher wiederholt die Gelegenheit benutzt, die mir geboten ist, um für die Armuth, die unser Mitleid verdient, einen Appell an die Herzen meiner verehrten Leser und Leserinnen zu richten. Ich werde deshalb nicht mißverstanden werden, wenn ich der Unverschämtheit im Gewande der Armuth, der Heuchelei und Scheinheiligkeit, der Nichtsthuerei und Herumlungerei, der frechen Lüge, die mit dem erbettelten Kreuzer einen maskirten Diebstahl begeht, ebenfalls die verdiente Würdigung angedeihen lasse.

Wer sich für das Bettlergeschäft (als permanenten Erwerbszweig) entschließt, muß selbes, soll es von Erfolg „gekrönt“ sein und die Mühe lohnen, rationell und mit Talent betreiben. Ich sage Talent, weil immerhin einige schauspielerische Befähigung dazu gehört, um der Rolle treu zu bleiben, ja um überhaupt nur das der eigenen Individualität und den natürlichen Anlagen zusagendste Charakterfach aus dem großen Bettlerrepertoire sich auszuwählen. Nicht Jeder taugt z. B. für die specifische Rolle des „soeben aus dem Spitale entlassenen“ brotlosen Webergesellen — nicht Jeder für die des „armen Abschieders“. Für erstere gehört das unumgänglich nöthige bleiche Gesicht, die

hagere Gestalt, Demuth und Zaghaftigkeit — und der Parfüm der „Weberschlicht"; für letztere: biedere Treuherzigkeit, ein zutraulicher Ton, eine offene, wenn auch kurz angebundene Redeweise und der soldatische Schnurrbart. Als ich vor einiger Zeit um Mitternacht aus der Druckerei ging, stand am Kärntnerring ein baumstarker Mann, in Gesellschaft eines Weibes, das in eine „Gugel" gehüllt war und am Arme ein wimmerndes Kind trug. Der Mann vertrat mir den Weg mit den rasch gesprochenen Worten: „'r Gnaden! a armer Abschieder von Heß, der g'rad von St. Pölten awa kummt; 's Weib is krank, 's Kind hungri — kan Nachtlager, kan Bissen z'essen — — i bitt' unterthänigst nur um a Klanigkeit auf a Schalerl Suppen."

Ich gab dem Manne, während das Kind jämmerlich zu schreien und das Weib zu stöhnen begann, was ich an Kleingeld besaß — es reichte hin für ein Strohlager und auf Suppe für alle Drei.

In einer der nächsten Nächte fand ich jedoch die „soeben von St. Pölten Angekommenen" noch immer an demselben Flecke und hörte, wie die Vorübergehenden mittelst derselben Anrede gebrandschatzt wurden; später stellte sich der Vagabund mit seiner rührend stöhnenden und wimmernden Staffage am Stubenring auf, ein ander Mal in der Jägerzeile u. s. w., immer wieder den gleichen Speech loslassend. Ist der Kerl kein Dieb an unserem Mitleide?

Die Branntweinkneipen waren von jeher die Herbergen des faulenzenden Bettlergesindels. In neuester Zeit haben ihre Insassen sich eine neue Rolle zurecht gerichtet: den „armen Handwerksburschen", und sind mit den nöthigen Requisiten für dieses Charakterfach auch vollkommen ausgerüstet. Diese Requisiten bestehen in ein paar zusammengerollten, mit Fetzen gefüllten Ranzen und dem unentbehrlichen Wanderstock. Diese Gegenstände liegen in der Fuselspelunke in einer Ecke, die Gäste spielen Karten und rauchen aus langen Pfeifen. Sobald ein Paar das Mariagen nicht mehr freut und die „Stamperln" geleert sind, stehen die Herren auf, werfen sich die Ranzen, für welche sie eine kleine Leihgebühr von zwei Kreuzer per Viertelstunde zahlen, über die Achsel, greifen zu dem „Wanderstock" und gehen in's Geschäft. Das heißt, einige hundert Schritte — denn weit zu gehen, ist

nicht der Mühe werth, dann warten ja auch die Anderen auf die „Requisiten“. Ich kenne einen blauen und einen grünen, eigenthümlich geflickten Ranzen und ein paar auffällige Knotenstöcke, die besonders im Stubenviertel „fungiren“ und seit Jahr und Tag mindestens von hundert „armen Handwerksburschen“ benützt wurden.

Eine eigene Sorte von Bettlern (beiderlei Geschlechtes) und Bettelkindern hat früh Morgens in der Nähe des Domherrenhofes ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Die speculative Bettelindustrie hat nämlich ihre Augen auf die dortigen geistlichen Bewohner geworfen und wartet unter den Hausthoren auf die zur Messe gehenden violett gekleideten Passanten. Nun freut es mich, wenn diese hochwürdigen alten Herren von den für sie eigentlich doch unnützen irdischen Gütern einen winzigen Theil an die Hilfsbedürftigen abzugeben Willens sind, aber noch mehr würde es mich freuen, wenn die frommen Wohlthäter sich nicht durch bigotte Scheinheiligkeit irre leiten ließen und Musterung unter ihren Schützlingen halten möchten. So aber werden diese freundlichen alten Herren täglich von demselben gleißnerischen, faulenzenden Gesindel überfallen und ausgebeutet.

Zu einem „Domherrnbettler“ und einer „Domherrnbettlerin“ taugt nicht Jeder und nicht Jede. Um sich einem gräflichen und fürstlichen Gönner nahen zu können, darf der Petent nicht zerlumpt sein und nicht von Fusel riechen. „Abgeschabt“ und „dürftig“ kleidet ganz gut, am besten ein dunkler Rock bis oben zugeknöpft. Frauen müssen ein schwarzes Tuch und einen schwarzen Capuchon tragen. Der schwarze Ridicüle gehört für die Zeugnisse des Herrn Pfarrers und Hausherrn, einen beliebigen Todtenschein und die sonstigen zum Geschäfte gehörigen Documente. Später gibt man den gekauften Gugelhupf oder den Kaffeekuchen hinein. Die „Domherren-Bettelkinder“ haben reinlich, wenn auch armselig costumirt zu sein; barfüßig macht einen eklen Eindruck. Die Eltern liegen natürlich im Spitale, von ansteckenden Krankheiten wird jedoch kein vernünftiges Bettelkind sprechen. Die Männer müssen schließlich rasirt sein, um beim Handkuß keine unangenehme Empfindung hervorzubringen, alle aber haben von der Mutter Gottes, vom Jesukind zu sprechen, die oder das ihnen heute Nacht erschienen und von einem edlen

Wohlthäter prophezeite u. s. w. Dieser Bettelposten scheint nicht uneinträglich zu sein, denn als Allerseelen kam, hörte ich, wie einer der dortigen permanenten Supplicanten zu einem Gefährten sagte: „I muß morgen auf die Schmelz, i laß Dir mein Grafen für den ein' Tag, gibst halt zwa Sechserln her!" —

Die fortschreitende Cultur, die alle Welt beleckt, hat sich selbstverständlich auch auf den Bettler erstreckt. Ein Bettler, der heuzutage in Fetzen erscheint, ist ein Lump, der auf unser Mitleid keinen Anspruch hat; ein Bettler, der sich kratzt und Ungeziefer ahnen läßt, ist ein verlorener Mensch, von dem sich Alles mit Abscheu abwendet. So taugen auch häßliche Krüppel nicht an jeden Ort und ihr Geschäft blüht nicht an jedem Tage. Sie würden auch nicht überall gelitten werden und die Genossenschaft der Bettler überläßt ihnen deshalb die ersten zwei Novembertage und die Straßen zu den Friedhöfen.

Wieder eine andere Sorte ist der „würdige alte Mann". Als ich vor einigen Jahren an einem Vormittage in einem der Vororte Wiens zu thun hatte, aber um eine Stunde zu früh kam, setzte ich mich in einem Gasthausgärtchen nieder und ließ mir einen Pfiff Wein geben. Alsbald kam auch ein alter Herr in geblümtem Schlafrock, rothledernen Pantoffeln, gestickter Mütze, mit einer silberbeschlagenen Meerschaumpfeife und den sonstigen äußerlichen Attributen eines wohlhabenden Mannes. Er kam zu seinem gewöhnlichen Frühstücke. „Hab' die Ehre, Herr v. X.", rief der Kellner, „mit was kann ich dienen? Beuschel, Gollasch, Rostbraten, Schnitzel, kaltes Gansel?" — „Bringen Sie mir ein Schnitzel. Natur, mit Lemoni, und ein großes Seitel Retzer — dann die ‚Wiener Zeitung'" lautete die Antwort. — Der Mann schien mir bekannt, ich zerbrach mir den Kopf, wo ich ihn schon gesehen und gesprochen, zuletzt hielt ich ihn für den Hausherrn und wurde in meinem Glauben noch bestärkt, da er mit mir ein Gespräch anknüpfend, über den schlechten Stand der Pardubitzer lamentirte. Als ich mich im Fortgehen beim Kellner erkundigte, wer der Mann sei, von dem ich nicht wußte, „wo ich ihn hinthun soll", sagte man mir: „Herr v. X., Privatier, wohnt bei uns im ersten Stocke, aber das kleine Haus weiter oben soll ihm gehören." Abends in meiner Stammkneipe war ich jedoch nicht wenig überrascht, als um die gewohnte Stunde der gewohnte

Bettler im abgeflickten Rocke erschien und mit der gewohnten Floskel: „Ein alter, armer Mann thät unterthänigst bitten", sich von unserem Tische das gewohnte Zehnerl holte. Das war mein Mann von heute Morgens, mit dem Naturschnitzel und dem großen Seitel Retzer. Ich fuhr in die Höhe und stellte ihn, entrüstet über seine Heuchelei, zur Rede. Der war aber nicht weniger über mich indignirt und mit den geflügelten Worten: „No, was soll ich denn Abends thun? Soll ich vielleicht wie Sö im Wirthshaus sitzen und 's Geld anbringen? Is' nit g'scheidter, wann i a Geld verdien'?" verließ er auf Nimmerwiedersehen das verrätherische Locale.

Der „Zuspeisbettler" ist der Schützling der Köchinnen. Er überhebt sie der Mühe, ihre Krautration oder den alten Kohl zu essen, er bringt selbst das Opfer und würgt das verhaßte Gericht hinab, wenn es ihm nicht gelingt, „den Quark" unbemerkt in den „Ausguß" zu schütten, und erhält von der dankbaren, für jede Dienstleistung erkenntlichen Herdnymphe ein Stück Brot (das im nächsten Branntweinhause verkauft wird) als Zulage und außerdem noch ein paar Kreuzer.

Es würde zu weit führen, die noch übrigen Chargen der weit verzweigten professionellen Bettlerzunft, wozu ich nicht nur die zerlumpte Kirchensteherin und Rosenkranzbeterin, sondern auch die distinguirte arbeitsscheue Kaffee- und „Audienzschwester", die sich im schwarzen Seidenkleide und Schleier in einem „Sessel" an den Ort ihres Bettelattentates tragen läßt, rechne, zu skizziren; ich will nur noch einmal flüchtig der patentirten Wirthshausbettler gedenken, die, da sie allabendlich die nämlichen Orte besuchen, mit ihren Kundschaften endlich im cordial vertraulichsten Tone verkehren. Der alte „Hameaubettler" ist bekannt, der unumwunden gesteht, daß es sich jetzt kaum mehr rentire, zu betteln, weil schon „die ganze Welt a Bettelvoll is und ka Mensch mehr was hat", — aber ein Prachtexemplar von einem loyalen Bettler lernte ich einst in einem Vorstadtwirthshause kennen. Der Mann kam seit Jahren in das Locale, er kannte Wirth und Kellner und alle Gäste auf's Genaueste und erhielt insbesondere von einer stabilen Tarokgesellschaft stets ein splendides Almosen. Das machte den Mann intim mit seinen Gönnern, er erlaubte sich mit der Zeit kleine Scherzreden und ging bereits so weit, den lustigen

vier Königrufern mit einer Prise Tabak aufzuwarten. Man lachte und verzieh dem „kindischen“ Greise die „launigen“ Einfälle. Als aber eines Abends von den vier Tarokisten Einer fehlte und der Sechserlsammler hörte, wie man trostlos die Abwesenheit des „Herrn v. Mayer“ beklagt, da wendete sich der „kindische“ Greis an den Wirth und sagte: „Sie, Herr Gastgeber, wann die Herren da drinnen vielleicht an „Vierten“ brauchen — i hab' Zeit, i bin ferti, i geh' heut' nirgends mehr hin.“ Und als der freundliche Antrag abgelehnt wurde, meinte er: „No, wann's nit woll'n, soll'n sie 's bleib'n lassen, geb'n S' mir a Seitl Wein, da is gleich mein Geld!“ — Der Mann war und blieb „bös“ auf die Gesellschaft. Ja, brutal sein darf man mit unseren Bettlern nicht, sonst verdirbt man sich's mit ihnen.

Unsere Köchinnen.

Jean Paul sagt: „Ein Kind kann leichter eine ganze Familie versalzen, als versüßen.“ — Dasselbe, meine ich, gilt wohl auch in der weitesten Bedeutung des Wortes vom „Dienstboten“, dessen Berufsthätigkeit und sociale Stellung zu sehr in unser Familienleben eingreift, um nicht einer der wichtigsten Factoren unserer häuslichen Ruhe, ja oft unseres häuslichen Glückes oder Unglückes zu sein.

Unter „Dienstboten“ rechne ich nach dem Muster vornehmer Häuser natürlich Alles, was um Lohn dient. Ich zähle dazu die mit den Kenntnissen eines Gelehrten ausgerüstete Gouvernante, den manchmal nicht minder gebildeten Hofmeister, die französisch plappernde Schweizerbonne, den Stiefelputzer, das Abwaschweib, den Kammerdiener, die Köchin, den Leibjäger, das Stubenmädchen u. s. w., ja unter gewissen Bedingungen sogar das Gesellschaftsfräulein, wenn es auch in der Equipage mitfahren, in der Loge mitlorgnettiren und im Salon die Honneurs machen darf. Eines Tages erscheint doch der Moment, wo die Vielbeneidete trotz ihrer äußerlichen Würde als „Dienstbote“ behandelt und einfach — davongejagt wird.

Aus diesem vielköpfigen Domestikenstatus wähle ich mir nun für meine dermaligen Betrachtungen die „Köchinnen“, d. h.

speciell jenes Geschöpf, das in der Region des Herdes waltet, unserm Magen und mithin auch unserer Gemüthsstimmung zum Segen oder zum Fluche werden kann, und ungeachtet dieser schwierigen Mission von oberflächlichen Charakteren mit dem leichtfertigen Namen „Kucheltrabant“ titulirt wird. — Kucheltrabant! wie geringschätzig, wie undankbar, wie unvorsichtig — und die also Geschmähte hat doch Dein Leben in ihrer Hand und kann Dich mit einem angebrannten Kohl zu Tode ärgern, mit einem schmucklosen „Haar in der Suppe“ Dir ein schleichendes Fieber an den Hals hetzen, oder Dich mit einer verdorbenen Hasensauce vergiften.

Damit habe ich denn auch nicht nur den Wirkungskreis, sondern vielmehr die ganze furchtbare Macht angedeutet, welche mit den scheinbar ruhmlosen Gestionen der irdischen Stellung einer „Köchin“ verbunden ist. Sie kann, will sie nebst der „Zuspeis“ etwa auch noch „Rache“ kochen, ohne gegen einen Paragraphen des Strafgesetzbuches zu verstoßen, Dich „umbringen“ — hüte Dich deshalb, den Geschmack nach dieser Art Kocherei in ihrem oft energischen Busen zu wecken!

Die praktische Köchin kennt wohl auch den Werth ihres Berufes und ihrer persönlichen Dienstleistung. Nicht immer zu der prosaischen Aufgabe verurtheilt, Erdäpfel zu schälen und Knödel zu ballen, lächelt Einzelnen aus dieser Aschenbrödelcharge doch ein freundliches Geschick und betraut sie dann mit wichtigeren Obliegenheiten, deren natürliche Consequenz die ist, daß die Begnadete allmählich ihrer Subordination entkleidet, zur Primadonna der betreffenden Haushaltung avancirt. Denn die „Köchin“ ist oft nicht nur die erste (platonische) Liebe des „jungen“ — sie ist auch noch öfter die letzte Liebe so manches „alten Herrn“, der die geschätzte Verfasserin seiner Lieblingsgerichte vorerst mit einem großmuthigen Legate bedenkt, und — was noch generöser, am Schlusse seiner Tage sogar eigenhändig zum Traualtare führt.

Mit solch herrlicher Entlohnung schließt jedoch nicht jede Köchincarrière. Obwohl Brautkleid und Myrthenkranz die Zielpunkte auch dieser weiblichen Species sind, und die Mehrzahl der unablässig das Feuer des Herdes und der Liebe schürenden Pseudo-Vestalinnen, wenn schon nicht ein sanguinisches zweistöckiges Hausfrauengelüste, doch die verzeihliche Tendenz hegt, daß sich nur

irgendwo, und sei's im dürftigsten Vorstadtwinkel, einst „am eigenen Herd die eigenen Pfühle heben" — so erlebt heute doch nur mehr die Minorität dieses kirchliche Prämium der jungfräulichen Prüfungsjahre, denn die Majorität beendet den wechselvollen Lebenskampf meist schon frühzeitig im Spitale oder im — Findelhause.

Das Herz der Köchin ist nämlich am reichsten mit Liebe ausgestattet. Kein Geschöpf erfreut sich eines solch unerschöpflichen Vorrathes von Liebe, keines ist so glücklich organisirt, daß es z. B. nach „Transferirung" des Ideals augenblicklich ein neues Ideal zu recrutiren versteht. Die Köchin liebt stets, und kann sie auch nur alle vierzehn Tage legalerweise beim „Stadtgut" oder bei der „Hühnersteige" ihr Haupt an einen Ueberschwungriemen lehnen, unter dem ein gleich warmes Herz schlägt, so weiß sie doch auch die restlichen dreizehn Tage, respective Abende in ähnlich beseligender Stimmung zu genießen, wenn sie den civilen Schwüren beim Hausthore lauscht oder auf der „Schlapfen-Promenade" den Causerien einiger peripatetischen Schustergesellen ihr Ohr leiht.

Gründliche Naturforscher wollen diesen nie zu löschenden Liebesdurst der Köchinnen von deren theilweise aufregenden Beschäftigung in der Küche, d. h. der Herdhitze, von dem Anblicke des siedenden, brodelnden Wassers, das an die stürmische Suada des Auserwählten erinnert u. s. w., ableiten. Ich will jedoch in die Begründung dieses Causalnexus nicht näher eingehen und erkläre mir Ursache und Wirkung überhaupt auf eine viel natürlichere Weise, indem ich das Motiv der innerlichen Köchinnengluth nicht auf Rechnung der Gluth des Sparherdes, sondern auf die unter Köchinnen übliche, wechselseitige Rapportirung der eigenen Glückseligkeit, auf die alarmirenden, mitunter beängstigenden Traumauslegungen beim „Miliweib" oder der „Kräutlerin", auf die verwirrenden Impromptus des „Aufhackknechts" und die vertraulichen Communiqués der Greißlerin oder der „Brotsitzerin" bringe. Diese Fluth von Nachrichten, welche selbstverständlich stets halbstündige Dialoge der frappantesten Textirung im Gefolge haben, dieser rückhaltlose Ideenaustausch verwandter Seelen, diese freigeisterliche Conversation über die heiklichsten Themata müssen auch noch stärkere Nerven, als sie einem „schwachen" Weibe zu Theil geworden, in Aufregung, das Blut in Wallung bringen und die Sinne bestricken.

Dazu kommt noch zum Ueberflusse die „Anfechtung" in nächster Nähe. Es gilt, den Versucher, der manchmal sogar in Gestalt des „gnädigen Herrn" naht, zurückzuweisen und seinen Schmeichelworten zu widerstehen. Es gilt für die schmachtenden Blicke des Zimmerherrn blind zu sein und den begeisterten Schwüren des Hauslehrers zu mißtrauen 2c. 2c. Derlei stürmische Episoden in den Memoiren einer Köchin treten freilich nur dann in ihrer ganzen folgenschweren Wichtigkeit zu Tage, wenn die Heldin „jung und sauber" ist. Bei jenen unglücklichen Geschöpfen, die von der öffentlichen Meinung in die Rubrik „schiache Rassel" rangirt werden, zeigt dagegen die Tages- und Wochenchronik die monotonste Einförmigkeit, verfließt das Leben freuden- und ereignißloser — und der unbeachteten Dulderin blüht, wenn sie durch ein halbes Jahrhundert schmutzige Wäsche gewaschen und Mehlspeise gewalkt, für solch tragisches Erdenwallen vielleicht nicht einmal der vielersehnte Tugendpreis, sondern nur die prosaische Dienstbotenprämie als Summe des Erreichbaren, und sie kann in der Ressource „zum blauen Herrgott" zur Mumie vertrocknen.

Und da bin ich auf jenem Punkte angelangt, von dem ich ausgegangen, als ich die Köchin als zeitweilige Missionärin für ehelichen Hader und häuslichen Unfrieden erklärte. Die saubere natürlich, oder auch die nur diplomatische. Von dem Momente an nämlich, wo die Köchin merkt, daß sie „Gnade vor dem Herrn" gefunden und diese, die Magd betreffende Diagnose auch von der Frau des Hauses gestellt wird — oder umgekehrt, wenn es plötzlich wie Schuppen von den Augen des Hausvaters fallt und er in seinem Quellenstudium und seinen kritischen Forschungen über so manche dunklen Partien in der „Geschichte seines Hauses" mit einem Male die Wahrnehmung macht, daß jene eheliche Genossin die Verschwiegenheit der Magd zu erobern wußte, und in beiden Fällen trotzdem vielleicht sogar das Verbleiben der Mitschuldigen zur condito sine qua non bei Abschluß der Friedenspraliminarien gemacht wurde, dann ist's mit der häuslichen Ruhe vorbei und die Zwietracht öffnet ihre Schleußen, um das unsäglichste Elend zwischen Deinen vier Mauern auszugießen. Und diese Schlange, die Du, theuerste Leserin oder freundlicher Leser, an Deinem Busen genährt, erhebt dräuend ihr Haupt und macht Dich zu ihrem willenlosen Ge-

fangenen, Du verstehst ihr höhnisches Züngeln und gedenkst zitternd des Giftes, mit dem Du dieses Ungeheuer in Krinoline und Wellenscheiteln durch ein fatales Geheimniß selbst bewaffnet hast.

Zu dieser hervorragenden Stellung einer stets „drohenden Gewitterwolke", einer, sozusagen dominanten Obermacht im Hause, gelangen jedoch bei den gegenwärtigen, meist äußerst toleranten Hausgesetzen nur mehr wenige aus der Küchenbranche. Es ist theilweise nicht mehr nöthig, und die tragischen Conflicte, welche das Fatum in Gestalt einer üppigen „Juli" oder einer verschmitzten „Hanni" zwischen ehelichen Gesponsen sonst so häufig aufgethürmt, sind auch längst aus der Mode — theils hat die Köchin der neuesten Aera selbst das Verlangen nicht, zu dieser oft undankbaren socialen Bedeutung sich emporzuschwingen. Die moderne Köchin competirt auch nicht mehr um die mühevolle Gloire eines „schönen Zeugnisses" und des Rufes einer langen Dienstzeit an „ein und demselben Platze". Sie benützt ihr Küchennoviziat meist nur, um sich einige Platzkenntniß zu erwerben, sie reibt zwar, um den Schein zu retten, sogar die Schaffel und putzt das Eßzeug, aber ihr Bestreben geht doch dahin, sobald als möglich die schmutzige Schürze abzulegen und sich selbstständig zu etabliren. . . .

Es dünkt nämlich Vielen nicht opportun, Windeln zu waschen und Kraut einzubrennen, wenn man sich „ob schön, ob Regen" beim Sperl oder in der Walhalle amüsiren kann. Nebstbei erlösen sie sich durch solche Emancipation von den Chicanen einer mißtrauischen oder knauserischen Gebieterin, die ihnen das Mehl vorwiegt, die Zündhölzel vorzählt und das traditionelle „Körbelgeld" bemängelt. Sie finden die Melange bei Fritzmann sodann auch viel schmackhafter, als das „G'schlader", das ihnen die „gnä' Frau" componirte und die Cotelettes bei Lindwurm nahrhafter, als das „G'fraßt", welches ihnen im letzten „Schnackerldienst" vorgesetzt wurde. Auch eine Polka mit dem Schani ist lustiger, als die Seccatur der „kecken Fratzen" u. s. w.

Aber da komme ich auf ein Gebiet, das einer eigenen Besprechung werth wäre, nämlich: „wie Köchinnen in manchem Hause gehalten werden" — ein Capitel, das ich mir für eine spätere Gelegenheit reserviren will. Wie dem auch sei, so viel

steht fest, daß die Demoralisation unserer Dienstboten in vielen Fällen keine freiwillige, sondern beinahe eine octroyirte ist. Wenn — wie es vorkommt — es in gewissen Häusern sogar Sitte ist: der Köchin trotz elender Kost keinen Lohn zu zahlen und sie nur mit der Erlaubniß zu regaliren, über ihre Abende frei zu verfügen, dann sind eben auch die Consequenzen solcher bequemen Einrichtungen nicht allzu überraschend. Es fällt mir nicht ein, zum Apologeten einer modernen Köchin zu werden, welche häufig nur zur Aspirantin für das Pensionat in Neudorf wird — aber wenn man billig ist, so könnte man einen bekannten Satz Shylock's variiren und beinahe sagen: „Die heutige Köchin haben erst die ‚Herrenleut'' so gemacht!" —

Der Hausmeister.

Aufmerksamen Beobachtern kann die Wahrnehmung unmöglich entgangen sein, daß der allweise Schöpfer in seinen stets wohlmotivirten Verfügungen einer ganzen Menschenkaste eine Gabe absolut verweigerte, nämlich dem Geschlechte der Hausmeister die heitere Gabe des Witzes. Der Hausmeister ist nie witzig!

Er ist, was sonstige menschliche Fähigkeiten und Talente betrifft, gerade nicht stiefväterlich ausgestattet, es können sich in ihm die verschiedensten menschlichen Eigenschaften, z. B. hündische Demuth oder bärenbeißige Grobheit bis zur Virtuosität entwickeln, er kann zänkisch und nachgiebig, verleumderisch oder offen und aufrichtig, ehrlich oder unehrlich bis zu einem nur denkbaren Grade sein, aber — witzig wird er nicht sein. In diesem Punkte meistert ihn die gesammte ebenbürtige „Gesellschaft". Die über dem „Gluthäferl" thronende „Fratschlerin" vernichtet ihn bei halbwegs unüberlegten Anfragen mit den schlagfertigsten Aperçus, der Fiaker persiflirt, d. h. „frozzelt" ihn mit den tiefsinnigsten Stylwendungen, und spitzt der Schusterbub die Lippen, um ein geflügeltes Wort, eine aphoristische Gedankenblüthe seinem natürlichen Feinde, dem Hausmeister, an den Kopf zu schleudern, da fühlt dieser erst recht, daß er nur ein

„Kind gegen solche Waffen“ und es erübrigt ihm nichts, als sich besiegt zurückzuziehen und seinen unbefriedigten Racheburst im nächsten Wirthshause mit einem Seitel Achtundvierziger zu löschen. Bei diesen Löschversuchen gedenkt er dann noch einmal der ganzen Schmach seiner dialectischen Niederlage, er fühlt die schmerzliche Ohnmacht, die drastischen Einfälle seiner hänselnden Widersacher mit einem gleich werthvollen Trumpf unschädlich zu machen, der Manco an Witz ärgert ihn, und um das Aergerniß und den Aerger ganz zu vergessen, ist er gezwungen, sich noch ein Seitel Achtundvierziger geben zu lassen.

Warum ist der Hausmeister nicht witzig? Ich glaube seine „Stellung“ und seine Berufspflichten hindern ihn, es zu sein. Der Hausmeister ist, sozusagen, der Censor des Hauses, und das Gewicht dieser Würde zwingt ihn gewissermaßen, unter allen Umständen „ernst“ zu bleiben, sich aller leichtfertigen Gemüthswandlungen zu entäußern und den Ernst seiner socialen Mission mit dem Relief der ungeheucheltsten Brutalität zu illustriren. Diese Brutalität ist aber, um figürlich zu sprechen, eben das Emblem, das „Porte-épée seiner Charge“, sie erhält ihm den Nimbus des „Gefürchtetsein“, und wer sich mit der Errungenschaft „gefürchtet“ zu werden begnügt, hat es nicht nöthig, witzig zu sein.

Warum der Hausmeister gefürchtet wird? Aus Anlaß seiner Berufspflichten, welche sich in materielle und intellectuelle theilen und von deren stricter Erfüllung, respective autonomer Auslegung das Wohl und Wehe der ihm preisgegebenen häuslichen Insassen abhängig ist. Dem dictatorischen Willen des Hausmeisters und seiner Verschwärzungsgewalt ist das jus gladii der „Kündigung“ überantwortet, von seinen variablen Launen droht Dir stündlich das Mene tekel einer anderweitigen Vermiethung Deiner Dir vielleicht liebgewordenen irdischen Niederlassung, und eine durch externe Kräfte geschlichtete Klafter Holz zwingt Dich vielleicht schon im nächsten Quartale, in den entferntesten Bezirk vor dem Grimm des Beleidigten Dich zu flüchten. Seinem Wohlwollen hast Du die besten, und seiner Mißstimmung die schlechtesten Keller- und Bodenräume zu danken, und seiner jeweiligen Inclination bleibt es überlassen, einen „rauchenden“ Kachelofen Dir zu octroyiren oder Dich von ihm zu befreien. Denn seine Macht

über die inneren Angelegenheiten des Hauses ist eine unbeschränkte, und seinen drakonischen Ordonnanzen fügt sich sogar der unbeugsamste Hausherr.

Weitaus furchtbarer ist jedoch die Amtswirksamkeit des Hausmeisters in jenen Fällen, wo dessen intellectuelle Thätigkeit zum Ausdruck kommen soll. Diese Thätigkeit ist vorwiegend kritischer Natur und beruht auf einem ausgeprägten Classificationstalente, auf dem Vermögen, die gesammte Menschheit nach einem flüchtigen, oberflächlichen Blick in ihren einzelnen, oft maskirtesten Exemplaren richtig abzuschätzen. Geschehen hiebei auch mitunter etliche (wohl verzeihliche) Mißgriffe und rangirt der wenig Umstände machende, rasche Tarator auch die tugendreichste Familie unter „Bagaschi“ — oder umgekehrt, und erhält der wortkarge Zimmerherr auf der hinteren Stiege einzig und allein seiner „Schmutzerei“ wegen, in der Privatconduitliste der Inwohner sein verdächtiges „Klampfl“, während der splendidere Herr von X., der zugleich „Gönner“ der jungfräulichen „Hausmeisterischen“ ist, als leuchtendes Vorbild für enthusiastische Patrioten proclamirt wird, so werden ungeachtet dieser (freilich nur kleinen) Abweichung von der Wahrheit, die mündlichen Relationen des Hausmeisters unter einigen Himmelsstrichen doch mit Vorliebe bei Verfassung von „Auskunftstabellen“ benützt.

Und warum nicht? Um den Werth oder Unwerth irgend eines Sterblichen zu bestimmen, genügt in unserem aufgeklärten Jahrhundert für den gewissenhaftesten Forscher schon die Kenntniß von dem nur äußeren Thun und Lassen des Betreffenden. Wer kann aber darüber den „verläßlichsten“ Bescheid geben, als der Hausmeister, dessen Argusaugen nichts entgeht, was das Object seiner Beobachtung unternimmt, ja selbst was es zwischen seinen vier Mauern ißt oder trinkt? Nun ist es allerdings möglich, daß der Hausmeister, der in gewissen Beziehungen und trotz seines häßlichen Beinamens „Cerberus“ doch auch Mensch ist, menschlich fühlt und denkt und von menschlichen Leidenschaften geleitet wird, hin und wieder nicht ganz klar sieht, nicht mit nüchterner Ruhe aburtheilt und nicht mit vollends unbenebelten Blicken die Gründe wiegt, die zu Gunsten oder zum Nachtheile seines Clienten sprechen. Es ist ferners aus den rein menschlichsten Motiven denkbar, daß der Hausmeister dem „niederträchtigen, elendigen, miserablen

Haderlumpen", der an jedem Abende zehn Minuten vor zehn Uhr beim Thor hereinhuscht und auf diese Weise ihm sein wohlverdientes, vor Gott und der Welt gehöriges Zehnerl sozusagen aus der Tasche stiehlt, nur deshalb bei der nächsten „Qualification" seiner Unterthanen etwas scharf zu Leibe geht, und daß er auch die „nirnutzige Flitschen", die Nähterin, von der er das ganze Jahr „nit an lucketen Heller" zu sehen bekommt, und die sich sogar ihr Stübchen selbst geweißt hat, um ihm ein Seitel Wein „nit zu verguna", bei Nachfragen und Auskünften ebenfalls nicht am Glimpflichsten kritisch beleuchtet — dessenungeachtet ist der Hausmeister doch der legitimste Verfasser der Conduitelisten. Denn, nochmals sei es gesagt, der Hausmeister ist in vielen Fällen auch Mensch, d. h. dem Einflusse und dem Eindrucke materieller Bestimmungen unterworfen, und selbst der minder Gebildete wird es dem Vielgeplagten nicht verargen, wenn ihm ein Seitel Wein lieber ist als — keines! —

Aber auch sonst noch ist dem „richtigen" Hausmeister Gelegenheit gegeben, es zu zeigen, daß sein Herz nicht das eines Tigers, sondern auch — wenn auch nur sporadisch — menschlichedler Empfindung fähig ist. Ich meine nicht die freudigen Kundgebungen des noch unverdorbenen Theiles seines Gemüthes bei gewissen festlichen Anlässen, etwa zu Neujahr, am Geburts- oder Namenstage des Hausherrn oder der Hausfrau oder anderer Mäcene — derlei versteht sich in seiner exceptionellen Stellung vis-à-vis der übrigen Menschheit von selbst. Ich meine vielmehr jene sympathischen Regungen seines Herzens, wenn er Sonntag Nachmittags in seinem Alkoven, wie der ehrwürdige Bruder Lorenzo in seiner dürftigen Klause, den Liebenden ein flüchtiges Asyl gewährt, d. h. es gestattet, daß der Schneidergeselle Romeo von „schräg übri", dem's auf ein' Maß Wein nicht ankommt, der Juli vom zweiten Stock, die immer „a brav's urdentlich's Mad'l war", und stets ein paar böhmische Tallerln oder sonstige Ersparnisse als Opfergabe spendet, in traulichem Geplauder von den Träumen der letzten Nacht und den Plänen für die Zukunft vorerzählt.

Derlei unter den schützenden Fittigen des Hausmeisters arrangirte tête-à-tête, von Mißgünstigen oder Unbegünstigten mit dem vulgären Namen „Schluf" bezeichnet, verschaffen ihm

nach und nach das „moralische" Uebergewicht im Hause und auf fünfzig Schritte in der Nachbarschaft, d. h. er macht nicht nur sämmtliche Köchinnen tributär und von seiner Gnade abhängig, er wird, da er die Zufluchtsstätte der Liebenden, schließlich überhaupt das Asyl aller Bedrängten (Köchinnen) und da er tolerant genug ist, nebst Liebesgeflüster auch profanem Klatsch und Tratsch ein gastliches Obdach zu bieten, so zittert eben die ganze Bevölkerung des Hauses, vor den fürchterlichen Areopag in der Hausmeisterkuchel gebracht zu werden.

Aus dem Gesagten erhellt, daß eigentlich der Hausmeister der Schutzgott der Liebenden ist. Seine Macht ist in dieser Richtung eine unumschränkte, er bindet und löst, er knüpft und zerreißt, er erhält und vernichtet die Herzensallianzen auf seinem Herrscherterritorium, denn wenn der allgewaltige Hausmeister eine Liaison protegirt, dann gedeiht sie, wenn er sie aber nicht duldet, dann mögen die Englein des Himmels herabsteigen und sich für das bedrohte Pärchen verwenden, ihr Flehen wäre doch fruchtlos.

Denn er haßt in allen Dingen den Trotz und verlangt Gehorsam und Anerkennung seiner Stellung. Er ist ja nicht unempfindlich für die Leiden der Liebe, ach! er liebte ja selbst einst, und wenn auch seine „Alte" im „rauschenden Lenz der Jugend" mehr Prügel als Küsse von ihm empfing, so weiß er doch, was Liebe ist und kennt die Qualen der Sehnsucht liebender Herzen. Aber seine Protection muß „erworben" werden! Ist dies geschehen, dampft der Altar von den Opfergaben, d. h. „braselt das Halbpfund Jungschweinerne", das ihm die Jungfer Sali zum Gabelfrühstück in die Wirthschaft gelegt, in seiner Bratröhre, dann schmilzt auch die Eisrinde seiner starren „Grundsätze", er würdigt die Verdienste der Spenderin, er erklärt ohne Rückhalt, daß die Sali immer „a Muster von an Dienstboten" war und er gestattet ihr deshalb, seine Appartements als Correspondenzbureau zu benutzen, in welchem Sonntag Nachmittags der schriftliche Verkehr mit dem Herzallerliebsten vermittelt wird. Er ertheilt ihr dann sogar stylistische Rathschläge und gibt textliche „Schlager" von, wie er aus eigener Erfahrung weiß, untrüglicher Wirkung an, und offerirt ihr schließlich sein eigenes „Petschierstöckel", um die Schwüre ewiger Treue besiegeln zu können. Von solchen Zügen

fast idealer „Liebenswürdigkeit“ ist das Leben und Wirken des sonst so rauhen Hausmeisters oft geschmückt.

Wehe aber den Unglücklichen, die seiner Huld nicht theilhaftig zu werden sich bestreben. Der „verdächtige Kerl“, der unter der Hausflur auf die „klane Böhmin“ wartet, wird „außig'feuert“, „denn man kann nit wissen, was so a Schäbiak eigentli für Absichten hat und ob er nit eppa gar bei der Hausfrau einbrechen möcht'“. Dem vermummten Unbekannten, der im unnumerirten Fiaker gekommen, um bei der „Zimmerfräul'n“ im dritten Stocke eine Visite abzustatten, wird beim Retourwege ein Schaffel Kalk über die Lackstiefletten geschüttet, und selbst der soliden Beamtenswaise, die meist etwas spät von ihrer „kranken Tante“ heimkehrt, aber stets vom „Cousin“ oder gar vom „Onkel“ bis zur Stiege begleitet wird, wird die denkwürdigste Beschämung nicht erspart, denn als einmal der Abschied ein allzu herzlicher zu werden drohte, intonirt der Tugend- und Schlüsselbewahrer des Hauses ein „Mordspectakel“ und schreit, daß es in allen Stockwerken zu vernehmen: „No, wird's bald? Nimmt das Gspusi kan End'? Himmelsacrament', i leid' kan Techtl-Mechtl in mein' Haus — schamen's Ihna!!“ u. s. w.

Das alte Geschlecht der Hausmeister, jenes mit dem Kanonenkreuze gezierten Urtypus der Brutalität, droht übrigens in kürzester Frist auszusterben. Nur Einzelne raisonniren noch hie und da in einer „Schwemm'“ und machen ihrem Haß gegen den alten „Napolion“ oder irgend einem Zimmerherrn, den sie gerade „am Zug haben“, in haarsträubenden Verwünschungen Luft. Der Nachwuchs verflacht allmählich, die charakteristischen Merkmale ihrer Gilde verschwinden, selbst der Name Hausmeister kommt bereits außer Gebrauch und macht der verfeinerten Titulatur: „Hausinspector“ oder gar „Intendant“ Platz — kaum daß die gesammte Genossenschaft noch ein Kennzeichen unter einander verbindet und von der übrigen Welt absondert — der unaufhörliche Durst! —

Vom „Grueber Franzl".

Ich habe wiederholt Gelegenheit gehabt, bei meinen Schilderungen des Wiener Lebens eines Mannes und seiner specifischen, beziehungsweise bravourosen Kunst zu gedenken, nämlich des Hernalser Orpheus, genannt „Grueber Franzl", der seinem Instrumente, genannt „picksüaßes Holz", decennienlang die berauschendsten „Heurigenweisen" zu entlocken verstand. Dieser Mann, ein Stück „Alt-Wien" wie Wenige, ist am 24. Jänner 1870 im fünfundsechzigsten Lebensjahre, wie die Todesanzeige lautet, „in ein besseres Jenseits abberufen" worden. Wünschte der „Selige" diese Textirung? In diesem Falle muß das Haus Gschwandtner Trauer anlegen, denn dieses öffentliche Desaveu, daß es für den Eigengearteten doch ein besseres Domcil gäbe, als die in der Atmosphäre des Gerebelten gestandene Wiege seines Ruhmes, kann für die Betreffenden nur überraschend wirken.

Es mögen einige Jahrzehnte sein, daß die Gloire eines Quartettes, welches, nebenbei gesagt, als kein Vorläufer des Florentiner Quartettes anzusehen, eine gewisse Classe residenzlicher „Unterthanen" tagtäglich hinaus in die Hernalser Reviere lockte, wo ganz eigenthümliche Rhythmen erklangen, die so recht das Sprachrohr für jene Seelenträume waren, wie sie die energischen Ansiedler der Urgründe in weihevollen Augenblicken zu traumen gewohnt sind. Dieses Quartett constituirte sich aus dem Clarinettisten Franz Gruber, dem populären „Handschuhmacher Karl" mit dem stabilen Sammtkappel, der die weltberuhmten „Linzertanz" aus dem ff zu spielen verstand, dem „krummen" Erbes („Arwas"), der die zweite Violine tractirte, und dem blinden „Harpfenisten", dem hochbetagten Vater des Gruber. Diese vier musikalischen Originale bildeten das unzertrennliche „Kleeblattl", die sogenannten Fixsterne in jenen Localitaten, wo „unser Herrgott den Arm herausstreckt", und sie blieben beisammen, bis Gevatter Tod aufzuräumen begann. Zuerst verschwand der alte blinde Gruber in des Wortes voller Bedeutung, denn er kam auf die rathselhafteste Weise bei der Heimkehr von Hernals nach seinem „Hauserl" auf der Nußdorferstraße, in einer stockfinsteren Nacht, seinen Begleitern ab-

handen und wurde nicht mehr aufgefunden, ein Umstand, der zu allerlei Vermuthungen Anlaß gab; dann starb der Handschuhmacher Karl, das Ideal aller Schwärmer für die „Gepaschten" und „G'strampften", und nun haben sie auch den „Franzl" im eigenen Grabe zu Döbling beerdigt, nachdem er eines örtlichen Leidens wegen schon vor einigen Jahren die „Kunst" verlassen und bei seiner Schwester in der Leopoldstadt, zu welcher er mit einem kleinen Sparpfennig zog, Aufnahme und bis zu seinem Tode die liebevollste Pflege fand.

Der Mann starb lebensmüde. Mußte er doch schon vor einem Decennium die schmerzliche Erfahrung machen, daß seine vermeintliche Specialität nur eine Chimäre und daß selbst Epigonen, wie die „Stelzmüller", ihm nicht nur die Treuesten seines Stammpublicums, sondern sogar seine wirthshäuslichen Domänen zu erobern wußten, und daß er, als sein Prestige im Erbleichen, froh sein durfte, wenn man ihn etwa einlud, bei der „Bäckin" in Hernals, oder während der Firmwoche im Prater beim „Blumenstöckl" oder „wilden Mann" schüchterne Gastrollen zu geben.

Der Mann starb lebensmüde. Ein neu Geschlecht wuchs heran, das seine einstige Größe nicht zu würdigen verstand, ein neu Geschlecht, das kein Verständniß für die textliche Wucht der alten Vierzeiligen hatte und das so entnervt war, sich für die lauwarmen G'stanzeln zu begeistern, welche moderne vaterländische Poeten für Fräulein Gallmeyer dichten. Es mußte das Gemüth des „feinfühlenden" Künstlers verbittern und es brach ihm vielleicht sogar das Herz, als er sah, daß der längst gefürchtete Racenkampf hereinbrach und insoferne zum Unheil des urwüchsigen Genres umschlug, als die „Sturmwallfahrer" nicht mehr von dem reinen Blute der „Hausherrnsöhnerl", die für einen „ganz Tiefen" zu jeder Zeit „ein' Fünfer-Banknoten" mit flammenden Augen zu opfern bereit sind, sondern auch aus der Kategorie schöngeistiger Ladendiener und lendenlahmer Amtspractikanten sich recrutiren und eine höchst „gemischte" Gesellschaft die classischen Gefilde im Rayon des Ganserlberges verunstaltet.

Und noch Eines. In der Zeit seiner schönsten Triumphe, als selbst Sauter, dessen ich ebenfalls schon wiederholt gedachte, seine empfundensten Strophen im „Palffy-Garten" oder beim

„Mondl“ wie eine Lerche jubelnd trillerte, da ging's noch hoch her in jenen der ungebundensten Lust gewidmeten Räumen; eine Wagenburg stand in den Vorhöfen, denn was der Brillantengrund an Notabilitäten und Würdenträgern aufzubieten vermochte, das fuhr in den „feschesten Zeugln“ dorthin, wo der heitere Maestro mit dem kugelrunden Antlitze die Rostra aufgeschlagen. Die heutige Generation ist so verflacht, daß sie nicht erröthet, um zehn Kreuzer bis zur Linie zu fahren und sodann zu Fuß zum „Stadllehner“ 2c. weiterzuhumpeln. Als Gruber auch noch diese betrübende Decadence seiner Zeitgenossen sah, ja, als man sogar so tief gesunken, statt des edlen Zwanzigers ein „fuchsernes“ Sechserl, ja selbst nur ein plumpes Vierkreuzerstückel ihm in den blechernen Stiefel, mit dem er die Honorare einsammelte, zu werfen, da wandte er sich schmerzlich bewegt von dem kläglichen Schauspiele ab, und legte Stiefel und Klarinette auf Nimmerwiedersehen in die Commode.

Gruber verließ während der letzten drei Jahre sein Asyl nur, um Sonntags in die — Kirche zu gehen. Von der Welt wollte er nichts mehr wissen, da er sich in ihr nur vereinsamt und unverstanden fühlte. Vor ein paar Wochen mußte er noch die Kunde von dem Ableben eines seiner Kampfgenossen erfahren, des weit und breit bekannten „Dudlers“ und Zitherspielers Weidinger, vulgo „Schwama“, der unter dem Directorium der „Leyrerbuab'n“ bei der „Säul'n“ und beim „Kleeblatt'l“ wirkte, dort das Bier aus „Viertelschasseln“ trank, aber auch Kunstreisen machte und beispielsweise jahrelang im Solde des Grafen K. stand, der ihn seines virtuosen Jodelns wegen in der Sommersaison für Aussee „gewann“. Der „Schwama“ war der Einzige, der Gruber verstand, aber auch dieser verstand ihn nicht ganz, und deshalb legte sich der alte „Franzl“ wie Hegel enttäuscht hin und — starb. Gruber starb als Hagestolz, vielleicht weil er das schöne Geschlecht zeitlebens in den unbegehrlichsten Exemplaren sah.

Mit Gruber verschwand wieder ein Stück Alt-Wien. Würdigt man den Verlust? Ach, die greise „Rognerin“, die achtzigjährige Korsilaner-Verkäuferin, seufzte bei der Nachricht seines Todes wohl auf, aber die alte „Judenpepi“, die Zeugin und Theilnehmerin all seiner Triumphe, die zu Tausenden seiner

„Tanz“ stets so ruhmvoll „gepascht“, hat so wenig Pietät für den erschütternden Fall, daß sie die heroische Stimmung findet, sogar noch in der Trauerwoche, und zwar schon am nächsten Montag „ihren Ball“ zu geben! Eine solche sociale Blasphemie von Seite seiner talentvollsten Schülerin muß die Manen des Meisters empören, wer aber versöhnt sie wieder? Vielleicht Herr Gschwandtner durch einen sinnigen Denkstein für seinen lukrativsten Minstrel . .

Deutschmeister-Edelknaben.

(Zum 11. Juli 1871.)

> Von Peterwardein
> Kann nit Jeder her sein,
> Und es muaß a darnöb'n
> Und herent no Leut' göb'n.

Dieses tiefsinnige Xenion hörte ich einst von der harbesten „Wäscher-Tonerl“, die je von den unsterblichen „Linzer Geigern“ bei der „Schäferin“ am Himmelpfortgrund sich „anstrudeln“ ließ, im vom Plutzerbier gedämpften Alt einem charmirenden „Stuckknecht“ (fremder Zunge) entgegenschmettern, worauf ihr „Gegenstand“, der „Wießhofer Ferdl“, ein ausgedienter Deutschmeister, das Glas in die Höhe riß und in schöner Begeisterung ausrief: „Und dö andern Leut' san mir, wann eng nit graust! Mir, von ‚Hoch und Niader‘, von Nummer vier, dö a no auf der Welt san, so lang's a Bier gibt und a Musi und d' Wiana-Madl'n nit aussterb'n — und da habt's zwa Koferln, i will mein' Tanz — aushalt'n auf der Gelb'n, und wann's Graz gilt!“ — Und sein „G'span“, sein „alter Schlaf“, der „Meidlinger Poldl“, dem diese rührende Apostrophe wie Kuhreigen dem Schweizer Hirtenknaben klang, erhob ebenfalls sein Glas und recitirte den historischen Psalm der „Edelknaben von Thury“, der da lautet: „Denkst no d'ran, bei ‚Valetschi‘? Kan' Tawak — kan' Knopf Geld — nit an Tropf'n G'mischt's — kane Kamaschen und den D . . t!!“ — „Poldl, laß außa, dö Tiafen!“ — scholl's nun im Chore, aber „Poldl“ hatte noch den Schlußcanon zu sprechen, und der heißt in alter, ortsüblicher

Tertirung: „Awer ewi ka Traurigkeit g'spür'n lass'n, weil dös 'n Durscht verdirbt — a Bier her!“ Darauf Gläsergeklirr, tolle Aufschreie, grelle Gurgeltöne, Jodlerpräludien mit doppelten Ueberschlägen, Fingerschnalzer und nun die „Vierzeiligen“ in endloser Reihe. — Welch lustig Völklein mit der verwegenen Lebensdevise: „Alleweil fidel, fidel!“ . . .

Karl Beck schrieb damals eben seinen „Fahrenden Poeten“, die Worte

> O Wien, o Wien, Du märchenvoller Klang!
> Dem Sinnenden, der Dir in's Herz gesehen —

summten mir unablässig in den Ohren, und wenn ich auch wußte und fühlte, daß dem edlen Sänger bei seinem Gruße ganz andere Gestalten vor Augen schwebten und er im höheren und besseren Sinne die Wesenheit und den Charakter der viel verlästerten Phäakenstadt erfaßte, so schien es mir doch kein Sacrileg, wenn ich diese freundlich-wohlwollende Kritik des „Wienerthums“ eigenmächtig auch auf die urwüchsigsten Schichten ausdehnte und auch die — unorthographischesten und im wildesten Dialecte aufgewachsenen „Kinder des Volkes“ zuweilen als einen nicht unliebenswürdigen Stoff für den „Sinnenden“ mir dachte und — noch heute denke.

Der Dir in's Herz gesehen! — Wer nahm sich die Mühe? Wer thut's, wer that's bisher? Nun, ein paar Poeten erbarmten sich ja doch Deiner, und wenn sie einsam am Abhange des Kahlenberges saßen und den altersgrauen Dom, den Zeugen sagenreichster Zeiten, wie einen warnend erhobenen Finger aus dem Häusermeere in die Wolken starren gesehen — oder wenn sie im Menschengewoge träumerisch dahin schlenderten und die Menge bei Spiel und Tanz und vollen Gläsern trafen, da bargen sie dann wohl ihre geheimsten Gefühle und Gedanken in — klingende Reime und auch in schöne Prosa, und wenn sie in ihrer Schreibtafel wieder einmal Nachschau hielten, so wurde ein hübsches öffentliches Buch aus den vereinsamten Empfindungen, und dieses Buch wurde in den Literaturzeitungen auch nebenbei besprochen, nur geschah dem Autor meist das Malheur, daß Richter über ihn saßen, denen die geschilderte Scholle eine terra incognita, oder die wohl gar dem (übrigens geschätzten) Herrn

Verfasser gerade seine allerschönsten Hymnen, als vom „Local-patriotismus“ dictirt, zum Vorwurfe machten und seinen „loyalen Austriacismus“ belächelten. . .

Der Dir in's Herz gesehen! — Thaten's Jene, welche mit dem billigsten Vergnügungszuge auf einer flüchtigen Rundfahrt auch die wunderliche Kaiserstadt flüchtig berühren und bereits in der nächsten Woche soundsoviele Druckbogen mit ihren „Eindrücken und Erlebnissen“ vollmachen, und „Land und Leute an der Donau“ gründlich schildern zu wollen, die — Anmaßung haben? Einmal bei einem Knoppernhändler zu Tische geladen worden und später bei der Mannsfeld gewesen zu sein, genügt, wie ich bereits im Vorworte angedeutet, den Herren vollkommen, um ein ausführliches „Werk“ unter dem umfassenden Titel: „Wien und die Wiener“ zu schreiben, das selbstverständlich die normalen Abschnitte: „Charakter der Wiener“, „Wien bei Nacht“, „Familienleben“ &c. &c. und die üblichen „Holter-“ (?) und „Backhendlspäße“ enthalten muß. Befreundete Kritiker nennen dann das Opus pikant und rühmen den scharfen Blick und die Beobachtungsgabe des vielgereisten Mannes. Man könnte weinen — wenn man nicht lachen müßte. . . .

Ach, vielleicht ist es doch wahr, daß nur zwei Männer „Wien und die Wiener“ zur Gänze verstanden? Ich meine weiland Strauß und Lanner, die (wenn der Tropus gestattet) den lustigen Rhythmus des Wiener Lebens, die fröhliche Melodie des Wienerthums in den frischesten Urklängen erhorchten und in den herzgewinnendsten Weisen wiedergaben; die all den freundlichen Zauber der ungebundensten Lust, der sorglosesten Herzensgüte, der heitersten Lebensfreudigkeit, wie sie nur dem unvermischten Wiener so recht eigen, und die in tausend Witzfunken emporprasselt und in den lachenden Augen und Mienen der ungeschulten Humoristen der Donaulände abgespiegelt, zum wirbelnden Ausdruck brachten; die die Naivetät, aber auch Raschheit und Lebhaftigkeit der Empfindung, die schneidige Verve und das bündig Resolute des urwüchsigsten Sanguinikers in den täuschendsten Tonfarben zu malen wußten, und mit ihren heute noch unvergessenen Walzern: „Das Leben ein Tanz“ — „Lustig lebendig“ — „Heiter auch in ernster Zeit!“ u. s. w. das beste Conterfei des Wienerthums schufen.

Wie spotteten sie aber auch draußen „im Reich“ über das Bäuerle-Raimund'sche: „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien!“ und welche Strafpredigten mußten wir über unsere (ohnehin nicht bestrittenen) paar lässigen Sünden: „Genußsucht und Sinnenlust“ lesen! Als „Capua der Geister“ figurirten wir in den Reisebeschreibungen und das war noch eine glimpfliche Classification, besonders witzige Touristen sprachen gar von Neuchina. Nun trübselig sah's wohl einst allwärts aus, daß aber in diesem Capua, wenn schon kein Geibel, so doch ein Grillparzer, Lenau, Grün gediehen, daß dieses Capua an jenem 13. März die große Freiheitssymphonie intonirte und triumphirend dirigirte; daß dieses Capua zum Sparta wurde und, um das übrige Europa von der hereinbrechenden Barbarei des Absolutismus zu retten, die blutigen Octoberschlachten schlug; daß es für die heiligen Lehren der Geistesbefreiung muthvoll auf den Barrikaden kämpfte, und ungebeugt in den Kerker und in den Tod ging; daß dieses Capua zum Bethlehem wurde, von wo aus (nach zehnjähriger Nacht allüberall blind wüthender Reaction) zum ersten Male wieder vor Schiller's Standbild der leuchtende Stern freudigster Erhebung sein mildes Licht weithin ergoß — all das schiert die nergelnden, hämischen, in sich selbst verliebten unfehlbaren Völkerkritiker wenig oder gar nichts und sie bleiben bei ihren vorgedruckten traditionellen Phrasen, die die geistige und moralische Haltlosigkeit „Wiens und der Wiener“ gar so gewissenhaft präcisiren sollen.

Mogen sie's thun! Vielleicht ist der Tag doch nicht mehr ferne, wo das scheinbar in Apathie und Lethargie versunkene, in Sinnenlust „versumpfte“ Wien sich wieder aufrüttelt, mit der alten Sprungkraft in die geistige Arena stürmt und, gleich der erwachten Löwin, die Tatzen dräuend gegen Jene erhebt, die einen frevlen Raub an den kostbarsten Gütern des Lebens wagen wollten. Noch verzweifle ich nicht, noch ist mein Trost der Kern des Volkes, der, wenn er von der faulen Hülle socialer Gebresten befreit, sich Euch als gesund erweisen wird. Löst die Schlacken, und gediegen Gold liegt vor Euch und vielleicht findet Ihr's just in den untersten, tiefsten Schichten. Beseitigt den Schlamm, den die Corruption der modernen Speculation über die Oberflache gezogen, und der klarste Quell sprudelt Euch entgegen!

Mitten im Schmutz und Unrath unserer (und wohl aller großen Städte) gesellschaftlichen Zustände gedeiht auch noch der Same biderber Ehrlichkeit und zwischen dem lumpigsten oder elegantesten Gesindel schreiten Gestalten treuherzigsten, unverdorbensten Sinnes einher, Männer der Arbeit, denen Mühsal und Jammer und tausendfache Sorge die alte väterliche Erbschaft: den Frohsinn noch immer nicht aufgezehrt, die aber auch den Glauben an ihre innere Kraft noch nicht eingebüßt haben. Wer dieses Volk mit der Lebhaftigkeit seines Fühlens doch zu klären, zu läutern, zu veredeln, zu erheben verstände! Gebt ihm einen Gedanken, der es aufrichtet, ein zündend Losungswort — an Verständniß und an ehernem Willen der Ausführung fehlt es dem echten Wiener nicht. —

* * *

Wie ich auf diese Gedanken kam? Durch eine Nachricht localster Natur, die aber halb Wien auf die Beine bringen und nach einem einzigen Punkte hinströmen machen dürfte. Dieses Ereigniß ist der für heute avisirte Durchmarsch des Infanterieregimentes „Hoch- und Deutschmeister Nr. 4", das seinen Werbbezirk in Wien hat, sich also aus „Wiener Kindern" — aus „Wiener Vollblut" recrutirt. Fast ein Vierteljahrhundert ist es, daß Wien sein „Leibregiment" nicht in seinen Mauern gesehen. Gewisse Rücksichten disciplinärer Natur, dem Laien ewig unverständlich, sollen die Expatriirung der Wiener nothwendig gemacht haben. Die vielen Amour- und Kameradschaften im eigenen Neste seien, so heißt es in dem mysteriösen Codex der „Staatsraison" und den Sinnsprüchen des Dienstreglements — den Kasernpflichten des Mannes „abträglich" und so vermied man es denn auch mit ängstlicher Sorgfalt, das Regiment auch nur in den Dunstkreis seiner Heimat gelangen zu lassen. Meist wurde es (mit gewünschtem Erfolge) zur Unterdrückung von Aufständen verwendet und fand in dieser Beziehung schon 1847 in Galizien lohnende Beschäftigung. In den Jahren 1848 und 1849 kämpfte es in Italien und Ungarn gegen die „Rebellen", 1859 abermals gegen die „Wällischen", kam dann in Garnison nach Ungarn, 1866 zur Nordarmee nach Böhmen, später nach Dalmatien, endlich nach Graz und war in den letzten Wochen im Brucker Lager.

Heute also trifft es in den Frühstunden auf einen flüchtigen Besuch Wiens bei der Marrerlinie ein, um — nach einer lang entbehrten „Nacht in der Vaterstadt" — schon morgen in das langweilige Tulln abzugehen.

„Die Deutschmeister in Wien!" Wie eine Rakete fuhr die Nachricht schon anticipando in die Wiener Bevölkerung. Namentlich gewisse Gründe, die allzeit das Gros der „Vaterlandsvertheidiger" zum residenzlichen Contingente zu liefern beflissen sind, deren Stolz es ist, noch immer die meisten „Taiglichen" aufzutreiben, waren von der Kunde förmlich elektrisirt. Und wohl mit Fug und Recht. Gibt es doch in jenen Bezirken fast kein Haus, deren Insassen, fast keine Familie, deren Mitglieder sich für diesen Dislocationswechsel aus dem einen oder dem anderen Grunde nicht zu interessiren hätten. Der Vater, die Mutter sehen den lang entbehrten Sohn wieder, Fleisch von ihrem Fleische, Blut von ihrem Blute; die Geschwister den Bruder, dieser den „Schulspezi" und Jener den Spielkameraden, von dem er beim „Palästern" die ersten „Löcher im Kopf" erhielt; dann die Legion schmucker Dirnen, fescher „Wianer God'ln", die ihrem Pepi, Schorschl, Karl, Franzl, Nazl die ewige Treue geschworen und ihm treu bleiben wollen, „wann a der Prinz Schnudi kumma thät"! Alle sehen sie wohl klopfenden Herzens der Stunde entgegen, welche die heiß Ersehnten in ihre Arme führen soll.

Die Deutschmeister in Wien! – das ist eine Parole, deren Werth nur Derjenige kennt, dem die Götter das richtige Verständniß für den streng localen Sinn des Gattungswortes „Deutschmeister" gnadigst verliehen. „Deutschmeister" ist seit fast zweihundert Jahren (seit 1696) die Signatur einer ganz speciellen und nur auf classischem Territorium gedeihenden Race, deren Tribus in Liechtenthal, Michelbeuern, Erdberg, Hungelbrunn, auf dem Althan und Himmelpfortgrund ihre Lehmzelte aufgeschlagen, und die Söhne beim „Anmäuerln", Schneeballenwerfen und auf der „Schleifen" mit den Geheimnissen der richtigsten Heilgymnastik vertraut werden lassen. „Deutschmeister" ist der summarische Begriff des ureigentlichsten Wienerthums, das im Vogelhuber Christl, dem Grueber Franzl und dem schneidigen Amphion des Praters: Furst seine gediegensten Interpreten fand. „Deutschmeister" ist der Haupttitel, der Alles in Allem sagt und den Sub

titel „lauter Geist" entbehrlich macht. Im „Deutschmeister" sehen deshalb gewisse Leute, deren faible der böhmische „Kaprol" oder gar ein Seressaner Bassa ist, nur die Verkörperung des gefürchteten „Wiener Früchtels" — aber diese Sage von Anno Haarbeutel hat heute gar keine Berechtigung mehr, denn erstens werden die „Wiener Früchtel" par excellence in Folge ihrer glücklichen körperlichen Indisposition nicht enrollirt und lungern unbehelligt in den vorstädtischen Surrogatcafés und Branntweinboutiken herum, und weiters ist der „Deutschmeister" zwar ein unverbesserlicher Raisonneur, aber durch kluge Behandlung „um den Finger zu wickeln" und erfüllt (freilich unter Accompagnement haarsträubend drastischer „Sprücheln") schließlich unverdrossen die fatigantesten Dienstespflichten.

Aber den Spaß müßt Ihr ihm gestatten, den Jux, den Schabernack, die Hetze: seiner kaustischen Kritik der ernstesten Bataillonsbefehle dürft Ihr das Ventilrohr der dialectischen Uebungen nicht verschließen, weil sonst — eine unheilvolle Explosion zu fürchten. Drückt Ihr aber ein Auge zu, wenn er seine Mundwinkel zu einer „harben" Bemerkung spitzt, dann geht er wohl, lachend und einen kecken Jodler loslassend, selbst an seinen Dienst. Die Regimentsfama weiß tausend lustigster Anekdoten dieser „Commiß-Komiker" zu erzählen, und hätte ich nicht die Besorgniß „geschmeidelt" zu werden, ich theilte selbst ein Schock der verblüffendsten mit. So war denn dem „Deutschmeister-Schnabel" auch nur Einer gewachsen, der nun wohl auch schon längst „selige" Hauptmann Schnorbusch, der wahrlich die nöthigen Haare auf den Zähnen hatte. Aber die ungerathenen „Kinder seiner Compagnie" jubelten laut auf, wenn er die bärbeißigsten Resolutionen von sich gab, namentlich bei den stets abweislichen Bescheiden während der Rapportsstunde, die er sämmtlich, in seelischer Vorahnung der Gedankenharmonie mit den mystischen Worten „Mich auch!" finalisirte. Nun, der Herr schenke dem vor Aerger meist „zwetschkenblauen", viel geplagten Manne die ewige Ruhe — die Epigonen seiner Quälgeister eilen heute unter Sang und Klang, und ohne Zweifel von den jauchzenden Grüßen einer unzählbaren Menschenmenge bewillkommt, freudetrunken in die Arme der Ihrigen.

Kriegsgeschichter und Kanonenfutter.

Gedenkt Ihr noch der Jahre 1848, 1849, 1859 und 1866? Jener Jahre, in welchen der Centner Menschenfleisch um zehn Gulden feilgeboten wurde? Und wie überfüllt der Markt war! Fast mehr Geber als Nehmer. Schließlich wurde mit der Waare geradezu geschleudert, und hätte der Handel noch länger gedauert, der Preis wäre unter fünf Gulden gesunken. Die Menschen verkauften sich fast um die Fütterungskosten einer Woche.

Ich meine den „Freiwilligen"-Rummel. Freilich weinten die Mütter und es weinten die Schwestern und jüngeren Brüder, und auch ein Paar sogenannte Bräute weinten, und hin und wieder sah man sogar einen wirklichen oder Titularvater sich die Augen trocknen. Aber was nützte die „Flennerei", das „Wiener Früchtel" riß sich los und stürmte auf den Assentplatz, wo der präsumtive Held einen nagelneuen „Zehnerbankanoten" erhielt. Eine Summe, die er all sein Lebtag nie sein rechtmäßiges Eigenthum nennen konnte. Und nun hielt er das Geld in der Hand! Krampfhaft! In der ersten besten Branntweinboutike durfte er es wechseln lassen oder für ein Paar „Pitschen" Bier hinwerfen, ohne fürchten zu müssen, „arradirt" zu werden! Der „Busch'n" am „Kappl" war sein Palladium, er war nun „Zoldat" und — „für Dearndl Laudon!" kreischte es aus der heiseren Kehle, „was liegt denn d'ran an dem Bißl Leb'n, aber eh's gar is auf dera bucklaten Welt, no amal in' Prater awi, oder nach Hernals zum Gschwandtner außi — und g'fahrn muaß wer'n und dann — g'freut's enk, ös wällischen Katzelmacher, oder ös französischen Bajazzer, oder ös preußischen Butterbemmerln! Der Karl kummt, und da is 's Eisen! — Pfiart Di God, Muada und grüaß ma d'Lenerl und 'n Voda und n' Poldl, und wann's D'mi nimmer siegst, so denk' D'r, i bin bei unsern Herrgott und schau awer auf enk, wann am Grund Kir'tag is. Serwas Weanerstadt!"

So leicht schieden damals die Leute von Wien, von ihren Angehörigen — vom Leben. Um zehn Gulden! Wenige kamen wieder zurück. Es war „Kanonenfutter", das in den ersten Stunden preisgegeben wurde. Wie Sandsäcke.

Aufrichtig gesagt, es waren unheimliche Gestalten. Bursche mit verwegenen Gesichtern, die jahrüber das Pflaster der inneren Stadt nicht betreten, und die sich nur an den Grenzmarken der äußersten Gründe, oder auch an den Donauufern, in den Auen des Galizinberges oder des untern Praters, oder in entlegenen Kaffeeschänken und Kneipen, oder in Canälen, oder in fernen Kellerwohnungen scheu verbargen. Wenn die Alarm- oder die Werbetrommel ertönte, da schnellten sie aus ihren Schlupfwinkeln empor, rieben sich die schlaftrunkenen Augen, strichen sich die Haare in's Gesicht und stiegen auf die Straße. So kamen Hunderte — Tausende, von deren Existenz die civilisirte Residenzstadt keine Ahnung hatte. Geld war zu verdienen, ehrlich zu verdienen, es galt zwar das Leben einzusetzen, aber — „was liegt an dem Biss'l Leben!"

Noch andere Gestalten tauchten damals auf. Die „Arbeitshäuser" wurden geleert. Radetzky nahm Alles, er brauchte Leute — Kanonenfutter, obwohl sich die Officiere und die reguläre Mannschaft heftig dagegen sträubten, in solcher Gesellschaft „für das Vaterland zu kämpfen".

Es war in jenem gewissen „Jahre der Schmach". Ich stand am Südbahnhofe. Mehr als ein halbes Tausend der bedenklichsten Subjecte, gefolgt von einem Troß veritabelsten Gesindels (beiderlei Geschlechtes) kam anmarschirt. Welch ein Anblick! Erdfahle Gesichter mit verschmitzten Augen, der Auswurf der menschlichen Gesellschaft. Die Inhaftirten der Zwangsarbeitsanstalten meldeten sich sammt und sonders als Freiwillige für den Krieg. Man willfahrte ihrem „patriotischen" Verlangen. Nun standen sie da in Reih' und Glied, seit langer, langer Zeit das erste Mal wieder in freier Luft! Sie waren von diesem Augenblicke an keine Sträflinge mehr, keine Gebrandmarkten, keine Verstoßenen, sie waren ehrliche Soldaten, die ihr Leben wie jeder andere ehrliche Kerl zu opfern bereit waren. Vielleicht — dachten sie aber auch an Beute in dem reichen, gesegneten Italien . . . .

Da wand sich ein altes Mütterchen mit Mühe aus dem wogenden Gedränge. Die arme Frau hatte, wie sie mir gestand, seit vielen Jahren ihren Sohn nicht gesehen, sie vermuthete nur, daß er die ewig lange Zeit — in Strafhäusern zugebracht habe. Nun hörte sie, daß die „Zwänglinge" als Freiwillige sich ge-

meldet und mit dem nächsten Zuge abgehen würden. Ein gewisses Gefühl sagte ihr, daß sie ihren Sohn, den lange Vermißten, unter dieser Schaar heute wieder sehen sollte. Sie ging die Reihen zitternd auf und ab. Angstvoll spähte sie nach ihrem Kinde — da — ein leiser Schrei — im dritten Gliede stand der Gesuchte — er trat vor und reichte der betagten Mutter die Hand.

Sie versuchte zu weinen, aber der Thränen schon lange nicht mehr gewohnt, rang sie vergebens nach dieser Schmerzenslinderung. Der Bursche, nicht mehr jung und fast im Mannesalter, mit einem ausgesprochenen Thunichtgutgesichte, blickte verlegen zu Boden. Vielleicht flog in dieser kurzen Secunde die Erinnerung an sein ganzes — verlottertes und verlorenes Leben durch sein Gedächtniß, vielleicht fühlte er doch Etwas wie Reue — vielleicht schämte er sich sogar vor dem abgekümmerten Weibe, das seine Mutter war und sichtlich in bitterster Noth sich befand. Er griff in die Tasche und gab der Leidenden und Vielgeprüften Etwas von seinem Handgelde. Sie wies es schmerzlich lächelnd zurück und meinte: „Behalte nur, was Du hast, Du wirst es noch brauchen, ich — brauche ja nichts mehr!“ Aber dieser Zug seines noch nicht ganz verdorbenen Herzens, dieses letzte Aufflackern der Kindesliebe schien sie unendlich zu freuen, und gewiß vergaß sie nun all das zwanzigjährige Leid, das der Taugenichts über sie gebracht. Sie küßte ihn und steckte ihm ein paar Aepfel und ein Stück Brot zu, mehr besaß sie nicht, es war ein ihr geschenktes Almosen in natura, sie gab es ihm.

Da hieß es antreten. Die langwierigen Umarmungen und das Abschiednehmen mußten endlich allseits aufhören. Rechts um! Und unter lustigem Hurrahgeschrei stürmten die Todescandidaten in die Halle. Das Publicum zerstreute sich. Viele Angehörigen liefen der Linie zu, um von hier aus den Train vorüberbrausen zu sehen. Auch ich ging, aber melancholisch heimwärts. Da, auf einem Sandhaufen, saß das arme Weib, den Blick unverwandt nach der Bahntrace gerichtet. Plötzlich ein schriller Pfiff der Locomotive — die „Freiwilligen!“ — die „Freiwilligen!“ hieß es, und unter betäubendem Freudengeheul und unter tobenden Hochrufen auf Wien, fuhren sie vorbei — in den sicheren Tod. Es waren früher Gauner und Strolche und Vagabunden, die aber nun wieder ehrlich geworden, und man winkte ihnen deshalb

ein freundliches Lebewohl! zu. Erst jetzt konnte auch die Mutter, die vor mir saß, weinen, aus vollem Herzen weinen, und sie weinte bitterlich. Ob sich die Zwei im Leben nochmals sahen? Ach, wohl nie wieder! — —

Dieser dramatische Kriegszug der Wiener „Zwänglinge" hatte übrigens eine tragikomische Schlußpointe. Am Perron des Bahnhofes fanden sich nämlich an jenem Vormittage eine Unmasse . . . „Weibsbilder", meist Dirnen nur eines und desselben Rufes und Metiers ein, welche alle ihre „Freunde" nicht verlassen wollten und etwas ungestüm forderten, mitfahren zu dürfen. Sie wollten ebenfalls in den Krieg, als — Marketenderinnen wenigstens. Ihre Abwehr war ohne Aufsehen erregenden Exceß beinahe unmöglich, so willigte man denn scheinbar in ihr Verlangen und pferchte sie alle zusammen in den letzten Waggon. Welch Jubelgeschrei bei der Abfahrt! Aber, o wehe: Nach einigen Stationen koppelte man den Waggon mit der sonderbaren Fracht ab, der Zug fuhr weiter, in's „Wällische" hinein, und — die „Damen"? — Nun, in Kriegszeiten macht man auch mit dem schönen Geschlechte nicht viel Umstände.

Man lobte später den Muth und die Tollkühnheit der Wiener Freiwilligen im Allgemeinen und auch jener bedenkliche Nachschub soll sich wacker benommen haben. Und Wien spürte eine gewisse Reinigung. — —

Dann kam das Jahr 1859. Und wieder tauchten Gestalten auf und zogen oder fuhren, auf's Lustigste gestimmt, in luxuriösen Comfortables lärmend durch die Straßen der Stadt, Gestalten, von deren Dasein der Städter keine Ahnung hatte. So schnell war der Nachwuchs, die Ergänzung dieser Gattung fertig. Aber von nun an hatten's die Freiwilligen leichter. Von Todesgefahr war kaum mehr die Rede, denn ihre Ausrüstung bis auf das letzte normale „Haftel" dauerte, Dank der herkömmlichen „Brodlerei", nun meist so lange, bis die Friedenspräliminarien zur Unterzeichnung kamen. Unsummen Geldes wurden auf diese Weise unnöthig verschwendet, förmliche Ausstaffirungen, wie für Hochzeiten wurden auf's Minutiöseste eingeleitet und so lange durchgeführt, bis — der Krieg zu Ende war. Ich erinnere nur an die berühmten „Welden'schen Scharfschützen" Anno 1849, deren malerische Adjustirung die besten

Denker des Vaterlandes beschäftigte, und allein die Ausklügelung der exquisitesten Hut- und Federbuschform, dann die praktische Anbringung des Eßbestecks (!) schwierige und endlose Erwägungen verursachten. Die Herren gingen, auf's Schmuckste armirt, in Wien spazieren und harrten der Befehle zum Ausmarsche — da bedurfte man ihrer plötzlich nicht mehr und ihr kostbares Kriegscostüm, sowie das der Anno 1866 auf Kosten der liberalen Wiener Commune ausgerüsteten Freiwilligenbataillone, und auch des ebenfalls ein Heidengeld verschlingenden Mensdorff'schen Alpenjägercorps — wanderte in die Theatergarderoben und in die Magazine der rechtgläubigsten Kleiderhändler. Diese Methode ging so fort, bis die Errichtung von Freiwilligenbataillonen in Wien allgemein als Ende des Krieges galt. —

Nun schreiben wir 1870. Die glücklicherweise abermals eingetretene „Störung des europäischen Gleichgewichtes" könnte wieder einer Legion Menschen Beschäftigung geben. Auch in Wien drängt die „Situation" schon eine Masse jener, in steter Kriegsbereitschaft befindlichen, immer auf's „Schlagfertigste" gestimmten Individuen dunkelster Existenz in den Vordergrund. Seht Euch um, und Ihr werdet Gesichter bemerken, die Euch sonst nicht vor die Augen kommen. Die äußeren Vorstädte sind bereit, ihr übliches Contingent zu stellen. In den Kaffeeschänken wird schon heftig debattirt, und werden Pläne entworfen, wie man sich gegen diese oder jene Kampfweise der eventuellen Feinde zu verhalten habe. Der verunglückte Student, der arbeitscheue Handwerker, der — verzweifelte Ehemann, der bankerotte Kaufmann, der entlassene Beamte, der Betrogene und Getäuschte, der liederliche Sohn und der von der ganzen Welt Verlassene — sie Alle, die zur vielköpfigen Branche der Lebenssatten gehören, sie horchen nun hoch auf bei jedem Knittern eines Zeitungsblattes, bei jedem Ausrufe eines Zeitungslesers. Sie sind auf den ersten Wink bereit, dem „Rufe des Vaterlandes" Folge zu leisten. Die „leidige" Neutralität verbietet es aber noch vorläufig, von ihrem Anbote Gebrauch zu machen. „Nun vielleicht später — später!" seufzen sie und werfen sich in den Winkel ihrer Spelunke, in Träumereien versunken, nieder.

Ja, vielleicht später! Das ist ihr einziger Trost, ihre letzte Hoffnung, denn sie wollen ja Alle ihr jetziges Los abschütteln

und als andere Menschen wiederkehren, oder — sterben, sterben, fern von dem Schauplatze ihres Elendes.

Das ist, mit wenigen Ausnahmen, der Stock der üblichen Wiener Freiwilligencorps. — Resolute Vabanque-Spieler mit ihrem Leben, Materiale für Chronikenschreiber oder auch — namenloses, ungezähltes Kanonenfutter. — —





VI.

Anhang.

Zur Tagesgeschichte.

Im Elysium.

(Eine kleine communale Apotheose.*)

Unter „allgemeiner Heiterkeit“ auch der seligen Zuhörerschaft gibt „Vater“ Kleyhonz soeben eine Erzählung seines gemeinderäthlichen Erdenwallens zum Besten, und schließt — sein „geliebtes Deutsch“ zu Zeiten noch immer nicht ganz in der Gewalt — mit den Worten: „Ja, meine lieben Engerln und Engel, so hab' ich manchmal „jekkirt“ pane Burgermeister; war mir selbst oft lad, aber hab' ich nicht anders konnen. Nation meinige, buckbanige, macht immer so, wann will durchsetzen, was hat einmal in Kopf g'setzt alleweil!“

(Ein unter einem früheren Bürgermeister in das bessere Jenseits hinübergegangener Schatten): Muaß a guater Mann sein, der Zelinka. (Seufzt.) Zu meiner Zeit hat man nur immer auf „Repräsentation“ g'schaut — mein Gott! wann nur wir Burger auch was davon g'habt hätten!

Kleyhonz: Zelinka schaut auch auf Repräsentation, aber repräsentirt nur „Wiener Gutmuthigkeit“!

*) 26. November 1868.

Ein anderer Schatten: Das ist das Wahre! Geht's, trinken wir a Glasl Klosterneuburger auf seine G'sundheit! Stoßt's an! Der Zelinka soll leben, noch viele, viele Jahre zum Besten meiner Landsleut! A so an Bürgermeister hab' i ihnen schon lang g'wünscht. Also: Hoch der Zelinka! Hoch das neue Wien! (Jubelndes Gläserklirren. Es klopft.)

Der Pförtner: Wer ist d'raußen?

Eine sanfte Stimme: Ein Wiener aus — Wischau.

Kleyhonz (erschreckt): Wiener aus Wischau? Wischau? Da is ja . . . um Gotteswillen, macht's auf! Die Stimm', der freundliche Ton is mir bekannt, mich trifft der Schlag vor Angst und vor . . . Freud'! (Es wird geöffnet und herein tritt mit einem Palmzweige in der Hand und einem Cypressenkranze auf dem Haupte: Zelinka.)

Kleyhonz (ihm um den Hals fallend): Jesus, mein guater Bürgermeister! (Alles drängt sich um die Beiden.)

Zelinka: Nicht wahr, lieber Kleyhonz, das ist g'schwind gangen? Ich bin Ihnen bald nachkommen? (Leise.) Es hat mich halt doch nimmer recht g'freut unten — so ganz allein. (Laut.) Aber jetzt führt's mich nur schnell zu meiner Monika. Wie geht's ihr denn? Ich möcht's gern überraschen . . . ich hab' ihr ein' heimliche Freud' g'macht — da schauen's her: das rothe Leiberl, das' vor vierzig Jahren tragen hat und das ihr so gut g'standen is, das hab' ich aufg'hoben und ihr mitbracht, das muß's jetzt wieder tragen; und ihre Brief' hab' ich auch mit, die muß's mir jetzt alle Tag' vorlesen — meine Brill'n hab' ich ohnedem nicht mit, weil ich's mein' alten Freund Khunn g'schenkt hab'. Also wo is's denn?

Ein alter Schatten: Die führt uns die Hauswirthschaft. Wir finden keine bessere — sie ist ein wahrer Engel!

Zelinka: No, das g'freut mich, daß mein' Monika da herob'n auch so geehrt wird, unten auf Erden habn's die Leut' gern g'habt, die gute Seel'!

Kleyhonz (mit Feuer): Stell' ich den Antrag, daß eine Deputation von neun Schattenmitgliedern die Frau Bürgermeisterin im Triumphe herbeihole. (Einstimmig angenommen.)

Zelinka (sich den Schweiß trocknend): Das war ein schwerer Abschied von meine lieben Wiener. Aber Sie, Kleyhonz,

haben auch eine schöne Leich kriegt, und was für Nekrologe! (Kleyhonz wischt sich eine Thräne ab.) Sogar die „Neue Freie“, die alleweil was zu nergeln hat g'habt an Ihnen, hat g'schrieben, daß Sie ein ehrlicher, wackerer Bürger waren. (Kleyhonz richtet sich stolz in die Höhe.) Und das Gedräng' bei der Leich! Ihrer Frau habn's gar das Portemonnaie g'stohlen . . .

Kleyhonz (heftig): Zatrace . . .

Zelinka (beschwichtigend): No, no; das wird auch noch zu verschmerzen sein; sans da herob'n auch gleich so in der Höh'? Da entzieh' ich Ihnen das Wort!

Kleyhonz (gutmüthig): Verzeihn's mir, daß ich Ihnen hab' oft Gift und Gall g'macht . . .

Zelinka (freundlich): Macht nix! (Reichen sich die Hände.)

Kleyhonz: Aber jetzt nehmen's Platz. Ist zwar bisl feucht hier, von wegen Wolken, was ich hab' für Stuwer herg'richt, aber —

Zelinka (sich niedersetzend): Schad't nix. (Lärm in der Nähe, man bringt unter freudigem Jubel):

Frau Monika (auf Zelinka losstürzend): Andres! Andres! Da bist ja! Aber so spät! So lang' hast mich warten lassen! Vierzehn Monate — und hast doch versprochen, daß d' bald nachkommst! (Bedeckt ihn mit innigen Küssen.)

Zelinka (gerührt): Da schau', jetzt fangt's zum Zanken an. Ich hab' ja ohnehin gleich mitgehen, oder doch wenigstens gleich nachfolgen wollen — aber, wenn's mich unten nicht fortlassen! Dann die Menge Arbeit! Jetzt, wo die Donauregulirung . . .

Kleyhonz (einfallend): Was wird mit Freibad?

Zelinka: Mir scheint, Sie geb'n da auch noch kein' Ruh'? Mit Ihrem ewigen Freibad! Hab'ns da herob'n nit a schon an's errichť'?

Kleyhonz: Bis ich passende Platz hab' g'funden, daß arme Lehrbuben Engel nicht brauchen gar zu weit zu laufen.

Zelinka: Hab'ns mit 'n Kouff schon unterhandelt?

Kleyhonz: San me noch bos auseinand'! A potom! Was is sonst Neug's?

Zelinka: Nun, den Act über den Gasbeleuchtungsvertrag hab'ns endlich g'funden.

Alle (verwundert): Ah, das ist ja fast unglaublich!

Zelinka: In der Stubenthorschule wird schon geheizt.

Alle (noch mehr verwundert): Warum nicht gar?

Zelinka: Ja, es geht jetzt Alles sehr rasch. Und eine Harmonie ist — daß es eine Freud' ist; Alles ein Herz und ein Sinn. Nur die Hausherren wollen auf einmal nir mehr zahl'n.

Ein erhausherrlicher Schatten: Das war bei meiner Zeit auch schon. Ein ordentlicher Wiener Hausherr muß raunzen.

Kleyhonz: Was is mit Bürgergard'? Was is mit grußmächtige Vermögen von Bürgerartillerie?

Zelinka: Da reden wir später einmal davon.

Kleyhonz: Und Neujahrsenthebungskarten? Und Lose zur Armenlotterie?

Zelinka: Aergern's mich nicht, lieber Kleyhonz. Sie wissen, daß ich selbst von jeher . . .

Frau Monika (einfallend): Du, auf ein Wort! Was ist's denn mit mein' Brillantschmuck?

Zelinka: Den hab' ich der Schottenkirche vermacht. Mein Freund, der Gatscher . . .

Frau Monika (herzlich): Und die armen Leut' — hast auf sie denkt?

Zelinka (freudig): Alles in Ordnung — ich glaub', man wird mit mir zufrieden sein. (Allseitiges Bravo. Einige Kinderschatten drängen sich heran, küssen ihm die Hände und rufen innig: „Lieber guter Papa!")

Zelinka (erstaunt): Papa? Was heißt das? Monika! Man will mich in Verlegenheit bringen — glaub's nicht!

Kleyhonz (begütigend): Aber lassen's doch Hand küssen, Papa! Sind ja nur städtische Waisen, was verehren Ihnen wie zweiten Vater. (Die Kleinen weinen.)

Zelinka (freundlich): Ah so is die G'schicht! Nu, wie is 's Euch denn gangen, ihr armen Waserln?

Die Kleinen: Gut! Gut! Aber da herob'n geht's uns doch besser. Die Frau Monika ist eine gar so a gute Mutter!

Ein mürrischer Schatten (ernst): Herr Doctor! Wird der gewisse Vertrag mit den Schulbrüdern —

Kleyhonz (einfallend): Das ist mein Antrag, werd' ich stellen später!

Zelinka: Apropos! Gibt's hier gar keine Zeitung? Ich möcht' gern etwas lesen — über . . . mein' Leich!

Der Pförtner: Noch nicht. Die Expedition ist ein bisl mangelhaft — aber sie muß doch bald kommen. (Ein seliger Colporteur schiebt das Blatt durch eine Wolke.) Da is's schon!

Alle: Vorlesen! Vorlesen! Der Klenhonz soll lesen, der liest am besten!

Klenhonz (lächelnd): Möcht' ich gern lesen, aber geh'n mir die Augen über — kann ich nicht, muß ich weinen. (Weint.)

Ein Schatten (der bisher abseits gestanden, drängt sich plötzlich herbei, fällt vor Zelinka auf die Knie und ruft): Verzeihung, edler Mann! Laßt es für mich die Sühne und Buße sein, wenn ich's verkündige, wie Wien seine treuen Bürger ehrt!

Zelinka (fährt sich mit der Hand über die Stirne; schmerzlich): Unglücklicher! Warum haben Sie uns Allen damals das angethan? (Der Schatten birgt sein Haupt in Zelinka's Schoß.)

Ein Waisenknabe: Ich will vorlesen, bitte! bitte!

Alle: Lies! lies!

* * *

Der Kleine liest nun: **„Die Leichenfeier Zelinka's.“** Die Schatten alle lauschen in athemloser Stille. Zelinka sitzt, in Gedanken versunken, das Haupt auf seine Brust geneigt. Frau Monika lehnt, den Arm um ihn geschlungen und ihr Antlitz verhüllend, den Kopf an seine Schulter, die Umstehenden gruppiren sich zu seinen Füßen und sehen mit verklärten Augen zu ihm empor. — Und als man nun vernahm, wie sein Hinscheiden Hunderttausende mit Schmerz und Kümmerniß erfüllte, wie er geliebt und geachtet und geehrt von Hunderttausenden gewesen, wie sich Hoch und Niedrig, Arm und Reich nach seinem Sarge gedrängt, um der theuren Leiche den letzten Abschiedsgruß zuzurufen, als man vernahm, wie alle Schichten der Bevölkerung in ihm ihren gemeinsamen Freund, ihren gemeinsamen Wohlthater, ihren gemeinsamen Vater verloren und betrauerten, wie graubartige Krieger an seinem Todtenbette weinten, und die ärmsten Kinder ihren einzigen Sparpfennig opferten, um einen Kranz und ein schmuckloses Band auf seinen Sargdeckel legen zu können; als man vernahm, welche Worte an seinem Grabe gesprochen

wurden, wie man seinen Bürgermuth und seinen Rechtssinn ehrte, seine Milde und Güte, und wie er auf dem großen weiten Erdenrund nicht einen einzigen Feind zurücklasse, und die Tausende und aber Tausende ihm nur ein weihevolles „Amen!" in's Grab nachriefen — — da weinten selbst die Seligen in Elysiums Gefilden, Zelinka umschlang seine treue Lebensgefährtin, erhob sich und rief mit freudeglänzenden Augen: „Nicht einen einzigen Feind!" Und so geliebt und geehrt! Nicht wahr, Monika! So stirbt's sich leicht — und — ich habe nicht umsonst gelebt?!" — Dann sank er in einen leisen Schlummer.

Kleyhonz: Pst! Pst! Weckt ihn nicht — es hat ihn zu sehr ergriffen. Indeß stell' ich einen Antrag: Was wär's, wenn wir Wiener hier uns zur Schlichtung unserer himmlischen Angelegenheiten ebenfalls einen — Bürgermeister wählen würden? Seid ihr damit einverstanden? (Alles nickt zustimmend.) Dann gebe ich meine Stimme unserem guten, braven Zelinka — ihr findet im Himmel und auf Erden keinen besseren Bürgermeister! (Jubel. Frau Monika lehnt sich über den Schlummernden und küßt ihn auf die Stirne, Genien kommen herbei und streuen Rosenblätter über die Beiden. Gruppe der Seligen.)

Der Ball der Unfehlbaren.

(Jänner 1871.)

Und es ist die Zeit, so da geschehen Zeichen und Wunder, und der Herr der Heerschaaren nicht wie der Gott der Rache Blitze über die Rotte Korah versenden wird, die im sündhaften Tanz ihr eitel Vergnügen sucht, sondern als verzeihender Vater dazu lächelt, wenn die elendigliche Menschencreatur, statt sich zu kasteien, für ein Polka-Française sich engagirt.

Und siehe, so war es auch. Und es thaten sich zusammen an Tausend Männlein und Weiblein und jeglichen Standes und Alters, aber von christkatholischem Glauben und hatten ein scharfes Auge und banden es sich auf's Gewissen, daß nicht ein räudiges Schaf sich mische in die gesunde Heerde und nicht etwa ein unreines „Jüngelchen mit krummer Nos" verpeste die reine Luft der apostolischen Versammlung.

Und siehe, so war es auch. Und die Tausend, die Mittwoch kamen, um mit gottesfürchtigem Herzen ein ehrbar Tänzchen zu wagen, sie bebeten nicht zurück vor den † † † Räumen, die sie betraten, obwohl der leibhafte Gottseibeiuns hier gar oft gehaust, und in der vermaledeieten Gestalt eines Socialdemokraten lästerliche Reden gehalten, oder als „harbe Toni" mit dem „Na vastehst si! Na vastehst si!" züchtige Ohren verletzte. Denn es war beim „großen Zeisig".

Und siehe, so war es auch. Und die Englein im Himmel mußten ihre Freude daran haben und hatten sie auch, als sie herabschaueten und ihre Aeugelein labeten an dem freundlichen Anblick. Denn so da fürbaß sich plaudernd ergingen oder walzeten oder in den Pausen der Ruhe „frumb" und rechtsam bei einander saßen, es waren nicht der lockeren Gesellen und ehrvergessenen Dirnen, so männiglich zu finden, alsbald zuchtlose Musici ihre Schalmeien erklingen lassen. Es waren vielmehr rechtschaffene Streiter der Kirche Christi, es waren jungfräuliche Mägde, die der Herr gesegnet mit der Gabe des appetitlichen Aussehens und der Kunst der schmackhaften Mehlspeisbereitung; es waren seßhafte Bürger, angethan mit dem Kleide des Wohlstandes und geziert mit güldenen Kreuzleins, so ihnen gegeben zum Zeichen der Gunst fürnehmber Herren. Und es waren dabei noch die durch den Segen der Kirche den wackeren Männern angetrauten Frauen und die aus solch gottgefälligen Ehen hervorgegangenen Söhne und Töchter, Letztere gar wundersam anzuschauen im Schmucke der Unschuld. Denn Alle, so beisammen waren, gehörten zu dem katholisch-politischen „Casino von Mariahilf", dessen wunderthätiger Ruf sich weit über die Marksteine des Bezirkes, ja selbst über den Liniengraben erstreckt.

Und es war ein erhebendes Bild, wann die Thüren des Saales sich öffneten und eintrat ein frommer Mann, und die Frauen und Jungfrauen sich erhoben und ihm küßeten in Ehrfurcht die Hand, die sich ausstreckte, wie um zu segnen die Versammlung.

Und es war ein Ohrenschmaus, als ob die Cherubim und Seraphim sangen, als der katholische Jünglingsverein ein schönes Lied begann, das ganz anders klang, als das unheilvolle: „Daß die Nachbarschaft davon nix hört."

Und da es Gott nicht durchaus mißfällig ist, sobald es einer Creatur gelüstet, von Zeit zu Zeit ein Viertelstündlein in Zucht und Ehren auch dem Spiele der heiteren Muse anzuwohnen, so thaten sich noch drei Jünglinge vom katholischen Jünglingsverein hervor und tragirten zu mancherlei Ergötzen die alte Komödie „Die Gratulanten" von weiland J. B. Moser, was Maßen seines Zeichens ein Sänger des Volkes gewesen und im grauen Alterthume gelebt, wo man noch nicht gekannt den „feschen Wiana Biz", und den kecken „Nigl-Nagl".

Und als die Lust gestiegen am höchsten und Fröhlichkeit strahlte auf jeglichem Antlitze, da schien der Moment gekommen, das Wort Gottes in neuer, faßlicher Form zu predigen und — über die Juden und Judenpresse endlich den Stab zu brechen.

Und siehe, so geschah es auch. Und es stand auf ein Mann, seines Zeichens Director, der da wohnet in einem Seminario, allwo die Knäblein geheget und gepfleget in christlicher Liebe. Und der Mann erhob seine Stimme, die so hell und lieblich tönete, wie der Klang der Peterspfennige, wenn es unbeschnittene Ducaten. Und der Mann redete Allerlei und Vieles.

Und der Mann sprach: „Geliebte Brüder und Schwestern in Christo! Ferne sei es von mir, daß ich, wie es bei den Heiden und Ungläubigen und Socialdemokraten Sitte, von Euch Geld zu Vereinszwecken verlange. Wir brauchen kein Geld (Bravo!), aber wir brauchen Euch, das heißt, Ihr sollt das katholische Casino dadurch unterstützen, daß Ihr nicht wegbleibt von unseren gottgefälligen Versammlungen, wo Ihr ebenfalls Euren Plausch halten könnet (Rufe: Sehr wahr!) wie daheim, im Kreise Eurer Lieben und Freunde. Laßt uns darum alltäglich zusammenkommen und inbrünstiglich beten, daß die schlechte Judenpresse der — Dingsda hole. Amen."

Und Zähren aufrichtiger Rührung träufelten von den Wangen der andächtigen Zuhörer, die das Gelöbniß thaten, ihre freie Zeit nicht mehr mit „Mariaschen" und „Preferanzeln" zu vergeuden, sondern den frommen Ermahnungen des Herrn Vereinspräsidenten und der Herren Ausschüsse zu lauschen.

Und wieder erhob sich ein Mann, dessen Stimme aber so mächtig klang, wie das Brausen des Oceans oder die Zorn-

ausbrüche eines mit dem „Maibuschen“ abgewiesenen „Grundwachters“. Und der Mann mit der Donnerstimme sprach Mancherlei und Vieles.

Und siehe da, so geschah es. Niemand wußte, was der Mann mit der Donnerstimme wollte, denn Niemand verstand den Mann, obwohl er feierlich erklärte, kein Jurist zu sein und nicht „g'schstudirt“ zu haben.

Und als der Mann mit der brausenden Oceansstimme die Versammlung, welche noch immer nicht wußte, um was es sich handle, in die höchste Begeisterung versetzt sah, da fand er den geeigneten Augenblick, urplötzlich ein Hoch! auszubringen, und zwar auf — die Errichtung eines „katholischen Commiscasinos“. Und man weinete abermals vor Rührung und Freude.

Und als Jeglicher und Jeder sich mit dem „Schneuztüchel“, so erzeugt war aus Seide, Linnen oder Baumwolle, abgewischt das Naß, so erzeugt war durch die Macht der Rede eines „Ung'schstudirten“, da schlug die Uhr der Maria-Troster-Kirche Zwölf, und die so fröhlichen Ballgäste durchschauerte es bei dieser Mahnung an die Geisterstunde und es bekreuzte sich Jeglicher und Jeder.

Und siehe da, so geschah es, daß urplötzlich, zwar nicht das erwartete jungste Gericht, hingegen die freudige Nachricht hereinbrach, wie alsbald zum ferneren Ergötzen aller Strenggläubigen eine „Jurlotterie“ veranstaltet werde, bei welcher Jeglicher und Jeder mit Treffern von gediegenem Werthe überrascht werden müßte. Und wieder strahlte eitel Lust und Vergnügen auf den Gesichtern der also Beglückten.

Und siehe da, so geschah es, daß A einen Jahrgang des „Vaterland“ und B einen „Krampuskalender“ und C einen Jahrgang des „Volksfreund“ und D einen Jahrgang des „Vaterland“ und E einen „Krampuskalender“ und F einen Jahrgang des „Volksfreund“, und so fort in gleicher Folge Jeglicher und Jeder eine dieser lieblichen Gaben aus der Glücksurne zog und das Geschick pries, daß sein Herz nicht Aergerniß erlitt durch den launischen Zufall, der ihm etwa ein Debardeurhöschen oder Voltaire's „Candide“ in den Schoß werfen konnte, vorausgesetzt, daß derlei frevelhafte Treffer im Spielplan ent-

halten gewesen wären, was aber, Gott sei Dank, nicht der Fall war.

Und als nun die Versammlung, reichlich beschecrt, zu ihren Tischen zurückkehrte, um im frommen Geplauder die Vortheile eines katholischen Ballfestes zu erwägen, da ertönten noch einmal die Fidel und Flöten und riefen die jugendlichen Beine zu einem züchtigen Schlußgalopp, worauf die Versammlung ehrbar von dannen trippelte oder in schönen Karossen nach Hause fuhr.

Und die das Wunder jener katholischen Ballnacht geschaut, die beten seither zum Himmel, daß er sie so fromm und rein erhalte und auch ihre Kinder und Kindeskinder in seinen Schutz nehme, auf daß sie auf ihrer Lebensbahn nicht straucheln und nicht etwa einmal dorthin sich verirren, wo auch — Juden tanzen. Amen! —

D' Frau Resl über die Altkatholiken.

(October 1871.)

Es ist eine alte und die löblichste Gewohnheit von mir, bei strittigen Anlässen gleich an der lautersten und untrüglichsten Quelle mir Raths zu erholen und den verwirrenden Orakelsprüchen unerläßlicher Auguren sorgsam aus dem Wege zu gehen. Gefällt es z. B. dem dunklen Geschicke des gemeinsamen (oder auch engeren) Vaterlandes, ein verblüffendes Ereigniß staatlicher Organisation auf die Tagesordnung zu setzen, so wird es mir nicht einfallen, in den Dicasterien herumzuschnüffeln, die oratorischen Brosamen bureaukratischer Größen aufzuschnappen, und, um mich zu belehren und zu beruhigen, der nebulosen Communiqués eines Departements-Paschas oder sonstiger vaterländischen Celebritäten zu horchen. In solchen historischen Augenblicken, wo die Weltgeschichte einen neuen Absatz beginnt, wandere ich schnurstracks an den Urquell ehrlicher, unbestochener Kritik, d. h. ich lausche der Volksstimme und sollte ich sie nirgends zu hören bekommen als im — „Mistgrüberl", der Rostra urwüchsigster Charaktere, voll ungenirtester Empfindung und prägnantester Definition.

Selbstverständlich genügt dieses Tribunal mit seiner originellen Bonmotsjustiz nicht für alle Fragen, welche meine staatsbürgerliche Brust zeitweilig mit bangen Zweifeln erfüllen. Für den czecho-germanischen Conflict und das Rieger'schen Quotenattentat konnte ich dort allerdings die erschöpfende Instruction, wie das Urtheil des „gemeinen Mannes“ über die tragikomische Angelegenheit laute, mir zu Gemüthe führen, und aus den ungekünstelten „Naturlauten“ classischer und legaler Repräsentanten ganzer Volksschichten einen Schluß auf die Denkweise der ungeheuren Majorität meiner communalen Genossen ziehen. Was Anderes aber ist es mit der Aufgabe, mich über den Fluß der religiösen Bewegung zu orientiren und die Stimmung zu erforschen, welche die große Masse meiner christkatholischen Landsleute in dem fatalen Unfehlbarkeitsdilemma erfülle. Zu diesem belehrsamen Zwecke mußte ich folgerichtig in das Hauptquartier der eifrigsten Streiter (und Streiterinnen) der allein seligmachenden Kirche mich verfügen und ich ging deshalb in den — Dominicanerkeller.

Es war am Tage nach dem ersten Gottesdienste der Nicht-Unfehlbaren. Die Menge saß Kopf an Kopf gedrängt und besprach in erregter Debatte das kirchliche Ereigniß. Ein Flickschneider (nach dem Knaack'schen Fips-Muster) führte das große Wort und donnerte gegen die „Ketzer“ und „Heiden“, in seiner Philippika eine so riesige Quantität von Schwefel und Pech verwendend, wie solche bei sämmtlichen Predigten in der Ligourianerkirche noch nicht benützt wurde. Dabei schenkte er sich unablässig aus der Maßflasche ein, die als „Best“ eines gottesfürchtigen Hausherrn auf dem Tische zum Troste der Anwesenden figurirte, und rief ein uber das andere Mal: „Die neuen Schulgesetze sind unser Unglück! Ich hab' zwar, Gott sei Dank! keine Kinder, denn ich bin, wie die Herrschaften wissen, ledig und bleib's, weil Christus der Herr auch ledig blieben ist; aber das sag' ich, wann ich Kinder hätt', ich grabet's lebendig mit meine eigenen Händ' ein, ehe ich's in so ein' Judenschul' schicken thät! . . . Trinken's aus, Herr Nachbar, es kommt noch a frisch' Maßl!“

„Und wie war denn die Judenmess'?“ fragte eine dicke Kapaunlerin, die eben einen Gugelhupf tranchirte und die Gesellschaft zum „Zugreifen“ einlud. „Do G'schicht muß ja rein gott'slasterli g'wesen sein? Is denn gar kein Unglück dabei g'scheg'n?“

„Unglück? Unglück?“ rief der Flickschneider, nach einem Stück Gugelhupf langend, „mein Gott! wie man's nimmt, für'n Anfang Unglück g'nug, wird schon mehr kommen! (Mit erhobener Stimme:) Wie der Judengeistliche die Hostie in die Höh' g'halten hat, wird's plötzlich blutroth ...“

Alle Anwesenden: „Jesses, Maria und Josef!“ Die Kapäunlerin macht das Kreuz, der Flickschneider nimmt einen herzhaften Schluck und fährt, mit den Händen heftig gesticulirend, fort: „Wird's plötzlich blutroth! Das war ein Fingerzeig vom Himmel, als wann er sagen wollt': Ihr habt's Christus, den Herrn, umbracht! Ich sag' Ihnen: ein schrecklicher Anblick! Die Frauen sind in Ohnmacht g'fall'n, die Kinder hab'n zum schrei'n ang'fangen, ein' pensionirten Rechnungsrath hat der Schlag troffen, es war wie beim jüngsten G'richt..—“

Die Uebrigen: „Hör'ns auf! Hör'ns auf! Mich friert ordentlich!“

Der dicke Hausher: „Josef, noch ein' Maß! ... Ja, sag'ns mir, hat denn da die Polizei ruhig zug'schaut? (Mit der Faust auf den Tisch schlagend, laut:) Kann denn da das Consistorium nicht einschreiten? Das ist ja ein Frevel, wie's die Jakobiner nicht anders trieben hab'n?! Gibt's noch ein Christenthum bei uns, oder leben wir im Hottentottenland? Mich bringt die Gall um!“ (Leert seinen geschliffenen Seitelstutzen.)

Der Schneider geheimnißvoll: „Das Allerschönste bei der ganzen G'schicht is, daß kein' einzige Zeitung auch nur ein Sterbenswörtl über den Skandal mit der blutigen Hostie hat bringen dürfen! Ist ihnen verboten word'n!“

Alle: „Was Sie sagen? Hm! Hm!“

Der Schneider mit wichtiger Miene: „Strengstens verboten! Bei Cautionsverlust! Nur der „Volksfreund“ hat die Kurasch g'habt, anzudeuten, daß die Altkatholiken nichts anders als Juden sind!“

Alle: „Sunst san's ja nir, als Juden, ich kenn' selber ein Paar, die sich hab'n einschreib'n lass'n ... mein Gott! Umsonst werd'n sie's eh nit thun: man hat ja allerhand erzählt ...“

Der Schneider, rasch: „Zehn Gulden bekommt Jeder monatlich, die Frauen sechs, die Kinder zwei: mir hat's Einer selber

g'standen, gestern im Heiligenkreuzerhof, wie i ihm in's Gewissen g'redt hab'. Wissen's, sagt er, hat er g'sagt: Bei die theuern Zeiten kann ma ein so ein'n Verdienst nit leicht zurucklassen. I hab' acht Kinder, ein krank's Weib, da brauch i die paar Gulden! — Nu ja: zweimal acht is sechzehn, sie: sechse, is zweiundzwanzig, seine zehn Gulden: macht's Monat zweiunddreißig Gulden! der Winter is vor der Thür' — da wird der Mann, der keine solchen festen Grundsätz' wie unsereins hat, bald wankelmüthig. Wenigstens wissen wir jetzt, was die Geldnoth zu bedeuten hat! Warum's Geld so plötzlich verschwunden is! Für die Altkatholiken, für die Ketzer hab'n sie's z'sammg'scharrt, denn die G'schicht kost' ihnen ein Heidengeld!"

Alle: „Freili is's so! Zahlt san's! Umsonst verschreibt sich Keiner 'n Teufel!"

Der dicke Hausherr: „Ich weiß nit, is mir vor Aergernuß über den Salvator-Skantal oder auf die g'sulzten Schweinsfüßel nit recht gut . . . aber mi druckt's . . . Josef! geb'ns no a Maßl her, aber von dem andern, der der Meinigen so schmeckt . . . Schwab'n m'rn abi den Zorn und halt'n mer z'sammen, was mir gute Christen san; wer weiß, ob nit doch no a Wunder g'schieht!"

Der Schneider: „Zum G'richt muß's kommen, verboten muß der Götzendienst werd'n und 's Geld müssens außer geb'n, i selber bring' d'rauf!" — —

Kaum hatte der vom Inquisitions- und fiskalischen Gelüste erfüllte Kämpe der Unfehlbaren die letzte Drohung ausgestoßen, als sich seine Rückennachbarin, eine resolute Matrone von der Erdbergerlände, renommirtes Kerzelweib bei der Dienstboten-Muttergottes und älteste Stammgastin des Kellers, die den homiletischen Expectorationen des schneidernden Papisten schon lange ungeduldig zugehört, plotzlich nach ihm wendete und im breitspurigen Redestrom folgende Erläuterungen gab:

„Sie müss'n schon verzeig'n", meinte das wackere Weiberl, „wann i mi ungebet'n in Ihnern Tischlurs misch, aber, was z'viel is, is ung'sund, und was z'dumm is, is dallet! Daß's es nur glei wissen, i bin a Altkatholikin und hab' a Wort d'rein z'red'n, weil i vom Fach bin, und schimpfen und verleimden lass'n m'r uns nit, weil's das nit gibt! I bin jetzt zweiundachtz'g Jahr alt und i bin sechz'g Jahr beim G'schäft, alleweil

christkatholisch! Mein seliger Mann war vierunddreißig Jahr Himmeltrager bei Peter und Pauli, und meine zwei Söhn' san ins Läuten gangen und Ministrir'n, bis sie's zum Militär g'nommen hab'n; mir san also Leut von der Kirch'n und kennen die Leut', die a Religion hab'n! I bin in alle Kirchen z'Haus, und hab' mit'n Platzaufheb'n in der Fast'n schöne Bikanntschaften g'macht. Unsereins muß g'fragt werd'n, wann ma wissen will, ob's mit der Religion vorwärts oder z'ruckgeht! Mir können Aufschluß geb'n, wer andächti is oder nit, weil mir an Ueberblick und G'legenheit hab'n, an Unterschied kennen z'lernen."

„Die Putzgredl in der Modemeß', der i a Brieferl zustecken sollt' — und die einfache Frau, die am Sterbtag von ihr'n Vater oder ihr'n Kind in aller Fruh kummt und in der Still' an ein' Seitenaltar ein paar Kerz'ln anzünden laßt; der Gnä' Herr, der sich was einbild't, weil er beim Hochamt im ersten Stuhle sitzen darf, bei der Predig aber eing'schlafen is; und der arme Wittiber, der seine Bub'n in d' Kirchen führt, daß sie sich, wann's das Platzl seg'n, wo der Sarg g'standen is, an d' Mutter erinnern und an die letzten Wort, die 's ihnen in's Ohr g'wispelt hat — die g'hören a Jed's auf a anders Numero. Mir „Leut' von der Kirchen" seg'ns schon, wie's an Jeden um's Herz is, mir hab'n a Praxi und lassen uns nix weiß machen, wann an's no so viel mit'n Tüchl bei die Augen umareibt. — No, daß i sog', 'n letzten Suntag war i a drinn', in der Xalvatorkapell'n, um die G'schicht anz'schau'n, über die sich g'wisse Leut 's Maul so gern z'reiß'n . . ."

„Sind's bald ferti mit dem Lamentabel?" interpellirte der Schneider, während die Kapäunlerin schnarchte, der Hausherr ebenfalls zu nicken begann und der Rest der Gesellschaft in freien Phantasien einen Terno secco componirte. „Der Papst, 's Höchste auf der Welt hat 90", meinte ein Laternenanzünder; „am Theresientag is das Unglück g'scheg'n, war 15, weil's aber das Unterste zum Obersten kehrt haben, müaßt'n m'r's a stürzen und nehmen 51; der Geistliche, der d' letzte ordentliche Meß' g'lesen hat, is, wie mir mein Kam'rad, der Heizer vom Lorenzerbergl, g'sagt hat, zwischen sechz'g und sechsundsechz'g, da bleibt uns nur der 63er und der Terno is da. Und nach Linz setzen m'r's,

weil der Bischof von Linz von dem neichen Ketzer am meisten bileidigt worden is, das Vertrau'n versöhnt wieder unsern Herrgott — aber jetzt brauchet m'r a Maßl no und der Hausherr schlaft schon. Weckt's'n auf!"

„Und 'n 77er nehmen's a no dazu, der hat ‚verruckt und narrisch'", ergänzte die frühere Sprecherin, die Frau Resl, und fuhr dann fort: „Das i's also sag, i war a d'rin — i bin glei ferti Mussi Franz! und anhör'n müssen's mi, sonst stell' i mi am Tisch und schrei, daß's Haus z'sammfallt. — Nach dem Spectakel also, was durch vierzehn Tag g'macht word'n is, hab' i glaubt, der ganze Salzgries is in der Kirch'n — und was siech i? Die honettesten Leut', meine anständigsten Kundschaften, die bravesten Frauen und die ordentlichsten Männer, mit ein' Wort: Leut', für die i einsteh', Muster von Rechtschaffenheit, die 's Herz am rechten Fleck hab'n, a Herz, das kein' Falschheit und kein' Heuchelei kennt, aber dafür ein Mitleid mit der Armuth! — I hab' meine Mirkzeichen! Wann die Frau und die und die wo dabei is, dort kann's nix Schlecht's geb'n und so is's a!"

„I hab' die Predig und die Meß g'hört; i versteh' wie a Predig sein muß; i hab' no 'n Pater Werner g'hört und 'n Pater Cölestin und 'n Pater Jakob, und die hab'ns verstanden, 'n Leut'n in's G'wissen z'reden, aber i muß sag'n: der neiche Pfarrer is mein Mann! G'weint hab' i, und unsereins, was sechzig Jahr beim G'schäft is, weint si nimmer so leicht. — Und die Meß war a in der Ordnung, nit was schwarz unter'm Nagel is, hat g'fehlt, a Meß, der Papst könnt's nit schöner halten. Die G'schicht aber, Mussi Franz, die's von der blutigen Hostie da aufti̇scht hab'n, das is a dallete Lug' und Sie sollten Ihna schamen, als Mannsbild so daher z'plauschen! Wann's a alt's Weib war'n, ließet i mir's g'fall'n. No i sag Ihna nur das Eine: Mi seg'ns in kaner andern Kirchen mehr, als — bei die Wipplinger, Justament!"

„Mussi"-Franz, der unfehlbare Flickschneider, erwiderte nichts, denn er hatte sich bereits vor der letzten Apostrophe aus dem Staube gemacht. Auch von der übrigen Gesellschaft, die sich allmählich empfahl, wurde die muthige Rednerin keiner Antwort gewürdigt. Genirte es diese? Nicht im Geringsten! Waren doch

ihre schlichten Herzensergießungen eigentlich an keine specielle Adresse gerichtet, sondern sie wollte in der „großen Frage" nur ebenfalls ihre Stimme vernehmen lassen, gehört mußte sie werden und als „Frau vom Fach" hatte sie das volle Recht dazu. Als sie ihre Brust erleichtert und von den übrigen Gästen der Schankstube ein vielfältiges: „Wahr is's, Frau Resl! Recht hab'ns! Mir bleib'n bei unserer alten Religion, mir brauchen kein' neiche!" herüberscholl, da nickte sie zustimmend und zufrieden, zahlte ihr Seitel Wein und humpelte heimwärts. — —

Das war Montag Abends. Dienstag kam der „große Schlag", das „Interdict", und als ich ihr zufällig begegnete und ihr die Neuigkeit mittheilte, in der Erwartung, daß sie die Nachricht erschüttern müsse — behielt sie auch da noch ihre volle Fassung und erwiderte mir nur: „Sag'ns 's Dem, der Ihnen das g'sagt hat, i laß'n schön grüß'n!" —

Merkwürdig! Daß man Leute „vom Fach" mit nichts erschrecken kann! — —

Drei Stunden (im „Mistgrüberl") unter dem Ministerium „Jireček-Habietinek".

I.

Wien, 8. Februar 1871.

Im Mistgrüberl, dem bekannten Rendezvous der „Weinbeißer", bot die neueste Ministerliste gestern Anlaß zu erregten Debatten. Ein Fiaker — wenn man uns recht berichtet, der „Dulliä-Peperl" — rief: „An Pfiff no auf den Schrocken!" — „Was is denn g'scheg'n?" frug der Nächstsitzende. — „No, hab'ns es nit g'lesen in der ‚Wiener Zeitung'? Böhm' müaß' ma werd'n — a g'wisser Janiczek oder wie er haßt, der Teufel mirkt sie a so an Nam, kriagt 'n ganzen Unterricht von uns're Kinder in d' Hand, und sei Landsmann, da Hablanek oder Stepanek — oder haßt er gar Prohaska — 's is eh alles ans — der übernimmt die sogenannte Justiz, und so hätt' ma's halt wieder amal ordentli beisamm und 's Andre wissen's eh, und dafür möcht i

no an Pfiff, daß i mein Krenfleisch mit G'sund g'niaß; das haßt, wann's d'erlaubt is!"

Zwei Amtsdienern, welche eben an der Schänke standen, und wie üblich, ihren halbstündigen Stehpfiff tranken, mußte diese urwüchsige Kritik der gräflich Hohenwart'schen Protegés etwas despectirlich dünken, denn der Eine meinte ziemlich gereizt: „Brauchen's gor nit sticheln auf Böhm', was sans allimal beste Biamte g'west und gute kaiserliche Diener!" — „Und kummte Zeitpunkt jetzt, hochwichtiges", ergänzte der Zweite, „wo brave Landsleut unserige kummens wieder zu grußmächtige Ansег'n und können Landsleut' ihriges, urdentliche, was hat treu und redlich gedient, verhelfen auf gute Platzl und brauchen's nit kecke zudringliche Preuß' oder Wienerische Gelbschnabel, faulenzerische, nirnutzige, miserablige, mit Cigarl in Gusch ganze Tag, was nix macht, als dumme Spaßetl über brave kaiserliche Diener!"

„Und wirde jetzt geh'n aus andere Tonart" — half wieder der Erste dem Zweiten — „wird abschafft grausliche Gasbart, was tragte schon klanwunzige Schulbub von Prakticant und wirde Exilenz Grof Hohenwort, was ise gute, preiswürdige Katholik, nehmen Staubbesen für Jud, was hote einschmuggelt in kaiserliche Birodienst unter Freimaurer."

„Mir is 's ja eh recht", rief der Fiaker, „wann die Böhm amal alle beisamm auf an Fleck san, bringt's es nur alle her nach Wian — mir paar Wiarner zieg'n uns nachher nach Leutomischl oder nach Czaslau, so is do a Ruah. Aber 'n Sedlitzki grab'n ma Eng no früher aus, den legt's Eng in d' Schatzkammer! Is das a Powidlsosching und a Gollatschenzeit! An Pfiff no und nachher: Außi — außi — außi möcht i geh'n!" —

(Letzteres scheint der Lieblingsrefrain der Wiener werden zu wollen.)

II.

Wien, 11. October 1871.

Im „Meistgruberl", der bekannten Weinstube, ging's Sonntag wieder einmal hoch her. Es fand sich nämlich zufällig jene kleine, aber gewählte Gesellschaft abermals zusammen, die

vor acht Monaten, als das wohllöbliche Ministerium „Jireček-Habietinek" inaugurirt wurde, den überraschenden Fall in populärer Weise besprach. Der „Tulliä-Peperl", der lustigste Wiener Fiaker, stand wieder, wie damals, an der Schänke, um seinen gewohnten „G'sundheitspfiff" zu trinken und neben ihn stellte das launische Geschick das kanzleidienerische Dioskurenpaar, welches an jenem denkwürdigen 7. Februar das Avancement von „Landsmann ihrige" mit so classischem Stolze erfüllte.

„Geb'ns me no gruß Seitel, Frau Schuh, an Freudentag czechische, wo hab'ns me endlich durchg'setzt Ausgleich langmächtige von Nation grußmächtige böhmische, mit Wienerstadt rebellische!" rief der Eine der Wenzelssöhne, that einen herzhaften Zug, trocknete sich mit der Zunge die Oberlippe, schmunzelte bedeutungsvoll und entschloß sich sodann zu der Resolution: „Meinetwegen no Pfiff mit klane Spritzer, kummt eh bald Krönung, wo Alles is umsunst!"

„Das is halt Enger Numero: Alles umsunst!" warf der Fiaker ein. „Kosten därf's nir und no a Aschio dazu! Was kriagt's denn no Alles außa von uns? Sagt's es halt, wann's eppa a klan's Geld brauchts, mir san ja z'weg'n dem auf der Welt . . ."

„Mußt nir geb'n Antwort, kecke Preuß', zudringliche, gelbschnabliche (raunte der Dritte seinem ärarischen Collegen zu), werd' ich schon Maul stopfen, wann untersteht, dumme Spaßetl machen mit brave kaiserliche Diener . . . Geb'ns noch Pfiff!"

„Mir a an!" rief der Fiaker, „wann der buklate Ausgleich ferti is, bleibt uns vielleicht eh ka Tropfen, außer von der neichen Wasserleitung, und do is's a no nit g'wiß, ob amal was außa rinnt. Für Dirndl Laudon! Wann's bei mir in der Gift- und Gallmaschin zum Sieden anfangt, nachher zahl' i Eng die ‚Quote', die auf's dreieinige Powidl-Landl kummt, selber aus!"

Die anderen Zwei unisono: „Halten's Gusch, dumme Kedl!"

Der Fiaker: „Das is der rechte Ton, in dem's mit an Wianer reden müßt's! Habt's eppa die alte böhmische Polizei schon wieder beisamm', weil's gar so käwi seid's? Ruckt's außa mit die hechtgrauen Kreuzritter, fangt's an zum Arratir'n, dös is jo das G'schäft, was 's am Besten g'lernt habt's!"

„Wird schon kummen nach Ausgleich und Haslinge kummte auch! Hihihihi!" replicirte der Erste triumphirend und bot seinem Kameraden eine Prise.

Der Fiaker: „No, jo, richt's Eng's halt her, wie's Oes braucht's! Nur kan Schenirer! Außer mit der Farb und wann's no so dr . . . . is! Was Ander's erwart' ma ja gar nöt: mir geben die Buck'ln her und Oes d'Haslinger, dös is der Ausgleich, wie's 'n möcht's, Oes Gollatsch'nhelden, dös is die G'schicht vom Achtatzl, 's allerneicheste Liad, was ma erst kriagt hab'n . . . an Pfiff no! und halt's ma mein' eisern' Arm, sunst han' i das ganze Krippelg'spiel z'samm, eh's aus'n Leim geht!"

„Gift sich, dalkete, preußische Wiener, hihihihi! Stuß an Kamrad, Pane Rieger soll leb'n!"

„Soll se leb'n und Palacky daneb'n, viele hundert Jahr'!"

„Wißt's denn gar kane andern Böhm', als alleweil dö Zwa? Schaut's, daß an Dritten dazu find'ts, daß 's Kleeblattl beisamm' is: an Hofrath aus der ‚alten Schul'' oder sunst was Sauber's!"

„Hofrath aus alte Schul' war'n's gute Patriot . . ."

„Freili, 's hat Kaner 'n Andern in Wadl bissen!"

„Red'n's nit, was hab'n's nit dient in kaiserliche Biro; versteh'n's Kleulas von Kanzelei . . ."

„Gott sei Dank! Aber so viel versteh' i, daß 's Zeit war, mit Eng deutsch z'reden, engre Bosösenkammerln aufz'mischen, 's Fuatertrücherl höher z'hängen, und dö z'kampeln, dö gar z'straupet san! Was wollt's denn eigentlich von uns? Habt's no nit gnua? San vielleicht no wo ein paar guate Platzln, wo 's kan Landsmann unterbracht habt's? Spitzt's eppa no auf a paar Ministerport'föl? Schaut's Eng halt um und sagt's es, was's braucht's, vielleicht sind's no a Bisl was, was Eng paßt; viel is freili nimmer da zum Ausfnach'n, weil's eh schon Alles habt's! — Herrschaft Tannabam! Wann i z'red'n hätt'!"

„Wienerische Preuß' hat gar nix red'n, hat kusch'n; is e Zeitpunkt and're word'n, fragte Katz, um kannste Deutsch! Mir sans me da! Mir hab me siegte! Diky bohu! — Geb'n's noch Pfiff!"

„Und mir a Glas'l Schlibowitz, daß i ma mein' Mag'n curir auf dös böhmische Frühstuck!"

„Wan's woll'n bileidigen, ruf' me Patrul!"

„Strapatzirn's Ihna nit! I waß eh, daß die Patrol in Eng'rn Pfundamentg'setz d'Hauptsach' is. Um was ander's habt's Eng eh nit kümmert! Fangt's halt glei an und räumt's z'samm in Wiarn! Jagt's uns d'Lehrer davon, die no nit powidal'n können und schickt's uns die Breitkrampleten einer, Des habt's es ja im Vorrath. Und was's Zahlen betrifft, daß werd'n schon mir thuan, mir hab'n's ja!" —

„Is eh böhmische Geld!" ...

„Freili, dafür gilt's a so viel!"

„No, wirde spannen, Wienerische Hungerleider, wann wird e Geld aus'gworfen bei Krönung böhmische!"

„Dö Krönung steckt Eng halt in' Kopf, weil's was z'schenk'n kriagt's und an bratnen Ochsen a no dazu. Guat'n Appetit! Eßt's Eng amol satt an dem Bissen, uns laßt's eh nur wieder d' Hörndln! ... A Cigarl möcht i no, eh' d' Welt böhmisch wird, aber aus, was Luft hat, weil i mein' Blasbalg no weiter brauch', wann man die neiche National-melodie lernen müssen, dö mit die „brce und drce und krce". Schamster Diener, meine Herrn, und bleib'n's schön warm an-g'legt, 's kinnt a schlecht's Wetter kummen! Dulliä! Dulliä!" ...

III.

Wien, 1. November 1871.

Im' „Mistgrüberl" feierte gestern der „Dulliä-Pepert" einen seiner schönsten Triumphe. In patriotisch-übermüthigster Laune in die Weinstube tretend, rief er, mit den Fingern schnalzend, gellenden Tones: „'s Theater is aus! Gar is's mit der Komödi! — An Pfiff g'schwind, und wann viel-leicht a paar Böhm' da sein, die z'Haus fahr'n woll'n, i führ's umsunst!"

Frau Schuh, die würdige Matrone, verwies dem enthu-siastischen Urgermanen in sanfter Rede solch anzügliche Bemer-kungen, der aber schnellte seinen Hut in die Höhe und replicirte: „Laßt's ma mein Freud', daß i wieder deutsch sein därf

und vom Powidldialect nix z'wissen brauch! Aber beim z'Haus-führ'n bleibt's, und mir is nur lad, daß mein' Parutsch heut nit so lang, wie der Triester Postzug is, *Alle* müßt'n's ein-steig'n und in an fesch'n Trapperl ließ't i's fürischießen, die Bräun'ln, und wann's bis Leitomischl ginget! Also, vorwärts, wer sein Binkerl g'richt't hat; packt's z'samm und macht's nit viel Umständ beim Abschied, weil eh ka Katz want um Eng!"

„Mussi Schuh! Lassen's nit bileidigen Nation, was is in Unglück momentanige, sunst ruf me Patrull!" scholl's von einer Tischecke herüber, worauf der Fiaker, auf's Angenehmste über-rascht, dem Sprecher zurief:

„Ah, Serwas, meine Herrn! Da sitzt ja das ausg'warmte Vorzimmerpaarl, was damals so keck mitzwitschert hat, wie das neiche G'sangl ang'fangen hat, und der böhmische Wind a wengl z'scharf gangen is! No, wie geht's Eng denn? Wie viel Knöpf' kriagt's denn als Pension für die paar Brodtäg', die's dient habt's? Nit wahr, mir san a Bisl nobli? Mir zahl'n, wann ma d' Leut' a gar nit brauch'n hab'n kinna, aber das schenirt uns nit, *weil mir's hab'n* und thun kinnan, und weil's auf a paar Millionerln mehr oder weniger nit mehr ankummt. — An Pfiff no, zum böhmischen Valedi!"

„Kecke, dalkete, nixnutzige preußische Wiener wird e schau'n, wann brave, kaiserliche Diener aus elendige Nest, stinkete, wegzieg'n und muße vor Hunger krepirowat. — Stuß' an Kamerad!"

„Waßte was, mir geh'n me no nit furt, *mir bleib me da*, mir woll'ns me seg'n, wie kummte Durcheinand kralewatschete in Biro, wo verlegte a Stückl um andere, weil's ham's noch nit dient in Kanzelei, hihihi!"

Drauf der Fiaker: „Laßt's Eng ka grau's Haar wachsen, so schön, wie Des, treff' ma's a! Höchstens, daß ma nit so viel G'schwisterkind zum versorgen hab'n! Mir werd'n's halt a Zeit lang probir'n, ob ma's ohne Böhm' a richten könnan, *mir scheint, es wird geh'n!* — Und jetzt, pfiart Eng Gott! Wann's z'Haus reist's, sag's es daham: Gar so dumm san ma nit, wie ma ausschau'n, und daß's mit'n ‚*Böhmischwerd'n*' nit *pressirt*, und daß ma die Gruan' kennen, die im Gras uma hupfen, und daß die neiche Zar haßt: „*Deutsch woll'n*

m'r bleib'n!“ und nach derer Tax wird g'fahr'n und da is vom Umwerfen ka Red', weil's dös nit gibt! Zu uns müßt's kommen um a alt's G'wand und — 's Andere wißt's eh! — Und jetzt laßt's ma no amal d'Wianazeitung lesen, so schön war's no gar nit, wie heut — aber dö Nummer hätt' schon vor acht Monat kommen soll'n. Her mit die Reschkripter! Is dös a Hetz!“



Schlußwort.

Meine kleine Wiener Chronik ist zu Ende. Indem ich sie überblicke, erschrecke ich — von den sonstigen zahllosen Mängeln und Defecten nicht zu sprechen — vor zwei Hauptgebrechen, welche zu repariren nun wohl zu spät ist. Ich meine die vielfachen Wiederholungen gewisser charakterisirenden Beobachtungen und — daß ich einzelner Personen despectirlichsten Rufes wohl allzu häufig gedachte und sie in ungebührlicher Weise in den Vordergrund stellte.

Was nun letztere Capitalsünde gegen den guten Geschmack anbelangt, so glaube ich, mich mit dem Vorsatze rechtfertigen zu durfen, in allen Dingen nur das getreueste Spiegelbild liefern zu wollen. Ist es meine Schuld, wenn sich ganze Schichten und Stande selbst stigmatisiren, und sowohl bei ihren öffentlichen Rendezvous, wie privaten Conventikeln gerade den . . . . widerlichsten Personnagen die Hauptrolle und den Ehrensitz überließen? Traf ich bei meinen diversen Rundgängen auf solche Crimina — so durfte ich sie nicht verschweigen, wiewohl ich selbst am meisten es beklage, daß, wenn ich auch zeitweise Edelwild zu jagen hoffte, stets nur dasselbe ekle Ungeziefer mir entgegenkroch.

So viel zu meiner Purificirung hinsichtlich des einen Anklagepunktes; die übrigen mögen von dem gütigen Leser für diesmal nachsichtsvoll „ausgelassen" werden. —

F. S

Collection Hartleben.

Eine Auswahl der hervorragendsten Romane aller Nationen.

Vierzehntägig erscheint ein Band.

Preis des Bandes eleg. geb. 40 kr. = 75 Pf.

Pränumeration für ein Jahr (26 Bände) 10 fl. = 19 M.

Das Bedürfniß nach guter belletristischer Lectüre, welches thatsächlich nicht nur vorhanden ist, sondern auch mit jedem Tage wächst, hat die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung, welche seit mehr als neunzig Jahren für die Verallgemeinerung der Wissenschaften und der literarischen Bildung wirkt, veranlaßt, auch diesmal ihr Scherflein beizutragen und zu einer neuen Unternehmung entschlossen gefunden, welche nun im zweiten Jahrgange unter dem Titel

Collection Hartleben

vierzehntägig, in Bänden zu zehn bis zwölf Bogen erscheint. In schöner, moderner Ausstattung, mit angenehm lesbaren Lettern gedruckt, gut und dauerhaft gebunden, bietet die

Collection Hartleben

zu wohlfeilen Preisen die hervorragendsten Romanschriftsteller aller Nationen. In erster Linie werden die gediegenen Werke des **eigenen belletristischen Verlages**, welche meist seit Jahren vergriffen sind, der heutigen Generation in guten, sorgfältig revidirten Ausgaben näher gelegt und soll damit der Beweis erbracht werden, daß das, was unseren Vätern gefiel und damals als gediegen galt, als schön und mustergiltig befunden wurde, zum großen Theile **auch heute eine Existenzberechtigung** hat und verdient, Gemeingut zu werden. Aber nächst den englischen, französischen, italienischen, polnischen, russischen, schwedischen, spanischen und ungarischen Autoren vergessen wir auch die deutschen Dichter nicht und lassen ihnen Gerechtigkeit widerfahren: **Achard, Ainsworth, Arlincourt, Balzac, Beauvoir, Currer Bell, Berthet, Blanquet, Bulwer, Bersezio, Capendu, Dash, Degré, Delpit, Deslys, Dickens, Dumas** Vater und Sohn, **Eötvös, Oct. Feuillet, Féval, Feydeau, Flaubert, Flygare-Carlén, Fondras, Gaskel, Girardin, Gondrecourt, Gonzalés, Herloßsohn, Jerrold, Jokai, Jozsika, Kraszewski, Lavargne, Maquet, Montépin, Theod. Mundt, Mügge, Paalzow, Perrin, Ponson du Terrail, Rosegger, Rovetta, George Sand, Sandeau, Soulié, Eugen Sue, Thackeray, Verne, Wood** und viele Andere stehen auf unserem Repertoire. „Wer vieles bringt, wird Jedem Etwas bringen“, und so wird hoffentlich die

Collection Hartleben

deren erste Serie so rasch festen Boden im großen Publicum gewann, auch ferner die beifällige Aufnahme finden, deren sich die Publikationen unseres Verlages stets zu erfreuen hatten.

Auf nächster Seite bieten wir das Programm des zweiten Jahrganges von 26 Bänden, der

Collection Hartleben

dar und empfehlen diese Unternehmung ihrer Gediegenheit und Wohlfeilheit halber der weiteren freundlichen Aufnahme.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Collection Hartleben.

Eine Auswahl der hervorragendsten Romane aller Nationen.

Vierzehntägig erscheint ein Band.

Preis des Bandes eleg. geb. 40 kr. = 75 Pf.

Pränumeration für ein Jahr (26 Bände) 10 fl. = 19 M.

Inhalt des ersten Jahrganges.

I.—IV. **Carlén, Emilie.** Der Vormund.
V.—VI. **Dumas, Alexander.** So sei es.
VII.—VIII. **Sue, Eugen.** Miß Mary.
IX. **Jokai, Mor.** Hallil Patrona. (Die weiße Rose.)
X. **Sand, George.** Die kleine Fadette. (Die Grille.)
XI.—XII. **Mügge, Theod.** Verloren und gefunden.
XIII.—XIV. **Thackeray, William.** Die Geschichte Heinrich Esmonds.
XV. **Turgénjew, Iwan.** Frühlingsfluthen.
XVI. **Marquet, Aug.** Liebe und Verrath.
XVII.—XIX. **Dumas' Sohn.** Roman aus dem Leben einer Frau.
XX. **Féval, Paul.** Der schwarze Bettler.
XXI.—XXII. **Sandeau, Jul.** Valcreuse.
XXIII.—XXIV. **Berthet, Elie.** Der Wolfsmensch.
XXV.—XXVI. **Ainsworth, Harrisson.** Der Verschwender.

Inhalt des zweiten Jahrganges.

I.—III. **Kraszewski, J. I.** Am Hofe Augusts des Starken (Gräfin Cosel).
IV. **Rovetta, Girolama.** Der erste Liebhaber.
V.—VI. **Delpit, Albert.** Theresine.
VII. **Rosegger, P. K.** Streit und Sieg.
VIII. **Dumas, Alex. Sohn.** Diana de Lys.
IX.—XI. **Herloßsohn, K.** Wallensteins erste Liebe.
XII. **Besozzi, Max.** Späte Einsicht.
XIII.—XIV. **Sue, Eugen.** Kinder der Liebe.
XV. **Degré, Al.** Blaues Blut.
XVI.—XVII. **Sand, George.** Bekenntnisse eines jungen Mädchens.
XVIII.—XX. **Bell, Currer.** Die Waise aus Lowood.
XXI.—XXII. **Flaubert, G.** Mad. Bovary.
XXIII. **Gaskel, J.** Eine Nacht.
XXIV.—XXVI. **Dumas, Alex.** Chevalier von Maison Rouge.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.